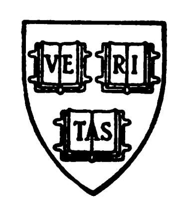


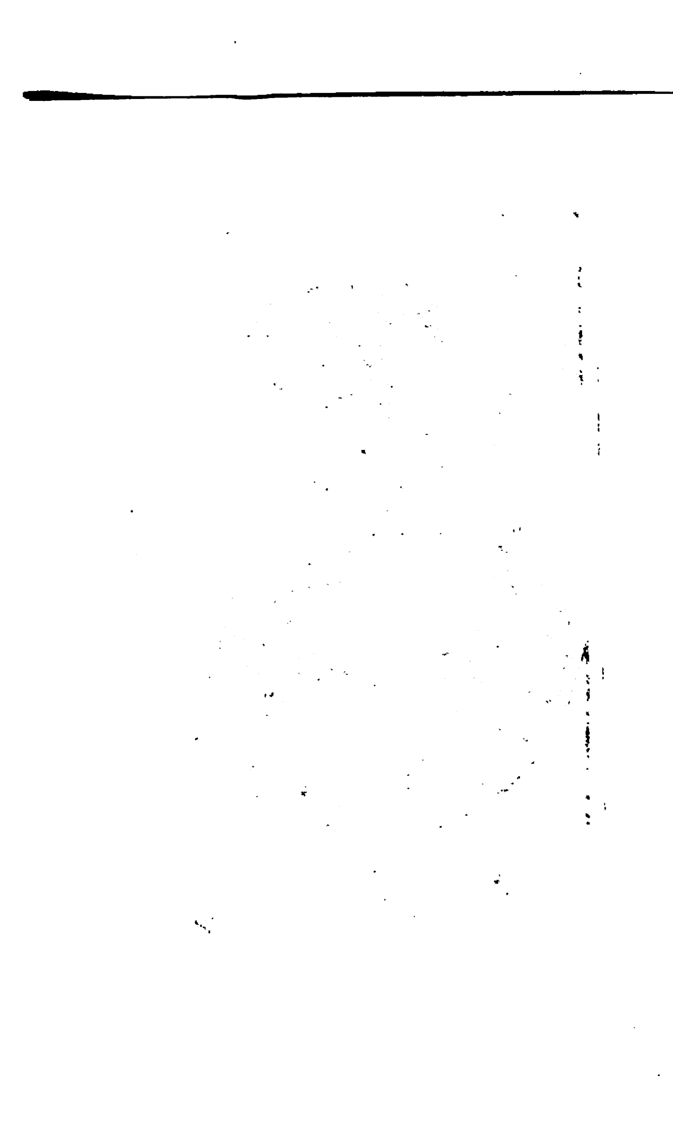


Anna Elisabeth,
Freiin von Droste-Hülshoff.



Annette Droste Hülshoff,





Anna Elisabeth,
Freiin von Droste-Hülshoff,
Leben und ausgewählte Dichtungen.

Ein Denkmal

von

Johannes Claassen.

Mit dem Bildnis der Dichterin und acht Landschaftsbildern.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Ob ein Andrer sie gegeben
Oder meine Hand:
Sieh, die Lieder durften leben,
Aber ich entschwand.
A. E. v. D. H.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1883.

Dem Neffen der Dichterin,

Herrn

Heinrich Freiherrn von Droste-Hülshoff

auf Hülshoff

mit Ehrerbietung gewidmet.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Vor fast zwei Jahren stellte sich dieses einfache Denkmal ohne Vorwort und Namen seines Erbauers zum erstenmal denen dar, die es ansehen wollten. Daß nicht wenige es freundlich ansahen, ist Grund, daß es nun zum andermal sich darbietet; und zwar mit Verbesserungen und Erweiterungen, wenn auch zu demselben Preise, — wie ihn alles in dieser Welt einmal haben muß. Verbessert wurde an Form und Inhalt des Unterbaues manches, auch einige Lücken desselben gefüllt, das Hauptdenkmal der Dichterin aber, nämlich die Dichtungen, um eine in jeder der vier ersten Gruppen, um vier in der fünften Gruppe (Geistliches), vermehrt, und außerdem wurden die edelsten und schönsten Gesänge der romantischen Walther-Dichtung vollständig, und ebenso der „Hausgeist des Roßtäuschers", diese kleine Faust-artige Novelle in Versen, nunmehr ganz gegeben. So enthält, glaubt man, diese Ausgabe mehr noch als die

vorige nicht nur alles Charakteristische, sondern auch alles Schönere und Standhaltige — die größere und bessere Hälfte aller Dichtungen A. E. v. Droste's. Auch das Leben ist hier so ausführlich als nirgend bisher geschildert, das Leben und der Geist seiner Trägerin.

Dafür, daß solches dem der es setzte möglich war, gebührt in erster Reihe der Dank der hochverehrten Familie der Verewigten, deren Güte nicht nur die meisten der Landschaftsbilder, sondern auch sonst manch wertvolles Material dem Verfasser an die Hand gab, besonders auch für diese zweite Auflage. Fast noch mehr des letztern aber, samt der ersten Anregung zur ganzen Arbeit, reichte des greisen Freundes der Dichterin in Münster, des nicht genannt sein wollenden, Güte dar, und derselbe blieb auch während der Arbeit sorgsamer, vielfach angegangener Berater. Ihm also nicht minder Dank. Einen solchen überdies dem werten Neffen des Ebenerwähnten, dem jungen, begabten Maler gl. N., welcher die Ansicht von Rüschhaus damals, und eine noch weit ansprechendere jetzt wieder aufgenommen und mit höchstem Fleiß ausgeführt hat. Daß der Herr Verleger für die allseitig anerkannte geschmackvolle Ausstattung des Denkmals, bei so billig angesetztem Preise, den Dank des Erbauers teilt, braucht kaum gesagt zu werden.

Zuletzt und zuhöchst aber dieses. Daß das schlichte Denkmal, zweier wegwerfenden Urteile ungeachtet, freundliche Aufnahme bei so Verschiedenen und Verschiedenartigen fand; mehr, daß es ein Zeichen und ein Zeugnis werden konnte davon, daß wie sehr auch, bis zu scheinbarer Unversöhnlichkeit, die Lehre der Kirchen — oder ist es nur der menschliche Verstand der einigen Gotteslehre? — die Gemüter trenne, das Leben, angeschaut in einem edlen Bilde, auferbaut auf reinem, festem Grunde, auch so weit Getrennte wohl zu einigen vermag. Wenn auch nur in unbewußter Ahnung, wenn auch nur im matten Vorbilde jener vollen und reinen, geheiligten Herz-Einigung und Geist-Gemeinschaft, welche weder wissenschaftliche noch praktische Bildung, weder Kunst noch Dichtung, weder Staat noch humanitäre Gesellschaft zustande bringen kann, welche allein die aus der Wurzel des rechten und einigen Glaubens an den versöhnenden Sohn des Vaters erwachsene Lebensfrucht der alles überwindenden Liebe des Geistes ist.

In diesem Sinne auch war dem geringen Schreiber von besonders hohem Werte das Zeugnis eines katholischen (geistlichen) Beurteilers: daß diese Arbeit „durch keinen Hauch von Intoleranz getrübt sei." Er meinte aber nicht jene tote Toleranz der Gleichgültigkeit in den höchsten, nämlich religiösen Dingen, sondern die Tole-

ranz des Glaubens an die heilige Liebe, die Toleranz auf tiefstem Grunde. Eben diese und eben diesen möge auch die neue, vorliegende Gestalt des Denkmals unsrer westfälischen, unsrer deutschen Dichterin verkünden: zu einem Wohlthun für sie selber und zum Wohlthun derer, die es anzusehen nicht verschmähen.

Elberfeld.

J. Cl.

I.

Das Leben.

Ein Herz, so stark, das Schwerste zu verwinden,
So warm, um leicht in Flammen aufzugehn,
So tief, um ahnend Tiefstes zu verstehn,
So weich, um nur in Starrheit Halt zu finden;

Ein Geist, geschaffen Geister zu ergründen,
Stolz, um Gemeines groß zu übersehn,
Demütig, wenn ein Lebenswerk geschehn
Und seine Spur verweht schien von den Winden;

Einsam erwachsen auf der Heimatflur,
Einsam trotz innig ernstem Liebessehnen,
Im Stillen sammelnd ewigen Gewinn,

Allein an Gott dich klammernd und Natur —
Zu Perlen wurden dir all deine Thränen:
So wardst du Deutschlands größte Dichterin!

H.

———— — –



I. Das Land und die Stadt.

„Et gieft men een Mönster."
(Münsterländisches Sprichwort.)

Sie war geboren, ward erzogen in dem adeligen Hause im Münsterlande zwischen Weiher und Wald. Sie lebte einsam und gemeinsam mit der Natur, der Muse, den Freunden und mit Gott. Mehrmals wanderte sie, die Leidende, nach des Südens reinerer Luft, weilte dort im Burggelaß am Seegestade, angesichts der Alpenhäupter ihrer Heimat eingedenk. Sie lebte diese Wirklichkeit wie einen Traum; sie liebte, nicht wie andere; sie litt und bangte, stritt und glaubte, dichtete und starb. Nicht starben ihre Lieder, und nicht ihr eigen Angedenken in so manchem. Sie selber lebt nun, also hofft und glaubt es unsre kleine Liebe, in dem Schoß der großen, allbarmherzigen, nach der sie hier so schmerzvoll oft gerungen. Ob ihrer Ruhestätte aber steht geschrieben: „Ehre dem Herrn!" —

Das ist mit wenig Worten der Lebensinhalt jener eigenartigen und edlen Pflanze, welche von dem unsichtbaren Gärtner in urdeutschen Boden gesäet, in Verborgenheit aufging, und Blüten und Früchte trug, an denen sich noch Tausende

erlaben, Gute stärken mögen. Die Ehre allein Dem, der sie gepflanzt, gehütet und gezogen, sie zu sich gezogen, und dann, gewiß zu rechter Zeit, sie auch gebrochen hat. Uns bleibt das Nachsehen und das Verstehen, ohne Menschengefälligkeit, Kreaturvergötterung und Geniusdienst; das Verstehen dessen, was von Gaben ihr zu teil geworden, wie sie sie entfaltet und verwendet hier im Leben, und zuletzt geopfert hat dem himmlischen Geber — in einem Sterben auch, das wir alle hier durchgehen müssen, um von dem andern Tode frei zu werden. Aus dem Verstehen solcher Art aber möge eine Frucht des Lebens und des Todes selbst erblühen, die, weil bitter, süß, und weil süß am Anfange und Ende, bitter ist im Übergang.

Von diesem Hauptgesichtspunkte aus, zu welchem der ästhetisch-litterarische hier zuletzt nur dienend sich verhalten darf, sei das folgende Denkmal der längst anerkannten Dichterin vornehmlich gesetzt und angesehen. Das Denkmal mit der Vollzahl auserwählter Dichtungen, zu denen jenes selbst nur Unterbau zu sein bestimmt ist.

Wenn jemals eine Pflanze die Art des Bodens trug, dem sie entsproßte, je ein Mensch des Landes und des Volkes Art, das ihn erzeugte und umschloß, so war es hier. Zugleich indes mit einer Erhebung über diese Art, und einer Verklärung derselben in eigentümlich schöpferischer Weise. Darum mag es unsre erste Aufgabe bilden, dieses Land und diese Stadt, Westfalen, Münsterland und Münster, in kurzen Strichen in Erinnerung zu bringen.

Westfalen, dieses gut und rein sächsische Land, ist vielleicht unter allen deutschen Gauen derjenige, welcher Art und Sitte unsrer germanischen Altvordern, wie solche vor bald zwei-

tausend Jahren Tacitus seinen römischen Landsleuten zum Muster aufstellte, am treusten bewahrt hat, nur vom Geiste des heiligen Christenglaubens zum großen Teil durchsalzen und veredelt. Das gilt in besonderer Art von dem nördlichen und nordwestlichen Landesteile, dem fast ebenen, im Süden, Osten und Nordosten durch Bergzüge eingeschlossenen, gegen Nordwest aber zur fernen Nordsee mehr geöffneten, dreieckigen Busen des Münsterlandes, das mit seinen Haiden, Sümpfen und Waldhügeln, seinen vereinsamten Höfen, Kämpen und Wallhecken, seiner stillen Eingekehrtheit und träumerischen Abgeschlossenheit überhaupt, eins der eigenartigsten Stücke deutscher Erde ist.

Ein Meerbusen war einst dieser Landstrich, wie sein Mergel- und Kalksandboden voller Muscheln und Versteinerungen es bezeugt; auch erhebt er sich noch jetzt nur wenige hundert Fuß über den Meeresspiegel und trägt überdies in manchem andern dieses seines Ursprungs Spur. Riesige Findlingsblöcke, vor Zeiten über das Eis von Schottland herübergewälzt und den schottischen Felsen urverwandt, wie die Bewohner der beiden Länder unter einander, finden sich da und dort zerstreut und rufen die Ferne und Vergangenheit in der Gegenwart Gedächtnis. Öde Sand- oder Moorhaiden dehnen sich nach den Grenzen des umfriedeten Busens hin; in der Mitte aber, zumal um Münster der Stadt, werden die Haiden zu blumigen und futterreichen, farbig überhauchten Weiden für Rinder- und Schafherden. Dazwischen hohes Eichen- und Buchengehölz und wieder einsame Weiher, auf deren Spiegel Libellen über Wasserrosen tanzen, während aus den Gebüschen Vögelchöre ihren vielstimmigen Sang in Fülle strömen lassen. Daran stoßen die fruchtbaren Kämpe: teils Äcker, teils gepflegte Wiesen, durch Wallhecken — niedrige von Buchengesträuch überschattete Erd-

wälle — von einander abgeschieden: wie Gärtchen, aus denen hie und da die niedrigen, roten oder weißen Gehöfte hervorlugen. Eine einzige und doch so mannigfach gegliederte Oase inmitten wüsterer Haideflächen, ja inmitten der großen Welt ringsum, ein verzauberter Garten, eine Welt für sich — und auch eine Gotteswelt!

„Seltsames schlummerndes Land! so sachte Elemente! so leise seufzender Strichwind, träumende Gewässer, so kleine friedliche Donnerwetterchen ohne Wiederhall! und so stille blonde Leutchen, die niemals fluchen, selten singen oder pfeifen, aber denen der Mund immer zu einem behaglichen Lächeln steht, wenn sie unter der Arbeit nach jeder fünften Minute die Wolken studieren und aus ihrem kurzen Stummelchen gen Himmel rauchen, mit dem sie sich im besten Einverständnisse fühlen!" So das auserwählte Kind des Landes über seine Heimat. Es nennt sein Münsterland „so anmutig, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felsen und belebten Strömen dieses nur immer gestattet, eine große Oase in dem sie von allen Seiten umstäubenden Sandmeer. In hohem Grade friedlich, hat es doch nichts von dem Charakter der Einöde, vielmehr mögen wenige Landschaften so voll Grün, Blumenflor und Nachtigallenschlag angetroffen werden. Kurz, diese Gegend bietet eine lebhafte Einsamkeit, ein fröhliches Alleinsein mit der Natur wie kaum eine andere. . . . Dörfer trifft man alle Stunde Weges höchstens eins, und die zerstreuten Bauernhöfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahnenschrei, oder ein aus seiner Laubperrücke winkendes Heiligenbild die Nähe menschlicher Wohnungen andeutet, und man sich allein glaubt mit Gras und Vögeln, wie am Tage der Schöpfung."

Die Bewohner dieses Erdwinkels, echte niedersächsische Germanen, sind meist von mächtigem Körperbau, blondhaarig

und blauäugig, von reiner heller Gesichtsfarbe, aber nicht mehr so kriegsmutig wie ihre heidnischen Ahnen, sondern ruhig und gleichmütig, fast träge und phlegmatisch, aber ausdauernd bei aller Arbeit, wie die Sachsen überhaupt. Und unter der oft dicken und herben Schale birgt sich ebenso oft ein weicher, wohlthuender Kern von natürlich gemütlichen und sittlichen Eigenschaften: Keuschheit und Mäßigkeit, Geduld und Tapferkeit, Treue und Glauben; dazu ernste Gottesfurcht und nicht minder ein sinniger, zuweilen tiefsinniger Geist und ein Trieb, die Rätsel des Daseins zu empfinden und zu ergründen. „Gutmütigkeit und tiefes Rechtsgefühl, sagt jene Stimme, eine gewisse Blödigkeit und Furchtsamkeit gegenüber dem Fremden (nicht Feigheit), Milde und Sitteneinfalt verbunden mit einer stillen Ordnung und Wirtlichkeit ist dem Volke dieses Landes erbeigen. Die Ruhe und Eintönigkeit, die aus dem Innern der Bewohner hervorgehen, verbreiten sich über alle Lebensverhältnisse. Obwohl furchtsam und gänzlich abgeneigt, sich ungesetzlichen Handlungen anzuschließen, kommt dem Münsterländer doch an Mut, ja Hartnäckigkeit des Duldens für das was ihm recht scheint — wie besonders die napoleonische Zeit des Druckes und der Gewalt leuchtend bewiesen — keiner gleich. Er besitzt unter dem Schein des Phlegmas den Mut der Liebe, die sich für den Freund und Bruder opfert, und eine obschon verborgene, doch schwärmerische Religiositat; sowie er überhaupt durch Eigenschaften des Herzens ersetzt, was ihm an Geistesschärfe (nicht an Geistestiefe) abgeht ..... Schon die laue, feuchte Luft macht den Menschen hier träumerisch, und man braucht ihn nur anzusehen, um das langsame Rollen seines Blutes gleichsam mitzufühlen.“ (A. v. D.)

„Dem westfälischen Geiste, sagt ein Mitlebender, ist nicht jenes unstäte und grundsatzlose Umherflattern an der Außen-

seite der Dinge eigen, er kennt nicht jene Erregbarkeit für das bloß Sinnenfällige, die Sucht nach Mannigfaltigkeit und Veränderung des Eindrucks. Er lebt und schafft mehr in einer gewissen Abgezogenheit von der zerstreuenden Außenwelt, er bleibt bei sich, in der Enge und Heimlichkeit des Gemüts, und darum verliert er nicht leicht den Mittelpunkt alles wahren und geistigen Lebens, Gott und die Religion, und hiemit feste Grundsätze und ehrbare Sitten. In dieser Selbstbeschränkung bekundet er einen tiefen Zug echt deutschen Wesens. Das bezeugt die ganze Geschichte des Volks." (C. Berthold.)

Ein anderer, obwohl auch Westfale und Münsterländer, spricht daneben von der festen und knorrigten Eichenholznatur der Bewohner, die gute Hauswirte und tapfere Soldaten gebe, auch die ererbten Sitten und Anschauungen fest halte und einen religiösen Sinn nähre, aber auch verbunden sei mit Härte und Eigensinn, Mißtrauen und Mangel an Wohlwollen, mit Begriffsschwere und Unzugänglichkeit für die Macht der Form, mit Mangel an Schwung und dichterischem Enthusiasmus. (L. Schücking.) Allein dieses Männliche in seiner Natur und in unsrer zergangenen Menschennatur überhaupt, vereinigt sich, glauben wir, recht wohl mit jenem Weicheren und Weiblichen in ein und derselben Volks- wie Einzelseele, zumal in unsrer deutschen, welche ja aller Menschenseelen Inbegriff und Auszug heißen mag. Es vereinigt sich eben wie der Kern mit der Schale, genauer aber wie der finstere mit dem Lichtsgrunde in unsrer zwischen gut und böse schwebenden und schwankenden, das Gute eher wollenden, das Böse, Selbstische thuenden Natur. Sollte die des Westfalen eine Ausnahme machen?

„Das Land der Sagen und des Volksaberglaubens" ist Westfalen auch genannt worden. (H. C. Riehl.) In der

That, wo der Sinn, mehr nach innen gewendet, dem oberflächlichen Tagesleben weniger Teilnahme entgegen bringt, da öffnet sich das Auge vorzugsweise für die Nachtseite der Natur und ihr Gestirn, für die Welt der Ahnungen und Vorgesichte, in welcher Vergangenes und Künftiges in traumhafter Gegenwart sich gatten und von der umbildenden Kraft der Phantasie eigentümliche Formen empfangen. Das Landeskind, von dem wir reden, sagt in der Beziehung: „Ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichen Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, ganz dem „zweiten Gesicht" der Hochschotten ähnlich, ist hier so gewöhnlich, daß obwohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft, und im Grunde fast kein Eingeborner sich gänzlich davon freisprechen dürfte. Auch äußerlich sind diese Vorschauer (Vorgucker, Vorkieker) höheren Grades kenntlich an dem hellblonden Haar, dem geisterhaften Blick der wasserblauen Augen und an einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe, ohne daß solche darum im gewöhnlichen Leben eine Spur von Überspannung zeigten, eher sind sie beschränkt und sonst meistens gesund." Ist es wohl die uns allen angeborne innere oder ätherische (astrale) Leiblichkeit, das nächste und von ihr unzertrennliche Gewand und Organ der Seele, welches mit seinen nachtbewußten Sinnen in diesem abgeschlossenen Volksstamm eigentümlich ausgebildet ist?" — Doch schließen wir diese allgemein gehaltene Skizze mit den Versen des ihr Befreundeten „an die Münsterländerin am Bodensee", worin es heißt:

Also weilend im schöneren Lande, erbleicht der Erinn'rung
Unser nebliges Land, Wälder so heimisch und still:
Gleichend des Meeres Gefilde, des Himmels unendlichen Weiten,
Füllts mit Unendlichkeit dich, labt dich mit sinniger Lust.

Nimmer die Seele verwirren des Lebens schimmernde Reize;
Einfach der Ginster hier blüht, friedlich hier weidet der Hirt.
Aber du hörest mit inniger Lust das Zirpen der Grillen
Oder des Kibitzes Schrei, trittst du zu nahe dem Nest;
Oder die Lerche, sie jubelt empor, du siehst nicht die Schwingen,
„Komme zu mir, zu mir!“ lautet ihr fröhlicher Ruf.
Bald erscheint dir der Saum des Waldes, die einsame Wohnung,
Langsam wirbelt der Rauch auf in die sonnige Luft.
Still ist und lautlos der Hof, beschattet von Eichen und Linden,
Bunt in der Kühle gestreckt liegen die Kühe in Ruh;
Während der mächtige Wall voll struppiger Eichen und Nußholz
Heget das Feld und den Wald, hemmet den schweifenden Blick.
Ganz ungesehen im Grunde hinrinnet und murmelt das Bächlein,
Und der wachsame Hund giebt dir vom Hof das Geleit.
„Geh nicht hinaus in die Welt, in die Weite!“ so bitten sie alle,
„Bleibe bei uns und bei dir, heiter und sinnend allein!“
Gehst du zum wogenden Felde: die Ähren jährlich vergehen,
Aber die Eichen ringsum, weißt du, wie lange sie stehn?
Wallst du auf dunkelem Weg, vom Gebüsch der Wälle umwölbet,
Singt dir das Vögelein gern selige Leiden ins Herz.
Niemand begegnet dir, du niemand, wenn nicht die Sonne
Blicket über den Weg freundlich dich Einsame an;
Wenn nicht ein Weg den deinen tiefschattig und lautlos durchkreuzet,
Wenn nicht das schmucklose Kreuz heilge Gedanken dir weckt! —
Darum will unser Volk nicht hinaus in die glänzenden Weiten,
Neidet nicht südliche Luft, südlicher Helden Gestalt.
Spurlos, so scheint es, und dumpfig wir gingen über die Erde,
Aber im Innern da quillt Liebe und Treu im Gemüt.
Seit Jahrhunderten lebt der Landmann am selbigen Herde,
Alles noch ist es, wie einst staunend der Römer es pries.
Ihrer Väter uralte Rechte und Sitten sie ehren,
Heilig ist noch der Ort selbst aus der heidnischen Zeit.
Sorgsam sie pflegen die Gräber, die Wahrheit und Sitligung brachten:
Schwand ein Jahrtausend auch hin, nimmer der liebende Sinn.

Heilige Feste verknüpfen das Volk in fröhlicher Liebe
Mit den Geschlechtern so fern und mit den Edlen so weit;
Meere und Lande nicht, und nicht die enteilenden Zeiten
Hemmen der heiligen Lieb' Alle vereinenden Drang;
Nicht die wechselnden Kriege, nicht traurige Feindschaft der Völker
Brechen das göttliche Band, das uns dem Himmel vereint."
(W. Junkmann.)

Freilich liegt in den letzten Sätzen gewiß mehr Wunsch als volle Wirklichkeit heute wie vormals; aber eine tiefgründende Anlage und Neigung ist gewiß dieser Stammes-Natur für das Höchste und Tiefste im besonderen Maße geblieben. —

Das also ist das Land und das Volk insgemein, welchem die Seele derjenigen entsproß, an welche jene Verse einst gerichtet gewesen, und die im Geistbilde wir zu schildern versuchen. Dem vorzüglichsten Zweige dieses Volksstammes, dem erbgesessenen Adel gehörte sie an. Und wie weit diesen auch Bildung, feinere Sitte und Reichtum über die anderen Klassen erheben: die Einheit des Glaubens, die Bethätigung reinmenschlichen Wohlwollens und die lange Gewohnheit patriarchalischen Zusammenlebens läßt den münsterländischen Adel doch immer wieder als Glied des ganzen Volkes erscheinen, in und mit welchem er lebt.

„Der westfälische Adel, sagt eine Kennerin, ist ein reiches, selbständiges und eigenartiges Geschlecht, namentlich in seinem Hauptstamm, dem Münsterschen, von dem die Nebenzweige des Paderbornischen und Sauerländischen nicht abweichen. Auf den großen Gütern, die fast alle Majorate sind, lebt er ein patriarchalisches Familienleben, von welchem Stenggläubigkeit und Sittenreinheit jede Störung fern halten." Einen Teil des Winters pflegt derselbe in Münster, der Hauptstadt, zuzubringen, und dann in den altertümlich stattlichen, ummauerten oder umgitterten, zwischen Hof und Gar-

ten liegenden Schlössern — „Höfen“ — allen gesellschaftlichen Glanz zu entfalten, deren er so wohl fähig ist, Nichtadeliges meist strenge fernhaltend. Der Münstersche Adel führt zum Teil seinen Stammbaum in sehr alte Zeit, in einzelnen Zweigen bis auf Karl den Großen zurück, und ist darum reich an historischen Schätzen und Erinnerungen. Viele Glieder desselben haben sich im Lauf der Zeiten nicht nur durch tapfere Kriegsthaten, sondern auch durch hervorragende Leistungen auf geistigem Gebiet einen Namen erworben, der sie selbst überlebt hat. So besonders dasjenige Geschlecht, dem unsere Dichterblume entsprießen sollte.

An Münsters Mauer lehnte sie sich gern, die Luft von Münster, jener Stadt der Freunde, atmete sie wenn sie konnte; das Sprichwort der Bewohner: „Et gieft men een Mönster,“ war so ganz das ihrige. So geziemt sichs wohl, auch auf die Stadt zuvor den Blick zu richten.

Schön ist sie, obwohl nicht im modernen Sinne, ehrwürdig von Ansehen und lieblich auch. In der Ebene gelegen, so daß man sie bis auf die Türme von weitem kaum gewahrt, entfaltet sie doch fast alle Eigenschaften, welche Sinn und Gemüt erfreuen und den Wunsch in ihr zu wohnen wecken können. Umkränzt von hochwipfligen, tiefschattigen Lindengängen und fürstlichem, allezeit offenem Park, hegt sie im Innern eine große Mannigfalt von altertümlichen Straßen, gothischen Giebelhäusern und Märkten mit Laubengängen (Kolonnaden), dazu das historische Rathaus; ganz besonders aber die schönen und ehrwürdigen Kirchen des Mittelalters, welche eine hier noch treuanhängliche Neuzeit zu erhalten, wohl gar schöner herzustellen suchte. Der Dom in der Mitte der Stadt, mit zahlreichen Kunstwerken älterer Zeit und herrlichen Marmorbildwerken eines neueren heimischen Künstlers, ist zugleich der größte Kirchenbau Westfalens. Dazu

die Klöster, die Krankenhäuser und zuguterletzt auch die Kasernen. Denn Münster ist heute ja Sitz der Regierung, wie des General-Kommandos der Provinz. Das westfälische Köln mag es heißen mit Bezug auf seine vielen Kirchen und Klöster, seine Museen und Sammlungen, seinen Reichtum an historischen Denkmälern; nur daß es bei seiner Abgeschiedenheit und Beharrlichkeit die guten Erinnerungen der Vorzeit wohl noch besser bewahrt hat als die rheinische Hauptstadt, nicht nur im äußeren Ansehen, sondern auch in den Herzen der Bewohner, in guter, ernstkirchlicher Sitte und Art. Dazu besaß es lange Zeit eine Hochschule, jetzt noch die daraus gebildete Akademie. Und frei erhalten hat sich Münster bisher, zwar nicht von der weltverbindenden Eisenbahn, deren Knotenpunkt zu werden es doch einstens gerne einer Nachbarstadt überließ, wohl aber von der mechanisierenden, modernisierenden und was schlimmer, häusliche Sitte wie öffentliche Moral so sehr nihilierenden Massen-Industrie und ihrem socialistischen Proletariat. Ob ihr solches ferner noch gelingen, ob sie in alle Zukunft die ehrwürdigste Stadt Westfalens bleiben wird, wer weiß es? Noch ist sie es, und sie war es namentlich zur Zeit, von der wir reden.

Wie ist sie es geworden? Werfen wir noch auf ihre Geschichte einen Blick! Ursprünglich ein Verein von wenigen altsassischen Freihöfen, und Mimingenvort oder Mimigardevort geheißen, erhielt sie im 8. Jahrhundert die christliche Heilsbotschaft durch den h. Suidbert (der auch der Apostel des Bergischen Landes war und daher in Elberfeld ein Denkmal hat), und wurde noch in demselben Jahrhundert Sitz eines Klosters; darauf unter Karl d. Gr., wie es heißt, zur Stadt erhoben, während gleichzeitig der h. Ludger erster Bischof des nunmehr Münster — von monasterium, dem Klosterstifte — genannten Hauptortes der Heidenbekehrung

wurde. Aber erst um die Zeit des dritten Kreuzzuges erhielt sie eigentliches Stadtrecht, und erreichte dann als Mitglied des Hansabundes eine reiche Blüte in Handel und Gewerbe; ihre Kaufleute genossen am Londoner Weltmarkte besonderes Ansehen. Daneben freilich spielte auch hier, wie in so vielen Städten des Mittelalters der Doppelstreit: um den Anteil der bürgerlichen Gilden an der Verwaltung, welche die (patricischen) Geschlechter ihnen endlich auch hier einräumen mußten; und um Lösung von dem bischöflichen Oberregiment der Stadt selbst, was ihr aber nicht gelang. Dann kam die Reformation, welcher in Anbetracht der damaligen schreienden Mißbräuche in der Kirche auch Münster sich anfänglich zuneigte. Als aber die fanatische Afterreformation, eine eigentliche Revolution der fremdher zugekommenen Wiedertäufer mit ihrer Tyrannei voll Blut und Wahnsinn, welche die arglose Stadt ins Verderben stürzte und ihrem Wohlstande die tiefsten Wunden schlug, ein Ende mit Schrecken genommen, wandten die geängsteten Bewohner sich fast gänzlich wieder dem strengsten Katholicismus zu, und sind dabei auch geblieben. Die bereits innegehabte, fast reichsstädtische Unabhängigkeit der Stadt wurde freilich in der Folge von den Fürstbischöfen mit ihren Domkapiteln im Bunde mit der Ritterschaft sehr eingeschränkt. Nachdem sie kaum zu einiger Selbstverwaltung wiederum gelangt war, brachen die Drangsale des dreißigjährigen Krieges auch über die westfälische Hauptstadt herein. Aber ebendieselbe ward auch — mit dem benachbarten Osnabrück — die Stätte des Friedenskongresses, der am 24. Oktober 1648 hier sein Werk mit dem Westfälischen Frieden abschloß. War dieser auch im Grunde nur ein Stillstand der äußeren Waffen, nicht eine Versöhnung der Gemüter in dem einigen Heils- und Liebes-Glauben, so soll derselbe doch auch als Unterpfand und Weissagung auf diesen.

heiligeren Frieden unvergessen bleiben. Übrigens bewahrt ein Saal des Münsterschen Rathauses außer den Bildnissen der damaligen Friedensunterhändler noch manches Andenken aus jener Zeit.

Wenige Jahre danach, und der kriegerische Geist eines Bischofs, von dem das Volk noch heute erzählt, beschwor neue Stürme über Stadt und Land von Münster. Bernhard von Galen, „der zum letzten Mal im deutschen Reich einen jener mächtigen und streitbaren Bischöfe darstellte, die den Harnisch über dem Chorrock trugen und die Mission des Hirtenstabes mit der des Schwertes verbanden, jene auch wohl über dieser vergaßen,“ lag im Kriege nicht nur gegen die eigene Stadt, sondern auch dann und wann gegen Holland, Brandenburg, Schweden und andere Fürsten, streifte mit seinem Westfalenheer bis zum Elsaß und Oberrhein, ja bis nach Dänemark und Ungarn, und sorgte doch dazwischen eifrig für Hebung des Ackerbaus und bürgerlichen Wohlstandes wie für die kirchlichen und Wohlthätigkeits-Anstalten in seinen bischöflichen Marken. Die Galenschen Grabkapellen im Dome erinnern noch heute an ihn und sein alt-westfälisches Geschlecht.

Endlich trat Ruhe ein, und zwar tiefe und dauernde. Mit ihr lebte das gute Alte neu auf und befestigte sich für alle Folgezeit. Nachdem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der prachtliebende Bischof Clemens August, Herzog von Baiern, Bruder Kaiser Karls VII., die Stadt durch mancherlei Bauten verschönert hatte, erwarb sich sein Nachfolger Maximilian Friedrich, Graf von Königsegg-Rothenfels, welcher wie der vorige zugleich geistlicher Kurfürst von Köln war, das größte Verdienst dadurch, daß er die gesamte Verwaltung des Münsterschen Bistums dem edlen und hochbegabten Freiherrn Franz von Fürstenberg („Her-

dringen) übergab. Dieser, einer der erleuchtetsten Staatsmänner seines Jahrhunderts, führte tiefgreifende Verbesserungen in allen Zweigen der Verwaltung ein, vor allem im Schul- und Erziehungswesen des kleinen Landes, aber auch in der Landwirtschaft, dem Wegebau, wie der Wehrverfassung. Er förderte durch das alles nicht nur die Bildung und Wohlfahrt, sondern wußte durch sein persönliches Beispiel im Verein mit edlen Mithelfern auch den Geist der Milde und Duldsamkeit zugleich mit dem der Frömmigkeit zu verbreiten, sodaß durch seine unermüdliche Thätigkeit das Münsterland zu einer Art Musterland wurde.

Um ihn sammelte sich gegen Ende des Jahrhunderts jener Kreis reichbegabter und frommer Menschen, durch welche Münster das kirchlichere und zugleich deutschere Gegenbild wurde zu dem ästhetisch-kosmopolitischen Weimarer Dichterhofe derselben Zeit, mit welchem ersterer doch, durch Goethe, auch in persönliche Berührung trat. Dieser nämlich war in einer Art befreundet mit der hochedlen, so geist- und gemütvollen wie gottesfüchtiger Fürstin Amalie von Gallitzin († 1806), welche, nachdem sie allem Glanze der Gesellschaft und des Reichtums entsagt, ihre ganze zweite Lebenshälfte in und bei Münster der Erziehung ihrer Kinder und den Bestrebungen der Frömmigkeit und Menschenliebe weihte. Der dritte in diesem Bunde war der edle, priesterliche Bernard Overberg, ihr Beichtvater, zugleich der „Normallehrer" des Münsterlandes und Bildner eines ganzen Volkslehrergeschlechts. Hierzu kam noch, für das letzte Jahr seines Lebens, J. G. Hamann aus Königsberg († 1788) der im Garten der Fürstin seine letzte Ruhestätte fand, und später besonders Graf Friedrich Leopold von Stolberg, welcher nach Fürstenbergs Tode (1811) bis zu seinem eigenen (1819) der eigentliche Mittelpunkt dieser familia sacra, wie man sie wohl

nannte, wurde, und dessen Andenken wie das der Übrige noch jetzt gesegnet ist.

Mit Fürstenberg enge befreundet war der Dom-Dechant Freiherr von Droste-Hülshoff, welchen jener nach des Grafen von Königsegg Tode (1780) zum Fürstbischof von Münster erhoben zu sehen wünschte, was er aber bescheiden mit dem Bemerken ablehnte, daß sein Ehrgeiz so hoch nicht gehe, er auch im Interesse der damals in Frage stehenden politischen Selbständigkeit des Landes die Wahl eines mächtigen Fürsten wünschen müsse. So ward Erzherzog Maximilian Franz, Sohn Maria Theresias, gewählt. Ersterer aber war der Groß-Oheim der Dichterin, deren Eltern mit dem gräflichen Hause Stolberg nahe befreundet blieben, während des Grafen Tochter, mit dem Freiherrn von Hardenberg, des Dichters Novalis Bruder, vermählt, zu den Freundinnen der ersteren selbst gehörte.

Die Stadt Münster übrigens verlor nach des letzten Fürstbischofs, Maximilian Franz Tode (1801) ihre Selbstständigkeit als geistlicher Reichsstand, und wurde nach kurzer Franzosenherrschaft preußisch. So ist sie auch geblieben, sagen wir, in Treuen!



Hülshoff.

II. An Weiher und Strom.

„Auf meiner Heimat Grunde,
Da steht ein Zinnenbau,
Schaut finster in die Runde
Aus Wimpern schwer und grau.
An seines Fensters Gittern
Wimmert des Kauzes Schrei,
Und drüber siehst du wittern
Den sonnetrunknen Weih."
A. v. D

Freiherr Clemens August von Droste-Hülshoff, geboren 1760, entstammte dem altwestfälischen, katholisch verbliebenen Geschlecht derer von Deckenbrock, welches im dreizehnten Jahrhundert mit dem Drosten- (Truchsessen- oder Verwalter-) Amte des Münsterschen Domkapitels belehnt,

hievon den Namen von Droste annahm.*) Als Haupt der Vasallen des Domkapitels und zugleich ritterbürtiger Patrizier der Stadt ward einer des Geschlechts Bürgermeister der letzteren zur Zeit ihrer höchsten Blüte, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Derselbe kaufte die zwei Stunden entfernte „Burg auf dem Hülshove“, das jetzige Rittergut Hülshoff, welches seitdem Stammsitz dieses Zweiges der Familie geblieben ist und seinen Namen zu dem ihrigen gegeben hat. Von Ritter Heinrich v. Droste im sechzehnten Jahrhundert erweitert und verschönert, wurde es 1788—92 durch den Bruder des damaligen Besitzers, den deutschen Ordens-Komthur und General Heinrich Johann v. Droste zu jener einfacheren Form umgebaut, die es im ganzen noch heute zeigt. Eine sogenannte Wasserburg ist es, weiherumkränzt und von Eichen und Buchen umschattet; das Haupthaus, zu dessen Hof die Zugbrücke führt, mit einfachen Zackengiebeln, ist durch zwei Flügel erweitert; das Ganze umgeben von Parkanlagen im englischen Geschmack. Eine halbe Stunde davon liegt Roxel (Rochuszell), das Kirchdorf mit dem Drosteschen Familienbegräbnis.

Dem Sohne seines Besitzers, Namens August und seiner ebenbürtigen Gemahlin, geborner Freiin Therese Luise von

---

*) Der Titel Drost bezeichnete im Altdeutschen den Amtmann, Stellvertreter der Herrschaft, Landvogt, Amtshauptmann. Es ist wohl einerlei mit Truchseß und vermutlich durch Vermittlung der mittellateinischen Form drossatus entstanden, aus niederdeutsch druhtsete, worunter man ursprünglich den Setzer oder Ordner des Ingesindes, des Kriegsgefolges, der druht, verstand. Ob letzteres Wort mit traut, Treu verwandt ist, also s. v. a. Trautschaft, Treugefolge bezeichnet, bleibt den Sprachgelehrten in Frage. „Die Droste siegeln mit einem nach rechts gekrümmten fliegenden silbernen Fisch im schwarzen Felde.“

Hart̲hausen au Apenburg im Paderbornischen, wurde am 10. Jan. 1797 als zweites Kind jene Tochter geboren, welche bei der Taufe die Namen Anna Elisabeth (Franziska Adolphine Wilhelmine Luise Marie) erhielt. „Sie denken wohl nicht daran,“ schrieb dieselbe nach vierzig Jahren an einem 19. November ihrem ältesten Freunde, „daß heute mein Namenstag ist, oder vielmehr Sie wissen es nicht, weil man mich Annette nennt; mein eigentlicher Name ist aber Elisabeth — Anna Elisabeth — und aus dem Anna hat man Annette gemacht. Ich wollte, Sie wüßten dieses heute, gewiß würden Sie für mich beten.“

Nur die sorgfältigste Pflege brachte das beinahe um zwei Monate verfrüht geborne, äußerst zarte und schwächliche Kind auf; doch trug dasselbe die Spur seines irdischen Urstandes zeitlebens in einer höchst reizempfänglichen inneren (seelischen oder „astralen“) Leiblichkeit mit sich. Insonderheit war es die eben so einsichtsvolle als kräftig durchgreifende Mutter, welche den sehr lebhaften Geist des erwachenden Kindes in weisen Schranken zu halten, wie in rechte Bahnen zu leiten wußte. Und nichts, so glauben wir sagen zu dürfen, war verfehlt durch solche ernste und treue, wenn auch strenge Pflege und Hut, ohne welche Zucht der Liebe die große Phantasie- und Gefühls- wie Verstandesbegabung Annettens den notwendigen sittlichen Halt im eigenen Innern wohl schwerlich erlangt hätte, den sie später so kräftig an den Tag legen sollte.

Des Kindes erste Spielgenossen waren und blieben außer der treuen Amme fast nur die Geschwister, die zwei Jahre ältere Maria Anna (Jenny) und die beiden jüngeren Brüder Werner und Ferdinand; letzterer ihr besonders vertraut. Mit ihm zusammen irgendwo im Gartenversteck Schuhe und Strümpfe auszuziehen und nach dem Muster der Armen-Kinder barfuß zu laufen, trotz des Verbots und der fol-

genden Strafe des Eckstehens, war der kleinen Annette ein gar zu wonniglich Thun. Etwas später wäre sie am liebsten auf jeder Jagd mit dabei gewesen, und war es auch, im Geiste wenigstens.

Frühe schon zeigte sich in dem Kinde aber auch die andere ganz eigenartige Mitgabe seines Seelengeistes: lebendig zu empfinden, kräftig zu gestalten und durch Geberden und Worte auszumalen, was es empfand. Jetzt in Träumen versunken, still und verschlossen, jetzt wieder ausbrechend in begeisterte Selbstgespräche, lebhafteste Bewegungen, zumal wenn dem inneren Triebe die Anregung durch ein aufgeschlagenes Buch oder besehenes Bild entgegenkam, konnte es die Welt um sich her vergessen und eine eingebildete sich aufbauen, lange bevor es die wirkliche kannte.

Daß aber die Begeisterung stets zur Besonnenheit zurückgelenkt wurde, dafür sorgte nicht nur die eigene, verständig nachdenksame Natur, sondern auch der frühzeitig beginnende geregelte Unterricht, welchen im Lesen und Schreiben die Mutter selbst gab. Bald nahm Annette auch teil an den von einem Hauslehrer gegebenen wissenschaftlichen Lehrstunden der Brüder, lernte mit ihnen Mathematik, Naturkunde, Geschichte (am liebsten die der Heimat), dann aber besonders Lateinisch bis zur Fertigkeit und etwas Griechisch, später auch Englisch, Französisch und Holländisch, während sie das Plattdeutsche gewissermaßen mit der Ammenmilch schon eingesogen hatte. Wie bescheiden sie selbst sich im späteren Alter über ihre doch meist gepflegten Sprachkenntnisse äußerte, zeigen ihre gedruckten Briefe. Lateinische Schriftsteller, wie Virgil, einiges von Horaz und besonders Tacitus, den Schilderer ihrer geliebten Heimat, las sie ihr ganzes Leben lang zu ihrer geistigen Erfrischung je und dann. Eine öffentliche Schule hat Annette nie besucht.

War nun die Schulaufgabe oder Handarbeit vor dem Ende der dazu bestimmten Zeit fertig geworden, so schrieb die Schülerin auf ihre Schiefertafel wohl in Reimen nieder, was die Phantasie erfüllte. Fünf- oder sechsjährig hatte sie sich schon in dieser Weise versucht und Erlebtes oder auch Erträumtes, das doch stets an irgend welches Erlebnis sich anschloß, in kindliche Verse gebracht. Das erste eigentliche Gedicht stammt aus ihrem achten Jahre und galt ihrem Lieblingshähnchen. Es fing an: „Komm, liebes Hähnchen, komm heran und friß aus meinen Händen, nun komm du lieber kleiner Mann, daß sies dir nicht entwenden!“ Und es schloß: „Wie blickt der Mond so silberhell, wie blicket er hervor; er leuchtet stiller als ein Quell, o Mond, komm mehr empor!“ Was sie mit diesem kleinen, noch nicht eben hochpoetisch zu nennenden Gedichtchen gemacht, das erzählt sie später selbst in dem Stück der „Letzten Gaben“: „Das erste Gedicht“. (Vgl. das Gedicht Nr. 23.)

Aus demselben Jahre rührt ein anderes, zum Namensfeste der Mutter, welches schon einen sinnigen Gedanken enthält:

„Liebe Mama, ich wünsche dir
Für deine guten Gaben,
Daß jedes Jahr dir fließe hin
Ohn eine einzige Plage,
Bis endlich dich das Alter erreicht,
Nur mein', nicht deine Freude weicht,
Weil du dich nicht, wie ich, der Jugend kannst erfreuen,
Und nicht, wie ich, kannst fröhlich sein.“

Man sieht, Annette war nicht eigentlich eine frühreife Dichterin, sie war nur ein geistig gesundes und begabtes Kind, aber kein Wunderkind — zum Glück, setzen wir hinzu. Zum Glück auch thaten die verständigen Eltern nichts, was

eine künstliche Frühreife befördern konnte, vielmehr alles, um diese und zugleich die dann um so gefährlichere Selbstbespiegelung zu verhüten. Hatte darum das Kind etwas vermeintlich Schönes zu Stande gebracht, so setzte die Mutter es freundlich herab; doch bewahrte sie insgeheim selbst manche dieser frühen Versuche in Abschrift auf.

Mehr Pflege wurde ihrer Anlage für Zeichnen und Musik zu teil, und namentlich in letzterer Beziehung zeigte Annette ein bedeutendes Talent. Frühe setzte sie Lieder und Dramen aus ihrem Lesebuch, Weiße's „Kinderfreund“, in Melodie mit Klavierbegleitung, und als hier einst die Mutter ein Lob durchblicken ließ, antwortete sie selbstbewußt genug: „Wenn ich erst älter bin, mach ich die Lieder und die Stücke selbst und die Musik dazu, und dann noch viel schönere als diese!“

Daß bei allem Lernen, Bilden und Üben das weitaus Wichtigste, der Gehorsam und die Gottesfurcht, wie das kindliche Gottvertrauen, mit einem Worte die Erziehung zum Guten und Heiligen nicht zu kurz kam, mag ein einziger Zug aus Annettens Kindheit statt aller andern beweisen, wie sie ihn später Freunden selbst erzählte.

Bei ihrer früh erwachten Lesesucht, dieser Jugendkrankheit so vieler begabteren Kinder, wurden ihrem Bereich alle diejenigen Bücher sorgsam entrückt und in einem besondern Schranke verschlossen, welche die kindliche Einfalt und Sinnesreinheit hätten schädigen können. Einst indes war der Schlüssel stecken geblieben. Annette sieht ihn im Vorbeigehen, öffnet schnell den Schrank und vertieft sich in das erste beste Buch. Da hört sie auf der Treppe den Schritt der Mutter. Erschrocken das Buch fortwerfen, den Schrank zudrücken, den Schlüssel herausziehen und eiligst die Flucht nehmen, war eins. Im Garten sucht sie vergebens des Gewissens Unruhe zu stillen. Als sie scheu und schuldbewußt ins Haus zurückkehrt, steigt

ihre Angst aufs höchste, als sie die Mutter überall nach dem Schlüssel suchen und herumfragen hört. Was sagen? Weiß sie doch nur so viel sich zu erinnern, daß sie denselben abgezogen, aber nicht, wo sie ihn hingelegt hat; es ist ihr sogar, als habe sie ihn auf der Flucht über die Gartenbrücke in den Wassergraben geworfen. Wenn die Mutter sie nun selber fragte, was antworten und nicht lügen? Aber die Mutter fragte zum Glück nicht weiter, sagte vielmehr, man möge heute mit Suchen aufhören und es morgen fortsetzen. Die Angst vor dem Morgen ließ sie kaum schlafen. Endlich wendete sie sich in kindlichem Gebet zum lieben Gott, er möchte ihr aus der Not helfen, diesesmal bloß. Da träumte sie, ein Engel trete vor sie hin und sage zu ihr: Sei getrost! oben auf dem Schranke wirst du den verlornen Schlüssel morgen finden! Sie fand ihn, und so konnte sie ihn getröstet der Mutter bringen, bereichert um die doppelte Erfahrung: daß es gut sei, gleich die Schuld offen bekennen; gut auch, in der Not zum lieben Gott zu gehen.

Was für Freuden und Leiden sonst das kindliche, so sehr empfängliche, fühlende und mitfühlende Herz bewegten, wir wissen es nicht und brauchen es auch im einzelnen nicht zu wissen. Genug, der Pfad dieser Kindheit war ein geebneter und das Börnlein Mutterliebe, Mutterpflege gab ihm freundliches Geleit. Wie dankbar die Tochter Zeit ihres Lebens dafür gewesen, davon hören wir gar manches. Eine Abwechselung, die immer freudige Bewegung in der Kindesseele weckte, war es auch, wenn zu Zeiten der große Reisewagen bepackt wurde und die Mutter mit den Kindern ins Paderbornische zu den Ihrigen, nach Apenburg (und Bökendorf) zu längerem Aufenthalte fuhr. Man kann sich denken, die neuen Gegenden, die neuen Menschen, die doch alle so freundlich und bald bekannt waren, so viel Fremd-Vertrautes, so viel

scheinbar Abenteuerliches: sollte das nicht freudig auf- und anregen — und darnach die Heimat um so lieber machen?

So wuchs Annette auf im wohlbewahrten Frieden des Hauses und der Landesart, im kirchlichen Glauben und in einfach strenger Sitte. Das Gebet morgens und abends, wie das Tischgebet wurde ihr frühe zur lieben Gewohnheit und blieb solche ihr ganzes Leben durch, sodaß sie das letztere auch dann ohne Abkürzung oder Verbergung übte, wenn sie einmal mit Andersgläubigen oder Ungläubigen zu Tische war. Auf Kleiderputz und vorteilhafte Erscheinung wurde schon von den Eltern wenig Wert gelegt, und auch dieser Sinn ging auf die Tochter über: stets hat sie sich auf die allereinfachste Weise, der Mode fern bleibend, gekleidet. Ebensowenig geschah auf gesellschaftliche Kunstfertigkeiten ein Absehen. „Als reine, ungekünstelte und ungeschminkte Natur hatte das junge Mädchen auch keine Neigung, in der Gesellschaft zu glänzen und die kleinen Eitelkeiten zu üben, welche darin gebräuchlich sind", sagt ihre langjährige Freundin. Sie war dazu auch eine zu adelige Natur, setzen wir hinzu, welche darum die Einfachheit liebt, das Sichputzen, Kokettieren, Chargieren und Charmieren kleinen Alltagsseelen überlassend.

Der gesellschaftliche Verkehr, an welchem das heranwachsende Fräulein teil nahm, war ein beschränkter. Wenige befreundete Familien, darunter das gräflich Stolbergsche Haus (in Lütjenbeck auf der andern Seite von Münster) besuchten Haus Hülshoff und wurden besucht. Im Winter erschienen wohl auch die beiden Schwestern v. Droste zuweilen in den adeligen Kreisen der Stadt, wo seit der preußischen Herrschaft ein etwas weniger ausschließliches Wesen sich Bahn gemacht hatte. Hier war es der kommandierende General von Thielemann, aus den Freiheitskriegen von

bestem Namen und mit dem Dichter Novalis innig befreundet gewesen, dessen zweite Braut Julia die Schwester der Generalin, Wilhelmine geb. von Charpentier war. Diese Familie fühlte sich nach Hülshoff besonders hingezogen, war dort öfters zu Gast, wobei die Frauen und Kinder wohl gemeinsame Ausflüge machten; im Winter aber sah die Generalin die beiden Fräulein v. Droste am liebsten bei sich und in den Gesellschaften, die sie in den glänzenden Räumen des ehemals bischöflichen Schlosses, der nunmehrigen Wohnung der obersten Militär- und Civilbehörden um sich versammelte. Hier lernte Annette mehr als einen geistreichen und auch gelehrten Mann kennen und von manchem suchte sie zu lernen, ohne doch sich weiter einzulassen als die innere Stimme es zuließ. Als einst ein etwas dreister Kunstfreund, dessen musikalisches Urteil ihr wertvoll scheinen mochte, die etwa Zwanzigjährige um eine Haarlocke bat, willfahrte sie zwar sofort, ohne die entstehende Lücke an der Stirn zu achten; sowie er aber ihr den Hof machen zu wollen schien, fertigte sie ihn lachend mit den Worten ab: sie habe Zeiten, wo sie unausstehlich sei, und müsse sich deshalb zuweilen auf Stunden oder Tage gänzlich von der Gesellschaft zurückziehen.

Überhaupt war das junge Fräulein schon damals, bei aller Lebhaftigkeit, allem geistvoll unbefangenen Wesen für sehr Wenige näher zugänglich, so sehr eine freundschaftliche Unterhaltung ihr Bedürfnis sein mochte; sie verstattete kaum Einem den Einblick in ihre innere Welt. Gegen Huldigungen der Männer zumal völlig kalt, zog sie sich sofort gänzlich zurück, wenn jene auch nur den entfernten Schein von eigentlicher Verehrung annahmen.

Sie war, sagen wir, eine geborene Jungfrau; durch sieghaften Streit mit sich selber wurde sie, durch Überwindung der Natur in willigem Gehorsam, auch eine gekorene.

Und ohne beides wäre sie gewiß auch nicht geworden, was sie ward: diese Dichterin.

Annette war übrigens zu einer eigentümlichen Schönheit erblüht. „Augenzeugen behaupteten, durch die ungewöhnliche, fremdartige Erscheinung überrascht worden zu sein, als hätten sie ein höheres Wesen gesehen," äußerte später eine Freundin. Eben diese beschreibt des Fräuleins damalige Erscheinung mit folgenden Worten: „Ohne so regelmäßig schön zu sein, wie ihre Schwester es war, hatte Annette etwas, das zu jener idealisierenden Auffassung Veranlassung geben konnte. Sie besaß eine Sylphidengestalt. Hände und Füße wie ein Kind. Ihr Reichtum an goldenem Haar wäre der poetischen Sagenwelt würdig gewesen. Das Gesicht war ein feines, blühendes Oval, der Mund reizend gebogen und klein, von den weißesten Zähnen geziert; die Nase edel geschnitten, aber ein wenig aus der senkrechten Richtung gerückt — eins der noch zu wenig beachteten Merkmale kluger Gesichter. Die Stirn war zu hoch, um noch schön sein zu können, und die Augen trugen deutlich die Zeichen der Kurzsichtigkeit, obgleich sie ungemein groß und von klarem Blau waren." Dieses klare und tiefe Blau der großen, ungewöhnlich hervorstehenden Augen wurde neben der breiten und hohen Stirn überhaupt als das Charakteristische ihres Hauptes erkannt. Letzteres selbst war im Verhältnis zu der kleinen und höchst zartgebauten Gestalt beinahe groß und schwer zu nennen; trug sie es doch meistens auch etwas vorübergebeugt. Wir aber erkennen in diesem Auge den Spiegel einer tiefschauenden und rein empfindenden weiblichen Seele, wie an der hochragenden Stirn den männlich begabten Geist, der diese Form erfüllte.

Lassen wir, bevor wir die erste große Veränderung in dem Leben Annettens erzählen, sie selbst sich und die Ihrigen

uns schildern. Sie that es viele Jahre später in verblümter, Wahrheit und Dichtung humoristisch verflechtender Weise, nämlich als durch die Feder eines Edelmannes aus der Lausitz, der als Stammverwandter eines münsterländischen Adelsgeschlechts seine Verwandten, die ihm bisher fremd, zu besuchen kam, und nun in seinem Tagebuch sämtliche Glieder und Angehörige des Hauses, wie dieses selbst in seiner äußeren Erscheinung und in dem es erfüllenden Leben abzuzeichnen suchte. „Bei uns zu Lande auf dem Lande" war die Überschrift dieser eigentümlichen Aufzeichnungen, doch wurde nur die Einleitung und zwei Kapitel, und auch diese nur im Entwurfe, fertig. Der erdichtete Lausitzer Vetter sagt darin u. a.:

„Ich fahre durch die lange weite Eichenhalle, wo die schlanken Stämme ihre noch schwachbelaubten Wipfel über mich breiten; ich sehe zwischen den Lücken der Bäume einen weiten Wasserspiegel, graue Türme hervortreten — es war mir doch seltsam zu Mute, als ich über die Zugbrücke rollte und über dem Thore den steinernen Kreuzritter mit seinem Hunde sah, mit dem Handgriff die Fahne erhebend . . .

„Die gnädige Frau empfing mich stattlich, aber verlegen, das Bäschen stumm verlegen, der junge Vetter neugierig verlegen, der eigentliche Herr, der fast mit mir zugleich eintrat und bei unsrer ersten Bewillkommnung einen piependen und flatternden Vogel in der Hand hielt, war auch verlegen, aber auf eine überaus teilnehmende Weise. Verlegen waren alle, und so blieb mir nichts übrig, als es am Ende mit zu werden; man sah, wie in allen eine unterdrückte Herzlichkeit kämpfte, mit einem Etwas, das ich nicht ergründen konnte . . .

„Der erste Tag ging mühsam hin, obwohl der Vetter mich in alle seine Freuden und Schätze einweihte: seine nie gesehenen Blumenarten eigner Fabrik, seine Rüstkammer, seine landwirtschaftlichen Reichtümer, sogar den Augapfel seines

Geistes, sein unschätzbares liber mirabilis .... Nichts zeigt die reiche, kindlich frische Phantasie des Herrn deutlicher als sein liber mirabilis, eine mühsam zusammengetragene Sammlung alter, prophetischer Träume und Gesichte, von denen dieses Land wie mit einem Flor überzogen ist .... Der Vetter hat sie teils aus scholastischem Triebe, teils um sie für alle Zeiten verständlich zu erhalten, in sehr fließendes Latein übersetzt und sauber in einer buchförmigen Kapsel verwahrt, und ‚Liber Mirabilis' steht breit auf dem Rücken mit goldenen Lettern; dies ist sein Schatz und Orakel, bei dem er anfragt, wenn es in den Welthändeln konfus aussieht, und was nicht damit übereinstimmt, wird vorläufig mit Kopfschütteln abgefertigt .... In den alten Wissenschaften ist der Herr vortrefflich beschlagen; er liest viel, täglich mehrere Stunden und immer Belehrendes, Sprachliches, Geschichtliches — er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen. Zur Abwechselung liest er Reisebeschreibungen, wo seine naive Phantasie immer den Autor überflügelt und er heimlich auf jedem Blatte ein neues Eldorado oder die Entdeckung des Paradiesgartens erwartet; überhaupt kommt mir diese Familie vor wie die Scholastiker des Mittelalters mit ihrem rastlosen, gründlichen Fleiße und bodenlosen Dämmerungen. Alles bildet an sich und lernt zu bis in die grauen Haare hinein und alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden.

„Stark wird die Musik hier getrieben. Die Anregung geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten alles ausholen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn abends in der Dämmerung auf dem Klaviere phantasieren zu hören: ein wahres adliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende

Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo .... Sonst hat der Herr noch viele Liebhabereien, alle von der kindlichsten Originalität: zuerst eine lebende Ornithologie (denn der Herr greift alles wissenschaftlich an); neben seiner Studierstube ist ein Zimmer mit fußhohem Sand und grünen Tannenbäumchen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die immer offenen Fenster sind mit Draht verwahrt und darin piept und schwirrt das ganze Sängervolk des Landes, von jeder Art ein Exemplar, von der Nachtigall bis zur Meise, und es ist dem Herrn eine Sache von Wichtigkeit, die Reihe vollständig zu erhalten. Er treibt ein wahres Spionieren nach jedem seltenen Durchzügler: früh um fünf Uhr sehe ich ihn schon über die Brücken schreiten nach seinen Weidenklippen und Leimstangen, und wieder in der brennenden Mittagshitze .... Dann ist der Herr ein gründlicher Botanikus und hat schon manche schöne Tulpe und Schwertlilie in seinem Garten; das ist ihm aber nicht genug, seine reiche, innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten — er möchte gern eine Art unschuldigen Hexenmeisters spielen und ist auf die seltsamsten Einfälle geraten, die sich mitunter glücklich genug bewähren und für die Wissenschaft nicht ohne Wert sein möchten. So trägt er mit einem feinen Sammetbürstchen den Blumenstaub sauber von der blauen Lilie zur gelben, von der braunen zur rötlichen, und die hieraus entspringenden Spielarten sind sein größter Stolz ... Die wilden Blumen, seine geliebten Landsleute, deren Verkanntsein er bejammert, pflegt er nach allen Verschiedenheiten in netten Beetchen, wie Reihen Grenadiere. Manchen Schweißtropfen hat der gute Herr vergossen, wenn er mit seinem kleinen Spaten halbe Tage lang nach einer seltenen Orchis suchte, und manches in seiner Domäne ist ihm dabei sichtbar geworden, was er sonst nie weder gesucht noch gefunden hätte."

Endlich seine Erscheinung selbst und sein Charakter. „Denkt Euch einen großen, stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen, ferner eine sehr hohe, freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und darunter Mund und Kinn eines Kindes, die weißeste Haut, die je ein Männergesicht entstellte, und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt, daß es schon einen Viertelschelm reizen müßte ihn zu betrügen und doch einem doppelten es fast unmöglich macht. Gar adlig sieht der Herr dabei aus, gnädig und lehnsherrlich, trotz seines grauen Landrocks, von dem er sich selten trennt, und er hat Mut für Drei: ich habe ihn bei einem Spaziergange, wo man auf verbotenene Wege geraten war, fast fünf Minuten lang einen wütenden Stier mit seinem Bambusrohr parieren sehen, bis alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten .... Gott segne ihn alle Stunden seines Lebens! — ein Unglück kann ihn nur zur Läuterung treffen, verdient hat er es nie und nimmer — ich halte es für unmöglich, diesen Mann nicht lieb zu haben — seine Schwächen selbst sind liebenswürdig.“

Nun die Mutter, von welcher sie den Vetter eigentlich zuerst hatte erzählen lassen. „Sie ist die Königin des Hauses im vollen Sinne des Wortes: eine kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die dem Kühnsten wohl zu imponieren versteht, und was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Begeisterung anerkennende Freundin des Mannes, der eigentlich keinen Willen hat als den ihrigen. — — Es ist höchst angenehm, dieses Verhältnis zu beobachten; ohne Frage steht diese Frau geistig höher als ihr Mann, aber selten ist das Gemüt so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt

ihre Obergewalt nicht wie schlaue Frauen wohl thun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen .... Die gnädige Frau hat südliches Blut, sie ist heftig, ich habe sie sogar schon sehr heftig gesehen, wenn sie bösen Willen voraussetzt, aber sie faßt sich schnell und trägt nie nach. Sehr stattlich und vornehm sieht sie aus, muß sehr schön gewesen sein, und wäre dies vielleicht noch, wenn ihre bewegten Gefühle sie etwas mehr Embonpoint ansetzen ließen .... Ihr neues Vaterland hat sie liebgewonnen und macht gern dessen Vorzüge geltend, nur mit der Art Überschätzung, die oft gescheidten Leuten von starker Phantasie eigen ist: so hat sie alle alten, mitunter verwunderlichen Gewohnheiten und Rechte des Hauses bestehen lassen uud wacht über Ordnung und ein billiges Gleichgewicht ....

„Bettler in dem Sinne wie anderwärts giebt es hier keine, aber arme Leute, alte oder schwache Personen, denen wöchentlich und öfter eine Kost so gut wie den Dienstboten gereicht wird; ich sehe sie täglich zu dreien oder mehreren auf der Stufe der steinernen Flurtreppe gelagert, ärmlich aber ehrbar, und keinen vorübergehen ohne sie zu grüßen. Die gnädige Frau thut mehr, sie geht herunter und macht die schönste Konversation mit ihnen über Welthändel, Witterung, die ehrbare Verwandtschaft und wovon man sich sonst nachbarlich unterhält, darum gilt sie denn auch für eine brave, „gemeine“ Frau, was so viel heißt als populär, und sie ist immer mit gutem Rat zur Hand, wo sie denn auch, wie billig, der Ausführung nachhilft. Sehr habe ich ihre Geduld bewundern müssen mit einem Verrückten, dem Sohn des Müllerhauses.“ ...

Unter dem Namen des Fräulein Sophie endlich schildert die leitende Feder sich selbst: nicht ohne eine gewisse Selbstironie in Lob und Tadel, nicht ohne Humor. Sie läßt den Vetter schreiben: „Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder (von welchem zuvor die Rede war) aufs Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter, und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu faßte. Ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage, und eben so oft wieder fast das Gegenteil; ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Adeliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern; aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas Gutmütiges und fast peinlich Sittsames zurück. Einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz giebt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung, geistiger sowie körperlicher, fliegt eine leichte Röte über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kommt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichts über den Winterhimmel. Dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papas geschieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher, dennoch meine ich, das Fräulein singt schön, — über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen, — aber dieses seltsame Modulieren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tief traurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht

nur für einen gebornen Laien, wie mich, den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen. Die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außerordentliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältnis zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in roten, kleinen Fleckchen festsetzt; mir wird todangst dabei, und ich suche dem Gesange oft vorzubeugen...“

Dies ist alles, was das Fräulein über sich selber sagen läßt. Die schönste Ergänzung des über die Eltern hier verblümt Geäußerten aber gab dieselbe in den ebenfalls wohl aus späterer Zeit herrührenden, aus dem Herzen geschöpften Liedstrophen: „Das vierzehnjährige Herz“ (auf den Vater); „An meine Mutter“ und das Widmungssonett zur ersten größeren Dichtung (Walther): „An meine liebe Mutter.“ Wir aber erkennen in den im Obigen geschilderten Charakteren der Eltern zugleich die Grundlagen und vielfältigen Vorschattungen dessen, was diese rechte Tochter als ihre eigene Gabe und Aufgabe empfangen hatte. Ihre Seele war des Vaters, ihr Geist der Mutter Abbild von Natur, wenn auch in eigentümlicher Verschmelzung beider. Daß sie aber ihre Eltern also ehrte und liebte, das ist ihre eigene Ehre, nicht bloß nach dem Gesetze der Natur.

Nun aber sollte die Zeit kommen, wo der, an welchem sie mit so viel kindlicher Liebe und Verehrung gehangen hatte, ihr entrückt wurde. Im Jahre 1826 starb der Vater. Bald darauf der jüngste und geliebteste der Brüder. Die zwiefache Erschütterung warf Annette auf ein schweres, anhaltendes Krankenlager, und es entwickelte sich in der Folge ein Herz-

übel und ein nervöses Brustleiden, welches sie nie wieder ganz verließ, das aber erst nach ihrem Tode vollkommen erkannt wurde. Während dieser Krankheit vielleicht war es, daß die verborgenste Saite ihres Innern, ihr ewiges Teil, zuerst tiefer gerührt und zu eigenem Tönen gebracht wurde: von da an hat Anna Elisabeth gelernt, ernstlicher als je zuvor an Tod und Ewigkeit zu denken und um das selige Ziel mit Ängsten besorgt zu sein.

Um ihre nachgebliebene Schwermut zu zerstreuen und die so sehr geschwächten leiblichen Kräfte zu heben, riet der Arzt eine längere Luftveränderung. Die ihrem Gemahl bei seiner Versetzung nach Koblenz inzwischen gefolgte ältere Freundin, Frau v. Thielemann, lud sie herzlich zu sich ein. So lebte sie eine Zeitlang dort, auch im Verkehr mit der größeren Welt, nicht ohne Förderung für ihre eigene, besonders ihre gesellschaftliche Bildung. Darnach brachte sie mehrere Winter in Köln zu, im Hause ihres Oheims mütterlicher Seite, des Freiherrn Werner v. Haxthausen, eines in vielfacher Beziehung höchst merkwürdigen Mannes, damals preußischen Regierungsrates. Geboren 1780, hatte er als Student zu Münster die herzliche Zuneigung des Grafen Leopold von Stolberg sich erworben und die besten Eindrücke von ihm erhalten, war Domherr zu Paderborn geworden, hatte dann aber noch in Prag die Rechte, in Göttingen Arzneiwissenschaft studiert, daneben orientalische Sprachen mit großem Erfolg getrieben. Bei seiner Vaterlandsliebe und seinem äußerst lebhaften Naturell an einer Erhebung gegen Napoleons Gewaltherrschaft selbstthätig teilnehmend, hatte er dann nach England flüchten müssen, ohne aufzuhören, für Deutschlands Befreiung insgeheim thätig zu sein. 1813 konnte er als Offizier in der englisch-deutschen Legion die Waffen gegen

die Völkergeißel ergreifen und hervorragende Proben von Umsicht und Tapferkeit ablegen. Nach dem Wiener Kongreß, wo er u. a. mit E. M. Arndt in Verkehr trat, legte er sich in Köln, in preußischen Verwaltungsdienst getreten, vornehmlich auf das Studium altdeutscher Kunst und Geschichte, wozu Friedrich Schlegel und die Brüder Boisseree ihm hauptsächlich Anregung gaben, sammelte ältere Gemälde, mit denen er sein Apenburger Stammschloß schmückte", wohin er sich dann nach seiner Verheiratung, den Staatsdienst aufgebend, zurückzog. Hier veröffentlichte er eine Schrift „Über die Grundlagen unsrer Verfassung" (1833) vom geschichtlich-ständischen und germanisch-christlichen Standpunkte, worin er die damalige knöcherne Büreaukratie als die Larve und Mutter der Revolution darstellte, und wodurch er gewissermaßen der bedeutendste Vorgänger von Stahls Rechtsphilosophie wurde. Seine merkwürdige und an naturphilosophischen wie geschichtlichen Ideen reiche Schrift machte großes Aufsehen, erregte aber auch den Argwohn und die Verfolgung der Polizei, wenn schon diese von höchster Stelle aus rückgängig gemacht wurde. Indes war dem Verfasser der Aufenthalt in seinem bisherigen Vaterlande dadurch so verleidet worden, daß er ins bairische Frankenland übersiedelte, wo er, vom König Ludwig in den Grafenstand erhoben, nach manchem gemeinnützigen Wirken auf seinem Gute Neuhaus sein bewegtes Leben schloß. Ihm ähnlich an Geist und Begabung war sein Bruder, der Geheimrat Frh. August v. Haxthausen, bekannt durch seine vorzüglichen „Studien über Rußland" und sein Werk über Transkaukasien, wie durch bedeutende Schriften über Agrar- und Kolonisations-Verhältnisse. Auch gab er im späteren Leben (1850) eine aus mündlicher Überlieferung und seltenen Schriftquellen geschöpfte Sammlung geistlicher Volkslieder heraus, wodurch manche Perlen altdeut-

scher, volkstümlicher Lied- un Tondichtung vor dem Untergange bewahrt wurden. Von beider Schwester Ludowine später.

Es geziemt sich dieses etwas nähere Eingehen auf die beiden Oheime des Fräuleins, nicht nur weil letztere von beiden mannigfache Anregung empfing, sondern auch weil so manches in ihrer Begabung war, was an jene erinnert. Das westfälische Phlegma zeigte sich eben hier als das, was es eigentlich ist, als Schale für einen feurig-cholerischen, aber auch wieder melancholisch-gefärbten Seeleninhalt. Von alledem hatte das Wesen Annettens ihren bedeutenden Teil bekommen.

Ohne mit dem etwas stürmischen Wesen namentlich des einen Onkels sehr zu sympathisieren, empfing das Fräulein aus dessen Umgang neues und besonderes Interesse für Geschichte, Sage und Dichtung, wie für Sammlungen von mancherlei Altertümern der Natur und Kunst, womit sie allerdings schon früher den Anfang gemacht hatte; wir kommen unten darauf zurück. In der Gesellschaft aber erregte sie, wie eine Freundin erzählt, „einen wahren Enthusiasmus der Freundschaft und Liebe, wo sie erschien, die erstere mit herzlicher Hingebung erwidernd, vor letzterer fliehend, wie ein Luftgeist vor irdischem Feuer.“

So darf man sich nicht wundern, wenn ihr Abschied von Köln einer Flucht glich, ohne daß man die verborgenen Beweggründe ihres jungfräulichen Herzens zu entschleiern auch nur versuchen möchte. „Bekannt ward nur, daß ihre Abneigung sich zu verheiraten entschiedener als je ausgesprochen wurde.“ Sie ging, da Rückkehr in die Heimat der Gesundheit wegen noch immer nicht rätlich schien, nunmehr nach Bonn, um hier die Rheinluft noch eine Zeit lang zu genießen. Sie lebte daselbst im Hause ihres Vetters, des Professors Clemens August von Droste, des Soh-

nes jenes jüngern Bruders ihres Vaters, welcher durch seine Heirat der Familie zunächst ferner getreten war. Eine ebenso einnehmende als geistvolle und von Natur edle Persönlichkeit, war derselbe auch wissenschaftlich ausgezeichnet als Lehrer der Rechte und Verfasser eines Kirchenrechts-Handbuchs. Der zu scharfsinnigem Forschen und philosophischem Denken so geneigten wie befähigten Nichte war er ein verständnisreicher Freund, den sie indes schon 1832 durch den Tod verlieren mußte. Das Gedicht, welches des Verstorbenen Namen trägt, zeigt, wie schön das Verhältnis gewesen war.

Außerdem trat sie mit K. Simrock, dem damals noch jugendlichen Germanisten und nachmals verdienstlichen Übersetzer aus dem Altdeutschen, und mit einigen andern Professoren der Hochschule in wissenschaftlich fördernden; mit Frauen von Talent und zum Teil Berühmtheit, wie mit der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer aus Danzig und deren begabter Tochter Adele, in freundschaftlich anregenden Verkehr. Letzteres galt auch von einer höchst originellen und teilweise excentrischen, so reichen als gelehrten, für die Herrlichkeiten von Paris wie für die Herstellung des Kölner Domes gleich begeisterten Dame, der Frau Mertens-Schaafhausen und ihrem nicht viel weniger eigenartigen Gemahl, von welchem das Fräulein noch lange die ergötzlichsten Anekdoten in ihrer feinen Weise zu erzählen wußte. Überhaupt sammelte sie in Köln und Bonn, mit der Kenntnis der rheinischen Mundart, der Sitten und Charaktere des Volks und seiner Gebildeten, eine Menge humoristischer und ernster Geschichten und Scenen aus dem Leben, welche sie, in ursprünglichster oder umgesetzter Form, zum Teil in der Volksmundart, hernach im Freundeskreise unvergleichlich vorzutragen verstand.

So erreichte Annettens äußere Bildung in diesen rheinischen Aufenthalten, von wo aus sie auch einmal eine Reise nach Holland und Belgien machte, einen gewissen Abschluß. Die innere, auf westfälischem und christlichen Grunde erwachsen, an ihm auch unter allen Umständen treu beharrend, war insofern früher schon gesichert. In dieser, wie besonders in dichterischer Hinsicht hatte überdies u. a. A. M. Sprickmann, Professor der Rechte zu Münster, dann zu Breslau und Berlin, der ihr persönlich sehr nahe stand, einen freundschaftlichen Einfluß auf sie geübt, wie neuerdings veröffentlichte Briefe darthun.



Vögedinck,
unweit Hülshoff, wo Annette auf ihren Wanderungen oft weilte.

Einen Abschluß erhielt jetzt auch ihre ganze erste Lebenshälfte, ihre Jugendzeit. Sie selbst nahm Abschied von derselben in einem ergreifenden Gedicht. War es doch zugleich ein Abschied vom Vaterhause zu Hülshoff, das sie als Vaterhaus und eigentlichste Heimat nicht mehr betreten sollte. Am Weiher geboren und erblüht, war sie am Strome durch das Leben für das Leben, auch das folgende der Stille gereift.



Rüschhaus.

[illegible] Die [illegible]

[illegible]

[illegible] welche [illegible]

[illegible] Mutter [illegible]

[illegible]

III. Die Klause der Freundschaft.

„So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume.
Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen, begraben —
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Thräne haben.“

A. v. D.

In der That, ein neuer Abschnitt, die andere, an Jahren geringere, an Inhalt der Jahre so viel reichere Hälfte von Annettens Leben begann jetzt; war sie doch selbst fast eine andere geworden, seitdem sie aus der Fremde den Rückweg fand in ihre Heimat. Die schönen Tage der Kindheit wie die einer vielgeselligen, viel zerstreuenden Jugendzeit waren vorüber, und das reifere Gemüt sehnte sich nun selbst nach Einsamkeit und Stille; es hatte des bewegten, mit so viel Unlauterkeiten behafteten Lebens und Treibens der großen Welt genug. Und wie hätte auch das westfälische Herz von Westfalen, das münsterländische vom Münsterlande und seiner Stadt für immer lassen können? Es sei denn, eine höhere Aufgabe oder ein innerster Zug hätte es für immer anderswohin geführt. Das war hier nicht der Fall, und so war es das Natürlichste, daß die Tochter zur Mutter und Schwester zurückkehrte. Sie that es, bereichert durch Menschen- und Selbstkenntnis, wie durch eine Menge neuer Anschauungen und Anregungen, welche in ihrer so lebhaft aufnehmenden und so stetig verarbeitenden Seele zu schönen Früchten noch ausreifen sollten.

Die Mutter hatte bald nach des Vaters Hinscheiden einen zubehörigen, eine Stunde davon gelegenen kleinen Edelsitz als Witwen-Aufenthalt mit ihren beiden Töchtern bezogen, alle drei mit einer angemessenen, doch nicht eben großen Leib-

rente sich begnügend. Rüschhaus (d. h. Riedhaus, von den Riedgräsern ringsum) war es, um des vorigen Jahrhunderts Mitte ganz im Stil eines westfälischen Bauernhauses erbaut, und mit seinem bis dahin nicht allzusehr gepflegten, mit einigen alten Steinbildern geschmückten Garten, seinen alleinstehenden Ecktürmchen und Ringgräben, abseits von der größeren Landstraße zwischen hohen Bäumen und Gebüschen verborgen, ganz geschaffen zu einer Einsiedelei, oder auch zu einem Musensitz und Freundschaftstempel, allerdings von sehr eigentümlicher, westfälischer Art. War es doch nur zum kleineren Teile Herrenhaus, zum größeren ein echter altsassischer Bauernhof, obschon mit großem Steinwappen über der Stalleinfahrt an dem dem Wege zugekehrten Giebel, sowie mit herrschaftlichen Zimmern am entgegengesetzten, dem Garten zu liegenden Ende. Hier war statt der gewöhnlich einfacheren und niedrigeren Wohnräume ein Gesellschaftssaal, aus dem unmittelbar eine steinerne Freitreppe hinab zum Garten führte. Ein Getäfel aus braunem Eichenholz, ein Rokokokamin mit dem lebensgroßen Bilde eines früheren Landesbischofs, einige andere alte Bildnisse an den Wänden und ein riesiger Eichentisch, dazu mehrere Glasschränke mit Natur- und Kunstseltenheiten gaben dem Saale ein einfach würdiges, beinahe historisches Ansehen. Daneben war auf einer Seite ein kleines Zimmer mit guten altdeutschen Gemälden und einer Sammlung zierlicher Geräte und Figuren aus Meißener Porzellan; auf der anderen aber, hinter schrankähnlichem Getäfel verborgen, das Heiligste des Hauses für die kirchliche Andacht der Bewohner: die kleine Kapelle, in welcher der gerngesehene, würdige Hausgeistliche von Hülshoff, Herr Wilms, an gewissen Tagen die Messe zu feiern kam.

Bescheidener noch waren die kleinen, ziemlich schmalen und niedrigen Zimmer des Fräuleins, welche so zu sagen im

Zwischendeck (dem Hangestock, Entresol) und zwar dem Untergang der Sonne zu lagen. Ein großer braungebeizter Eichentisch vor dem schwarzüberzogenen Sopha, ein paar Rohrstühle, Bildnisse von Freunden an den Wänden, ein kleiner alter Flügel von leisem, aber zur Begleitung des Gesanges um so geeigneterem Harfenton, dazu Sträuße von Feldblumen, auf einsamen Fußwanderungen gesammelt, in Schalen oder Töpfen aufgestellt: das war das Wohnzimmer Annettens, ihre Zelle, aus deren im Sommer fast immer geöffneten Fenstern die dicht davor nistenden Schwalben als willkommene Gäste ein- und ausflogen. Aus diesen Fenstern sah man nur das Grün des Gartens und die jenseits sich verlierenden Waldgebüsche; der Graben dazwischen aber war bedeckt mit den Lieblingsblumen der Dichterin, den mystischen Wasserpflanzen. Denn diese liebte auch hierin das Rätselhafte und das Ursprüngliche zugleich: Gartenblumen hat sie nie eigentlich gepflegt, wilde Blumen suchte und sammelte sie gern. In einem Nebenzimmer ward die alte Amme, eine brave Frau aus dem Dorfe, von der Dankbarkeit bis an ihr Lebensende treu verpflegt. (Vgl. das Gedicht: „Was bleibt.") Da durfte diese nach Belieben den ganzen Tag spinnen für Kinder und Enkel, und jene, die Milchbrüder des Fräuleins, ehrliche vierschrötige Bauersleute, kamen auch zuweilen zum Besuch, und fühlten sich geehrt durch die adlige Verwandtschaft.

Am liebsten aber suchten die Kinder der Nachbarschaft, Knaben und Mädchen in groben Kittelchen und Holzschuhen, des Fräuleins Fenster, flüsterten und wagten dann die nicht sehr wohlgesetzte Bitte hinauf: Frölen, Frölen, vertellen! Und Frölen ließ sich nicht umsonst bitten, vertellte gern und schön zum Fenster hinaus allerlei Geschichten, selbsterfundene, gehörte, gelesene, natürlich plattdeutsch und jedesmal etwas anders, Charaktere und Begebenheiten stetig ändernd, so daß

die Kinder immer etwas Neues zu hören bekamen. Zeitweilig waren dann auch Kinder der Hülshoffer und anderweitigen Verwandtschaft zu längerem Besuch da, und so konnte das Fräulein einst an den Freund „episteln“:

„Wie es mir hier geht? schon gut genug,
Ich stricke, schreibe, lese ein Buch,
Und jeden Abend muß ich erzählen,
Sollen die kleinen Rangen nicht tot mich quälen.
Sieben sind ihrer an der Zahl,
Noch klein und wirrig allzumal,
Doch da jedes meines Blutes Zweig,
Muß ich contre coeur lieben das grüne Zeug.“

Dafür wurde sie denn auch von allen wieder geliebt, und noch erinnern sich manche Überlebende jener Stunden.

Aber sie liebte auch die, welche nicht gerade ihres Blutes Zweig waren. Davon unten ein Mehreres. Eine Zeit lang unterrichtete sie eine kleine Nichte, zu einer andern die etwa sieben Jahre jüngere Tochter eines der Mutter befreundeten holländischen Offiziers, welche zum größern Teile sie selbst so weit förderte, daß sie das Examen einer Lehrerin machen konnte und später eine ausgezeichnete Erzieherin wurde.

Nicht daß sie selbst Beruf und Neigung zum Unterrichten in sich gefühlt hätte. Sie war keine geborne Lehrerin und wollte es auch nicht sein. Sie schrieb in der Beziehung einmal an den bald zu nennenden Freund (im Winter 1835) über ihr Tagewerk, was wir hieher setzen, da es ihr natürliches Wesen bezeichnen hilft: „Ich arbeite jetzt nichts, gar nichts (Dichterisches), so gern ich dran möchte; die Tage sind zu kurz und die wenigen Stunden zu besetzt. Wenn ich des Morgens mich gekleidet, gefrühstückt und die Messe gehört habe, bleibt mir bis Mittag kaum Zeit genug zum Unterricht meiner kleinen Cousine; da wird Geschichte, Französisch und viel Musik getrieben, bis wir beide ganz verduselt zu Tische gehn. Nachmittags erst ein wenig spaziert, dann eine Stunde Kla-

vier (eine Stunde nämlich Gesang), wieder Unterricht und dann ists Abend, wo ich mein Zimmer verlasse und bei meiner Mutter bleibe. Das wäre nun wohl ein gutes löbliches Tagewerk, wenn ich es aus gutem Herzen vollbrächte; dem ist aber leider nicht so. Jede Arbeit, die ich nicht nach eigener Lust und zu eigener Ausbildung unternehme, wird mit eben so vieler Freundlichkeit und Anmut verrichtet, wie ein Ackerpferd den Pflug zieht. Wenns anders wäre, wärs besser, aber es wird nicht anders, wenn ich mich auch bei beiden Ohren nehme. Zudem sehe ich keinen Nutzen bei all der Plage; meine Elevin ist ein gutartiges, fleißiges und auch nicht talentloses Kind und plagt sich ab wie ein Hündchen im Schiebkarren, ganz ohne Lust und Liebe zum Dinge, nur aus Gehorsam, weil die Eltern gesagt haben: du mußt was lernen!“ ...

Übrigens las das Fräulein für sich ziemlich viel, wenn sie Zeit hatte. Doch der Tageslitteratur zu folgen lag ihr nicht sehr an. Ihre alten Lateiner durchging sie wiederholentlich, daneben ein und anderes Buch, welches Freunde ihr empfohlen hatten, außerdem vielleicht ein altes Geschichtenbuch, wie ihren geliebten Rolevink, den naiven Lobredner westfälischer Volksart aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. In ihrem Zimmer sah man fast nichts, was auf wissenschaftliche Beschäftigungen schließen ließ. „Zwischen alten Musikalien, erzählt ein befreundeter Besucher, fanden sich auf dem Klavier wohl einige zerknitterte und wieder glatt gestrichene Bogen Papier; bei genauerem Suchen hätten sich auch ein paar ältliche Gänsekiele vorgefunden und ein Tintenfaß, halb zerbrochen und nach einer kleinen Auffrischung schmachtend. Sonst lag da noch wohl ein alter Quartband mit Devisen in schönem Kupferstich und lateinischer Erklärung auf dem Tische, ein oder zwei andere Bücher, ältere zumeist, in einer Ecke.“ Das war alles.



Rüschhaus.

[illegible] Der [illegible]

[illegible]

[illegible], und [illegible] Schlankheit wie [illegible] genug. Und [illegible], der mit [illegible] Geburt [illegible] Menschliche, der [illegible], welche [illegible] den Seele [illegible] Mutter [illegible] Blumen [illegible] einer [illegible]

III. Die Klause der Freundschaft.

„So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume.
Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen, begraben —
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Thräne haben."

A. v. D.

In der That, ein neuer Abschnitt, die andere, an Jahren geringere, an Inhalt der Jahre so viel reichere Hälfte von Annettens Leben begann jetzt; war sie doch selbst fast eine andere geworden, seitdem sie aus der Fremde den Rückweg fand in ihre Heimat. Die schönen Tage der Kindheit wie die einer vielgeselligen, viel zerstreuenden Jugendzeit waren vorüber, und das reifere Gemüt sehnte sich nun selbst nach Einsamkeit und Stille; es hatte des bewegten, mit so viel Unlauterkeiten behafteten Lebens und Treibens der großen Welt genug. Und wie hätte auch das westfälische Herz von Westfalen, das münsterländische vom Münsterlande und seiner Stadt für immer lassen können? Es sei denn, eine höhere Aufgabe oder ein innerster Zug hätte es für immer anderswohin geführt. Das war hier nicht der Fall, und so war es das Natürlichste, daß die Tochter zur Mutter und Schwester zurückkehrte. Sie that es, bereichert durch Menschen= und Selbsterkenntnis, wie durch eine Menge neuer Anschauungen und Anregungen, welche in ihrer so lebhaft aufnehmenden und so stetig verarbeitenden Seele zu schönen Früchten noch ausreifen sollten.

Die Mutter hatte bald nach des Vaters Hinscheiden einen zubehörigen, eine Stunde davon gelegenen kleinen Edelsitz als Witwen=Aufenthalt mit ihren beiden Töchtern bezogen, alle drei mit einer angemessenen, doch nicht eben großen Leib-

rente sich begnügend. Rüschhaus (d. h. Riedhaus, von den Riedgräsern ringsum) war es, um des vorigen Jahrhunderts Mitte ganz im Stil eines westfälischen Bauernhauses erbaut, und mit seinem bis dahin nicht allzusehr gepflegten, mit einigen alten Steinbildern geschmückten Garten, seinen alleinstehenden Ecktürmchen und Ringgräben, abseits von der größeren Landstraße zwischen hohen Bäumen und Gebüschen verborgen, ganz geschaffen zu einer Einsiedelei, oder auch zu einem Musensitz und Freundschaftstempel, allerdings von sehr eigentümlicher, westfälischer Art. War es doch nur zum kleineren Teile Herrenhaus, zum größeren ein echter altsassischer Bauernhof, obschon mit großem Steinwappen über der Stalleinfahrt an dem dem Wege zugekehrten Giebel, sowie mit herrschaftlichen Zimmern am entgegengesetzten, dem Garten zu liegenden Ende. Hier war statt der gewöhnlich einfacheren und niedrigeren Wohnräume ein Gesellschaftssaal, aus dem unmittelbar eine steinerne Freitreppe hinab zum Garten führte. Ein Getäfel aus braunem Eichenholz, ein Rokokokamin mit dem lebensgroßen Bilde eines früheren Landesbischofs, einige andere alte Bildnisse an den Wänden und ein riesiger Eichentisch, dazu mehrere Glasschränke mit Natur- und Kunstseltenheiten gaben dem Saale ein einfach würdiges, beinahe historisches Ansehen. Daneben war auf einer Seite ein kleines Zimmer mit guten altdeutschen Gemälden und einer Sammlung zierlicher Geräte und Figuren aus Meißener Porzellan; auf der anderen aber, hinter schrankähnlichem Getäfel verborgen, das Heiligste des Hauses für die kirchliche Andacht der Bewohner: die kleine Kapelle, in welcher der gerngesehene, würdige Hausgeistliche von Hülshoff, Herr Wilms, an gewissen Tagen die Messe zu feiern kam.

Bescheidener noch waren die kleinen, ziemlich schmalen und niedrigen Zimmer des Fräuleins, welche so zu sagen im

Zwischendeck (dem Hangestock, Entresol) und zwar dem Untergang der Sonne zu lagen. Ein großer braungebeizter Eichentisch vor dem schwarzüberzogenen Sopha, ein paar Rohrstühle, Bildnisse von Freunden an den Wänden, ein kleiner alter Flügel von leisem, aber zur Begleitung des Gesanges um so geeigneterem Harfenton, dazu Sträuße von Feldblumen, auf einsamen Fußwanderungen gesammelt, in Schalen oder Töpfen aufgestellt: das war das Wohnzimmer Annettens, ihre Zelle, aus deren im Sommer fast immer geöffneten Fenstern die dicht davor nistenden Schwalben als willkommene Gäste ein- und ausflogen. Aus diesen Fenstern sah man nur das Grün des Gartens und die jenseits sich verlierenden Waldgebüsche; der Graben dazwischen aber war bedeckt mit den Lieblingsblumen der Dichterin, den mystischen Wasserpflanzen. Denn diese liebte auch hierin das Rätselhafte und das Ursprüngliche zugleich: Gartenblumen hat sie nie eigentlich gepflegt, wilde Blumen suchte und sammelte sie gern. In einem Nebenzimmer ward die alte Amme, eine brave Frau aus dem Dorfe, von der Dankbarkeit bis an ihr Lebensende treu verpflegt. (Vgl. das Gedicht: „Was bleibt.") Da durfte diese nach Belieben den ganzen Tag spinnen für Kinder und Enkel, und jene, die Milchbrüder des Fräuleins, ehrliche vierschrötige Bauersleute, kamen auch zuweilen zum Besuch, und fühlten sich geehrt durch die adlige Verwandtschaft.

Am liebsten aber suchten die Kinder der Nachbarschaft, Knaben und Mädchen in groben Kittelchen und Holzschuhen, des Fräuleins Fenster, flüsterten und wagten dann die nicht sehr wohlgesetzte Bitte hinauf: Frölen, Frölen, vertellen! Und Frölen ließ sich nicht umsonst bitten, vertellte gern und schön zum Fenster hinaus allerlei Geschichten, selbsterfundene, gehörte, gelesene, natürlich plattdeutsch und jedesmal etwas anders, Charaktere und Begebenheiten stetig ändernd, so daß

die Kinder immer etwas Neues zu hören bekamen. Zeitweilig waren dann auch Kinder der Hülshoffer und anderweitigen Verwandtschaft zu längerem Besuch da, und so konnte das Fräulein einst an den Freund „episteln“:

„Wie es mir hier geht? schon gut genug,
Ich stricke, schreibe, lese ein Buch,
Und jeden Abend muß ich erzählen,
Sollen die kleinen Rangen nicht tot mich quälen.
Sieben sind ihrer an der Zahl,
Noch klein und wirrig allzumal,
Doch da jedes meines Blutes Zweig,
Muß ich contre coeur lieben das grüne Zeug.“

Dafür wurde sie denn auch von allen wieder geliebt, und noch erinnern sich manche Überlebende jener Stunden.

Aber sie liebte auch die, welche nicht gerade ihres Blutes Zweig waren. Davon unten ein Mehreres. Eine Zeit lang unterrichtete sie eine kleine Nichte, zu einer andern die etwa sieben Jahre jüngere Tochter eines der Mutter befreundeten holländischen Offiziers, welche zum größern Teile sie selbst so weit förderte, daß sie das Examen einer Lehrerin machen konnte und später eine ausgezeichnete Erzieherin wurde.

Nicht daß sie selbst Beruf und Neigung zum Unterrichten in sich gefühlt hätte. Sie war keine geborne Lehrerin und wollte es auch nicht sein. Sie schrieb in der Beziehung einmal an den bald zu nennenden Freund (im Winter 1835) über ihr Tagewerk, was wir hieher setzen, da es ihr natürliches Wesen bezeichnen hilft: „Ich arbeite jetzt nichts, gar nichts (Dichterisches), so gern ich dran möchte; die Tage sind zu kurz und die wenigen Stunden zu besetzt. Wenn ich des Morgens mich gekleidet, gefrühstückt und die Messe gehört habe, bleibt mir bis Mittag kaum Zeit genug zum Unterricht meiner kleinen Cousine; da wird Geschichte, Französisch und viel Musik getrieben, bis wir beide ganz verdußelt zu Tische gehn. Nachmittags erst ein wenig spaziert, dann eine Stunde Kla-

vier (eine Stunde nämlich Gesang), wieder Unterricht und dann ists Abend, wo ich mein Zimmer verlasse und bei meiner Mutter bleibe. Das wäre nun wohl ein gutes löbliches Tagewerk, wenn ich es aus gutem Herzen vollbrächte; dem ist aber leider nicht so. Jede Arbeit, die ich nicht nach eigener Lust und zu eigener Ausbildung unternehme, wird mit eben so vieler Freundlichkeit und Anmut verrichtet, wie ein Ackerpferd den Pflug zieht. Wenns anders wäre, wärs besser, aber es wird nicht anders, wenn ich mich auch bei beiden Ohren nehme. Zudem sehe ich keinen Nutzen bei all der Plage; meine Elevin ist ein gutartiges, fleißiges und auch nicht talentloses Kind und plagt sich ab wie ein Hündchen im Schiebkarren, ganz ohne Lust und Liebe zum Dinge, nur aus Gehorsam, weil die Eltern gesagt haben: du mußt was lernen!“ ...

Übrigens las das Fräulein für sich ziemlich viel, wenn sie Zeit hatte. Doch der Tageslitteratur zu folgen lag ihr nicht sehr an. Ihre alten Lateiner durchging sie wiederholentlich, daneben ein und anderes Buch, welches Freunde ihr empfohlen hatten, außerdem vielleicht ein altes Geschichtenbuch, wie ihren geliebten Rolevink, den naiven Lobredner westfälischer Volksart aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. In ihrem Zimmer sah man fast nichts, was auf wissenschaftliche Beschäftigungen schließen ließ. „Zwischen alten Musikalien, erzählt ein befreundeter Besucher, fanden sich auf dem Klavier wohl einige zerknitterte und wieder glatt gestrichene Bogen Papier; bei genauerem Suchen hätten sich auch ein paar ältliche Gänsekiele vorgefunden und ein Tintenfaß, halb zerbrochen und nach einer kleinen Auffrischung schmachtend. Sonst lag da noch wohl ein alter Quartband mit Devisen in schönem Kupferstich und lateinischer Erklärung auf dem Tische, ein oder zwei andere Bücher, ältere zumeist, in einer Ecke.“ Das war alles.

Freilich, die gewöhnliche Frauenarbeit in Küche und Haushalt, oder die mit der Nadel, war des Fräuleins Sache auch nicht eben. Letzteres ließ außer ihrem sehr kurzsichtigen Auge der Körper nicht wohl zu, welcher die gebückte Stellung nicht lange ertrug; und ersteres? Stolz oder Trägheit hinderte sie gewiß nicht daran, eher vielleicht die Gewohnheit von Hause aus, mehr aber noch ein natürlicher Mangel an Gabe dafür, wenn auch keineswegs ein Mangel an Sinn für Wirtschaftlichkeit und Erhaltung des zu Erhaltenden, namentlich auch, was die Pflege der Anlagen im Garten betraf. Davon zeugt mehr als eine Thatsache, die wir indes hier übergehen dürfen. Daneben konnte sie, wenigstens in jüngeren Jahren, eine Unterhaltung finden im Ausschnitzen kleiner Landschaften mit Felsen, Bäumen, Tieren und Menschen aus Papier, welche kleinen Kunstwerke sie dann kindlichen Besuchern eben so kindlich zur Besichtigung bot, wohl auch verschenkte. Es hing das zusammen mit ihrem Talent für zeichnende und malerische Darstellung überhaupt. Im übrigen musizierte und korrespondierte sie viel in ihrer Einsamkeit.

Ein anderes lag ihr besonders an, als Liebhaberei zwar, aber doch nicht bloß als solche. Es war ihr Sinn für Altertümer der Natur und Kunst, für alles, was dem angeborenen Zuge zum Fernen in Raum und Zeit, zum Seltenen und Seltsamen, ja Wundersamen und Rätselhaften, diesem echt romantischen Zuge ihres Gemütes Nahrung bot. Schon ehe sie nach Köln und Bonn ging, hatte sie angefangen allerlei Seltenheiten zu sammeln; durch Anregung und Beispiel von dort her wurde es ihr zu einer förmlichen Aufgabe und Lieblingsbeschäftigung, damit fortzufahren, wobei es denn auch hier hieß: wer da hat, dem wird gegeben. Allmählich gewann ihre Sammlung von goldenen und silbernen Denkmünzen, „geschnittenen“ und ungeschnittenen Steinen, Kry-

stallen, Erzstufen, Korallen, Elfenbeinsachen, selbst Uhren u. s. w. einen ganz bedeutenden Umfang und Wert: Schubladen und Schränke waren damit angefüllt, und gern ließ sie diese Schätze diejenigen unter den befreundeten Besuchern sehen, welche sich dafür irgend interessierten.

Mit diesem verband sich indes noch ein anderer, scheinbar entgegengesetzter, im Grunde verwandter Sinn und Geschmack. Es war der, in Bergen und Höhlen, Sandhaiden und Felsgestein den Spuren einer vorgeschichtlichen, ja urweltlichen Natur und Schöpferkraft nachzugehen, wozu denn der ehemalige Meeresboden ihrer Heimat mit seinen versteinerten Pflanzen- und Tierabdrücken im Sand- und Kalkgestein vorzügliche Veranlassung bot, und wobei sie sich gern auch mit den Landleuten der Gegend in heimischer Mundart unterhielt. „Tagelang streifte sie öfters in der Haide umher“, sagte die Freundin, „einen mächtigen Hammer in der kleinen weißen Hand, um der Erde versteinerte Weisheit zu ergründen. Aber auch jedes seltene Käferchen und Kräutchen, was nebenbei ihrem Auge sich bemerkbar machte, betrachtete sie wie eine Entdeckung, und nährte ihren unermüdlichen Forschungstrieb damit, der stets mehr auf die Sache selbst, den Natur- oder Kunstgegenstand sich richtete, als auf die gelehrte Beschreibung desselben in dicken Büchern.“ Sie hat, um mit Goethe zu reden, auch hierin mehr erwandert als erlernt. Aber doch war das Wandern ihr nicht Zweck, noch auch das Lernen eigentlich. Selbstzweck ohne Selbstbespiegelung: das war ihre Art. „An einen knorrigen Eichenstamm gelehnt, konnte sie stundenlang sitzen auf ihrem ausgebreiteten Tuch, und hinausblicken in die weite lautlose Haide; oder sie lagerte sich an versteckten Waldplätzen neben stille, tiefe Teiche, bis die Abendnebelschleier die Wasserlilien vor dem Auge verdämmern ließen und der Mond darüber heraufkam.“ Oder

auch sie vergrub sich mit Tasche, Hammer und Buch in eine Mergelgrube (vgl. das gleichnamige Gedicht). „Was sie da wachend geträumt, brauchte sie nur niederzuschreiben, und es war ein Gedicht.“ Doch noch nicht hier stehe sie als Dichterin vor uns; wir fragen nur erst wie sie lebte.

Daß auch diese mineralischen Wanderzüge nicht immer anhielten, daß jenes, was zuerst aus freier Wahl, ja innerem Drange geschah, später vom Arzte ihr gewissermaßen als Pflicht auferlegt wurde, sagt sie selbst in Briefen. So aus 1839: „Ich muß jetzt auf ärztlichen Befehl fleißig Steine klopfen, was ich nicht halb so gern thue wie früher freiwillig; doch zuweilen klopfe ich mich wieder in den Eifer hinein und habe meine Freude und Bewunderung an den Schaltieren und Pflanzen, die, den Worten des Psalmisten zum Trotz — „der Mensch verdorrt wie eine Blume des Feldes“ — ihr gebrechliches Dasein durch Jahrtausende erhalten haben. Es wird mir zuweilen ganz wunderlich, wenn ich manche Stengel und Muscheln genau in der Form, wie sie damals der Augenblick verborgen hat, wieder hervortreten sehe, gleichsam in ihrer Todeskrümmung. Ich wollte, ich träfe einmal auf ein lebendiges Tier im Stein. Was meinen Sie, wenn ein Mensch mal so aus seiner viertausendjährigen Kruste hervorkriechen könnte? Was müßte der nicht fühlen und was zu fühlen und zu denken haben?“ (Briefe S. 144 u. f.) An einen andern in demselben Jahre: „Wie verkehrt und eigensinnig doch die menschliche Natur ist! Ich habe dies Steinklopfen mit Passion getrieben, so lange es eigentlich niemand recht war; heimlich fortgestohlen habe ich mich, um im Steinbruche zu picken, Essen und Trinken habe ich darüber vergessen, und nun muß man mich treiben, wie den Esel zur Mühle. Kein wahreres Sprichwort als das: des Menschen Wille ist sein Himmelreich; aber auch kein schlimmeres!“ —

Daß Annette mit Armen und Kranken großes und zwar thätiges Mitleid hatte, daß sie sich um das Wohl der Dienenden herzlich kümmerte, davon später ein Beispiel.

Übrigens wechselte der Aufenthalt in Rüschhaus zu Zeiten, besonders in den Wochen der großen kirchlichen Feste, ab mit dem zu Hülshoff; außerdem brachte das Fräulein im Sommer manchmal längere Zeit in Apenburg bei den Oheimen zu, doch immer wieder die Einsamkeit der Gesellschaft vorziehend und letzterer zumeist mehr aus Pflicht denn aus Neigung sich widmend. Sogar nach dem geliebten Münster, wo die Familie ein Haus besaß, kam sie selten, teils freilich aus Mangel an Fahrgelegenheit, und weil das weite Gehen ihr nachgerade unmöglich ward; teils aber auch, weil sie es ruhig abwarten konnte, daß die, welche ihr freundschaftlich nahe standen, zu ihr hinauskämen, was ihr denn doch immer eine angenehme Abwechselung und Freude der Mitteilung war.

Diese ganze Weise zu leben bildete sich freilich erst allmählich heraus, und vollständiger wurde die Rüschhäuser Einsamkeit erst, als die ältere Schwester der Werbung des Freiherrn Joseph von Laßberg auf Schloß Eppishausen im Thurgau folgte, des gelehrten und geist- wie verdienstvollen deutschen Altertumsforschers und ersten Herausgebers des Nibelungenliedes (geb. 1770 in Donaueschingen, aus östreichischem, später nach Schwaben übersiedeltem Geschlechte). Das geschah im J. 1834, und seitdem nahm auch die Mutter mehrmals bis zu Jahresfrist ihren Aufenthalt bei der Tochter im Süden. Dann blieb Annette zumeist allein auf ihrem abgelegenen Grunde, mit einer Köchin und einem Hausknecht zur Besorgung von Wirtschaft und Garten. Sie selbst legte den Dienstboten dann so wenig Arbeit als möglich auf, nur daß sie nicht unbeschäftigt blieben. War sie doch auch in ihren Speisen von ausgezeichneter Einfachheit: lange Zeit genoß

sie nur Kaltes oder Erwärmtes, das dann gleich für die ganze Woche hergestellt wurde. Freilich lag das mit in ihrem leidenden, seit jener großen Krankheit nie wieder ganz hergestellten Zustande.

Ehe wir nun auch sie auf ihren Reisen in den Süden begleiten, erübrigt uns noch, der Freunde und Freundinnen zu gedenken, deren Geist und Gemüt mit dem ihren mehr oder minder harmonierte, und denen sie mit großer Hingabe bis zur Aufopferung zugethan war, während andererseits deren Teilnahme und Anregung ihr selber zeitweilig Bedürfnis blieb. Wie sollte es auch anders?

„Etwas wünschen und verlangen,
Etwas hoffen muß das Herz,
Etwas zu verlieren bangen
Und um etwas fühlen Schmerz",

sagt der Dichter nach uralter Wahrheit. Setzen wir hinzu: so lange das Herz noch nicht aus innerster Erfahrung zu empfinden und zu sagen vermag: „Gott und alles!"

In Anna von Droste war ein Zug dahin wohl vorhanden, und er sollte auch noch mit allbesiegender Stärke an ihr offenbar werden. Noch aber war diese Zeit nicht geboren. Noch war und blieb sie das fühlende und mitfühlende, mit und für Freunde lebende und ihrer Freundschaft fröhlich genießende Menschenkind. Männlich genug dabei war sie, und wenn sie neben einzelnen ihres eigenen Geschlechts solche vom andern zu ihren Vertrauten zu erheben wagte, so lag dem, wie bei so manchen andern edlen Freundschaften zwischen Frauen und Männern in der Geschichte, weit mehr die Gleichartigkeit der Gefühle, der Gedanken und Gesinnungen, als die Polarität der Geschlechter zum Grunde. Freilich genügt es hier nicht, „schöne Geister und schöne Seelen" zu sein, was in den allermeisten Fällen doch nur fade oder empfindsame Freundschaft giebt. Vielmehr Charaktere werden hierzu erfordert, die ihren Halt und ihr

Ziel nicht bloß in sich selbst, noch in einander, sondern in ein Drittes und Höchstes gesetzt haben und darin auch zu erhalten wissen, welches Dritte eben so tief in, wie unendlich über ihnen ist.

Auch diese Art der Freundschaft ward der Einsamen zu teil als unerwartetes Geschenk. Katharina Schücking (vgl. das gleichnamige Gedicht), eine edle Frau und bis dahin die erste westfälische Dichterin, deren Lieder gedruckt waren, hatte schon Annettens des Kindes Aufmerksamkeit und liebende Verehrung auf sich gezogen. Sie starb, als jene über dreißig Jahre bereits zählte, und hinterließ einen damals etwa fünfzehnjährigen, begabten und Gutes versprechenden Sohn, der das Gymnasium in Münster besuchte. Auf ihn übertrug das Fräulein, was sie seiner Mutter nicht mehr sein konnte, um so lieber, je ähnlicher seine Seele der Verstorbenen zu sein schien. Sie sagte zu ihm, als er ihr den Tod der Mutter in Rüschhaus anzuzeigen kam oder wenig später, „sie habe das Gefühl gehabt, als ob die Verschiedene ihr einen Teil der Sorge um den verwaisten Sohn hinterlassen, als habe sie nun eine Verpflichtung, sich um sein Wohl und Wehe zu bekümmern.“ So lud sie ihn ein, sie an schulfreien Nachmittagen zu besuchen, zeigte und erklärte ihm ihre Sammlungen, veranlaßte ihn zur Aussprache über seine Studien und förderte so seine Ausbildung an ihrem Teil. Später warnte sie wohl den dem Rechtsstudium obliegenden, aber immer mehr litterarisch-schöngeistigen Neigungen sich überlassenden jungen Mann vor dem Gefährlichen dieser Richtung, versöhnte sich indes zum teil damit, als sie wirkliche Talente in der Hinsicht bei ihm zu erkennen glaubte. So machte sie ihn dann zuweilen zum Teilnehmer, wenn auch nicht Richter, ihrer eigenen Geistesschöpfungen, gab ihm auch durch Mitteilung von Sagen und Geschichten, die ihrer Phantasie und ihrem Gedächtnis so reich zu Gebote standen,

den Stoff zu so manchem, was jener dann in seiner Weise später verarbeitete und zu Skizzen, Novellen, Romanen ausspann, welche noch heute von vielen nicht ungern gelesen werden, wenn auch der Geist darin ein völlig anderer, Gott und seiner Kirche längst entfremdeter ist.

Tiefer, nachhaltiger und im edleren Sinne fruchtbarer sollte ein anderes Freundesverhältnis werden, welches sich wenig später, und zwar um das nämliche Jahr knüpfte, in welchem durch der Schwester Verheiratung eine Lücke in dem kleinen Familienkreise eingetreten war. Es war ein schöner Ersatz, den höhere Hand ihr zukommen ließ durch die Bekanntschaft mit der Familie des Justizrats, späteren Geheimenrats Schlüter in Münster, namentlich mit dessen hochbegabtem, edlem Sohne, dem schon damals erblindeten Professor der Philosophie Christoph Bernhard Schlüter und dessen Schwester Therese. Verfasser, Übersetzer und Herausgeber so mancher höchst wertvollen Arbeit in Prosa und Dichtung, selbst Dichter von „Welt und Glaube", eines reichen Kranzes schöner Sonette voll reinmenschlicher und heiliger Weisheit; auch Mitherausgeber der Werke Franz v. Baaders. Hier erst, darf man sagen, hatten sich Gemüter gefunden und verbunden, welche das Gewöhnlichste wie das Tiefste und Höchste, was ein reingestimmtes natürliches und gottesfürchtiges Menschenherz bewegen kann, mit einander empfanden, bewegten und austauschten: mündlich, brieflich, ja ohne alles ausgesprochene Wort, dessen es ja da nicht bedarf, wo die Geister und Seelen einander im Grunde verstehen. Hier war nicht mehr Spiel der Phantasie und gesellschaftliche Unterhaltungslust, sondern in gemeinsamem Christusglauben tieferer und doch so freundlicher, wohlwollender und wohlthuender Lebensernst die Grundlage, auf welcher die Gedanken, Neigungen, Gesinnungen und Bestrebungen sich zusammenfanden und einander gegenseitig

zur Läuterung und Förderung dienten. Doch manmuß die erst 1877 (und seitdem in 2. Auflage) veröffentlichten „Briefe“ selbst lesen, welche das Fräulein an diesen ziemlich gleichaltrigen Freundunddie Seinen geschrieben, um einen vollen Einblick in Gemüt, Geist und Charakter der Schreibenden zu erlangen, wie er sonst nirgend, auch in ihren Briefen an Freundinnen nicht wieder gefunden wird. „Sie sind, sagt ein anderer, ein unvergleichlich anziehender Spiegel ihres Wesens, und bieten eine bessere Charakteristik ihres in schlichter Einfachheit sich gebenden reichen Innern als irgend ein Biograph sie geben könnte.“

Bereits führten wir einiges daraus an und werden noch Gelegenheit zu mehrerem haben. Hier nur noch die Bemerkung, daß in wie großen Zwischenräumen die Briefe auch zuweilen auf einander folgten, namentlich wenn die Freundin fern der Heimat war, der gegenseitige, anregende und erhebende Verkehr der Geister und Seelen doch nicht unterbrochen wurde, sondern fortdauerte, bis der Tod demselben ein Ende machte. Ein Wort, zwei Jahre vor dem letzteren geschrieben, könnte man füglich als die Überschrift nicht nur der Briefsammlung, sondern des Verhältnisses selber ansehen, es lautet: „— — wäre es nicht grade der eigentliche Kern der Freundschaft, daß sie auch das Leid des Freundes nicht missen will, so wenig wie seine Freuden; oder wenn nicht der Kern, doch die ihm zunächst liegende, ihn umschlingende Faserhülle! Der Kern heißt freilich anders: Ein Glauben, ein Hoffen, ein gemeinsames Wirken.“ Wie viel und inwieweit die Schreiberin zu solchem Wirken, ihrer eigentümlichen Gabe und Aufgabe gemäß, Anregung und Anleitung oder doch Unterstützung bei dem Freunde gefunden, das entzieht sich freilich des Näheren unserm Blick; es zu wissen thut ja auch nicht not. Nur eine Stelle stehe hier (vom Aug. 1839 aus Apenburg): „Mein allerteuerster Freund, ich denke ja so viel an Sie;

was mir Gutes zukommt, ein hübsches Buch, ein schönes Lied, alles freut mich nur halb, weil ich es Ihnen nicht mitteilen kann. Was meinen Sie, sollte ein so klares Freundschaftsverhältnis wohl getrübt werden können? Ich meine durchaus nicht. — Schlechte Streiche wird ja keiner von uns machen, und Schwächen und Mißverständnisse können uns nichts mehr thun; ich denke, wir haben auf einen guten Grund gebaut, den einzigen, der nie einsinken kann." Wie vertraut aber dieses Band war und blieb, das möge statt alles andern noch die kleine Thatsache bezeugen, daß nach dem Tode der Freundin durch deren überlebende Mutter ein Gewürzbäumchen (calicanthus aromatica), welches, in Rüschhaus von der Hand des Fräuleins gepflegt, alljährlich manche seiner unscheinbaren, aber wohlriechenden Blüten zum sinnbildlichen Gruß nach Münster hergegeben hatte, nun gänzlich dem Garten des so manchmal Gegrüßten und seiner Angehörigen einverleibt wurde, wo es jetzt noch immer zweigt und blüht.

Durch den zuletzt Genannten wurde ein Dritter, damals noch recht jugendlicher Freund dem Kreise zugeführt, Wilhelm Junkmann aus Münster, der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers, welcher bei hervorragender Begabung zum Studium gelangt und Zuhörer Prof. Schlüters war; derselbe wurde später Professor der Geschichte in Breslau. Von ihm schrieb eine Freundin des Fräuleins: „Eine echte Dichternatur, oder vielmehr selbst latente Poesie. Hätte er zu einer Zeit gelebt, wo noch nicht so viel lärmende Konkurrenz den Platz auf dem Felde der Litteratur beengte, er würde wenigstens den Rang von Hölty oder Novalis erlangt haben, mit denen er viel Ähnlichkeit hat. Jetzt sind seine Gedichte wohl nur in seiner Heimat bekannt geworden, obwohl sie zwei Auflagen erlebten.*) Aber nicht nur als

*) Gedichte von W. Junkmann. Zweite Aufl. Münster 1844.

Dichter, sondern auch als Mensch ist J. eine eben so eigenartige als liebenswürdige Persönlichkeit, scheu und stolz, von der zartesten Empfindung und von festestem Charakter." Fügen wir hinzu, daß, wie Äußerungen in den erwähnten Briefen (worunter auch ein längerer an ihn selbst, vom August 1839) darthun, eine melancholische Gemütsart ihm öfters schwere Stunden bereitete und ihn von Menschen fern hielt, wo nicht sie ihm entfremdete, so werden wir einen gewissen, halb mütterlichen halb freundschaftlichen Anteil des Fräuleins, das so viel älter als er war, um so eher begreifen. Übrigens schätzte sie seine Gedichte sehr, die man zumeist lyrische Monologe im Stile Ossians nennen könnte, ohne einige mehr formelle Schwächen derselben zu übersehen; und gleichwie er später der edlen Freundin in der schönsten und wohl in jeder Beziehung vollendetsten seiner Dichtungen, in der durch große Natur- und Geschichtsblicke ausgezeichneten Elegie „An eine Münsterländerin am Bodensee" (vgl. die Stelle hier oben S. 9) ein ebenbürtiges Denkmal gesetzt hat, also auch sie schon früher ihm in dem „Gruß. An W. J.", worin sie „als Aeolsharfe zu ihm reden möchte," und gewiß zu ihm geredet hat.

Wie groß indessen auch das Bedürfnis eines hochbegabten Frauengeistes sein mag, an einem verwandten männlichen Halt und Ergänzung zu finden, so kann doch das weibliche Gemüt in einer Männerfreundschaft schwerlich je ganz aufgehen; es bleibt naturnotwendig etwas zurück, was die Seele zu verwandter Seele des eigenen Geschlechts zieht, und es wäre beinahe Unnatur oder Verirrung gewesen, wenn Annette v. Droste eine Ausnahme hiervon gemacht hätte. In der That, wie tief und einzig das Band war, das sie mit dem einen der genannten Freunde verknüpfte, es schloß andere Verhältnisse, schloß das Bedürfnis mehr oder minder ver-

trauter Freundinnen nicht aus, wo solche ihr im Leben nahe traten; und das Herz der in Einsamkeit Frohen war reich genug, um viele ihrer Gleichheit, wie verschieden auch unter einander, in seine Kammern aufzunehmen, nachdem es einmal — spät vielleicht — zu solcher Fähigkeit erwacht war (vgl. das Gedicht „Spätes Erwachen“).

Hier müssen wir aber unterscheiden zwischen Seelen- und Gesellschafts-, oder wenn man will, zwischen Herzens- und Geistesfreundschaften. Zu ersterer bedarf es großer Geistes- oder gar Dichtergaben nicht: ein aufrichtiges, kindliches Herz voll Liebe und Aufopferung, bei einiger, wo möglich polarer Naturverwandtschaft der Seelen und bei Gleichheit der Gesinnungen genügt nicht nur, sondern ist sogar das allergeeignetste für solchen Bund; und da ist immer Geist genug ohne alle gelehrten Kenntnisse, Bildung genug ohne alle Pensionats- und Gesellschaftserziehung, ohne alles Theater-, Ball- ꝛc. Wesen und Unwesen. Tritt aber zu der natürlichen Fein- und Edelherzigkeit eine gesunde litterarische und gesellschaftliche Bildung, so mag das Verhältnis um so reicher in Unterhaltung und Anregung sich gestalten — nicht reicher an dem, was den Kern und den Pulsschlag der Freundschaft ausmacht: die Liebe, die nicht das Ihre, sondern das des Andern sucht, dessen Herz auf Grund urgesetzter, sagen wir lieber gottbestimmter Harmonie zu einem Stück des eigenen Herzens gleichsam, und zwar mit der That geworden ist. Auch das ist noch Natur, aber edlere, und es kann durch gegenseitige Verleugnung um des Allerhöchsten willen in Ihm geheiligt und göttlicher Art verähnlicht werden.

Wir irren wohl nicht, wenn wir Anklänge hiervon auch bei unserer Freundin in ihrem Verhältnis zu Freundinnen, nicht zu allen, finden. Anklänge sagen wir, und wer darf ein Mehreres verlangen? Genug, Annette v. Droste hatte

Freundinnen, die es blieben bis zu ihrem oder bis zu eigenem Tode. Von Katharina Schücking, von Frau v. Thielemann war schon die Rede; letztere starb anfangs der dreißiger Jahre d. Jahrh., bis ans Ende der Rüschhäuserin aufs wärmste zugethan. Noch mehr Herzensfreundin scheint Henriette von Hohenhausen, ebenfalls älter als das Fräulein, gewesen zu sein; so bezeugt es das „Stammbuchblatt", so der „Nachruf" an dieselbe. Dieselbe war zugleich von hervorragender Geibesbegabung und Verfasserin verschiedener Erzählungen, Gedichte und Jugendschriften, die sich durch sittlich religiöse Richtung und innige Gemütlichkeit auszeichnen. Geboren in Herford, starb sie 1843 in Münster. Ihre Mutter hatte sich u. a. als Übersetzerin von Youngs Nachtgedanken verdient gemacht. Auch Elise von Hohenhausen, der vorigen geistvolle Nichte, war eine der näheren Freundinnen Annettens, wie das schöne Gedicht „An Elise" und noch ein anderes an dieselbe beweist.

Ebenso wird das Verhältnis zu Amalie Hassenpflug — Malchen in den gedruckten Briefen — der Schwester des bekannten hessischen Ministers, durch ein trautes Gedicht bekundet. Dieses hochbegabte, der Romantik zugeneigte Fräulein stand mit ihr in Briefwechsel und sie sahen sich je und dann bei Verwandten. Sie ist u. a. Verfasserin des edlen und erbaulichen Buches „Margarethe Verflassen, ein Bild aus der katholischen Kirche."

Nicht ganz so innig wie das Band mit den Genannten mochte das mit dem Fräulein Luise von Bornstedt sein, der Tochter eines preußischen Generals, sie selbst zum katholischen Bekenntnis übergetreten, dem sie dann beinahe schwärmerisch zugethan blieb. Überhaupt war sie, weit mehr noch und anders als die Vorgenannte, von Empfindungen beherrscht, und diese im Verein mit lebhaftester Phantasie

machten sie öfters hin- und herschwanken zwischen sanguinischem Aufschwung und melancholischer Niedergeschlagenheit, zwischen Sympathieen und Antipathieen, deren ihr besserer Wille nicht immer Herr zu werden vermochte. Um so höher ist es zu achten, wie die Freundin in Rüschhaus sich ihrer annahm und sie trug, alle Zerwürfnisse mit andern schlichtend und alles zum Besten lenkend, so lange es ihr verstattet war (Vgl. noch die gedr. Briefe über dieselbe S. 115—116 u. 149—150.) Übrigens war dieses Fräulein die Verfasserin einer Lebensgeschichte der h. Katharina von Alexandrien, der Märtyrerin, und des h. Ludger, ersten Bischofs von Münster. Ihre Gedichte, „Pilgerklänge einer Heimatlosen", sind, wie eine Kennerin sagt, „von einer Ursprünglichkeit und Macht der Empfindung, wie sie einer weiblichen Feder selten zu Gebote stehen."

Adele Schopenhauer, bereits oben genannt, die Tochter der vielschreibenden und einst vielgelesenen Mutter und die Schwester des pessimistischen Philosophen A. Schopenhauer, möge die Zahl der Rüschhauser litterarischen Freundinnen beschließen. Sie hatte mit ihrer Mutter eine Zeitlang am Weimarer Hof- und Dichterkreise gelebt, und Goethe, dem sie in guten und schlimmen Tagen eine hülfsbereite Freundin war, erwähnt ihrer mehrmals mit unverkennbarem Wohlwollen wie mit Anerkennung ihres schönen Talents der Unterhaltung und Vortragekunst. Nachdem sie darauf lange in Bonn gelebt und hier die erste Bekanntschaft mit Annette v. Droste gemacht, besuchte sie letztere noch einmal, im Frühjahr 1840, auf mehrere Wochen in Rüschhaus, wurde auch von derselben bei den Freunden in Münster eingeführt, bei welchen sie, „zwar durch Schönheit ungewöhnlich wenig ausgezeichnet, wegen ihres bescheidenen und liebenswürdigen Wesens und ihrer zugleich geistvollen und praktischen Art sich allgemeine

Zuneigung erwarb.“ In die Rüschhäuser Idyllenwelt wußte sie sich ganz und gar einzuleben. So ergötzte sie, wie erzählt wird, besonders das reiche Insektenleben an den ried- und binsenumkränzten Ufern des Teiches, wie das angrenzende Wäldchen von Buchen, Eichen und Tannen, das vom Gesange der Schwarzdrosseln, Kuckucke und Wiedehopfe so ungewöhnlich reich belebt war. Die gastliche Freundin aber schrieb zu jener Zeit (Briefe S. 173—175) u. a.: „Ich habe sie wirklich lieb und außerdem viel mit ihr durchlebt, zu zweien malen ein ganzes ereignisvolles Jahr; für manche Tote oder für immer Ferne war sie mir noch der einzige vorhandene Faden, an den ich meine Erinnerungen knüpfen konnte. Mit ihrem gänzlichen Scheiden wird mir ein großes Stück Vergangenheit erst recht zur Vergangenheit, zu jener dämmerigen, grauen, wo man nichts mehr hört, durch nichts mehr erinnert wird an Dinge, die einem dann sehr bald einer steinalten Zeit anzugehören scheinen.“ — Wenn wir bemerken, daß die Schopenhauer protestantisch war, so sprechen diese Worte um so mehr für das weite und treue Herz derer, die also schrieb.

Die Bekanntschaft mit drei Fräulein von Hamm — „die Hämmchen“ nannte die Freundin sie in Briefen wohl scherzend —, wie die mit jenen andern, an welche einzelne Gedichte erinnern, lassen wir hier unberührt. Einer oder zweier Schweizerbekanntschaften mögen wir noch später erwähnen. Das engste und dauerndste all dieser Verhältnisse aber war und blieb gewiß das zu der Münsterschen Familie, Mutter und Schwester „des liebsten, besten Freundes“, an welche ihre Briefe an diesen mit trautesten Worten zu erinnern nicht müde werden. Nicht unerwähnt zu lassen aber ist der ehrwürdige Hausgeistliche von Hülshoff, der so oft nach Rüschhaus seines Amts zu pflegen kam, und welchem

sie den schönen dichterischen Nachruf gewidmet: „Sit illi terra levis!“ worin sie ihn „ihren wärmsten Freund“ nannte.

Angesichts dieser und mancher andern Freundschaften und Bekanntschaften könnte es erscheinen, als sei das Fräulein gar nicht so einsam gewesen in ihrem Rüschhaus, auch wenn Mutter und Schwester nicht da waren. Allein jene Besuche waren doch meistens sehr vorübergehend, wenige und seltene dehnten sich zu Wochen aus, und im übrigen blieb die so anziehende Gastgeberin selbst ebensosehr angezogen von der Stille des Alleinseins. „Das Organ der Einsamkeit“, heißt es in einem Nachruf an dieselbe aus dem Jahr ihres Todes, „war in ihr im höchsten Grade ausgebildet. Niemals fühlte ihr reicher Geist ein eigentliches Bedürfnis nach Geselligkeit; mitten in der Einförmigkeit des winterlichen Landlebens war heiteres Begnügen ihre Grundstimmung. In den stillen Dämmerstunden des Winters war ihre Phantasie am thätigsten ... Im Sommer setzte sie ihr Stillleben draußen in Wald und Haidestrichen fort; sie liebte es, sich recht ans Herz der Erde zu schmiegen ... Bis zur Mitternacht konnte sie, wie eine Norne mit aufgelöstem Haar, im Mondesschein durch die Gebüsche des Gartens wandeln, immer begleitet von ihrer mächtig gestaltenden Phantasie. Profanen Blicken erschien das (was doch, fügen wir hinzu, von aller falschgenialen — genialistischen — und selbstbespiegelnden Weise grundfern war) höchst seltsam, und sie wurde vielfach dem Geschlecht der sonderbarsten Sonderlinge zugezählt.“ Allerdings war sie jedem anderweitig geselligen Verkehr fast unnahbar, den kleinen Kreis Auserwählter, der sie besuchen durfte und zum Teil von ihr besucht ward, ausgenommen. Vor diesen konnte sie aber stundenlang in heiterster und anziehendster Weise ihre Erzählungs- und Darstellungsgabe entfalten; sprudelnder, doch nie verletzender Witz, komische Züge aus dem Leben,

treffende Urteile und Seelengemälde voller Humor machten ihre Unterhaltung unbeschreiblich fesselnd. Die große Verehrung, die sie dabei genoß, war freilich auch durch die Aufopferung, die sie für alle an den Tag legte, allein schon gerechtfertigt.

So vergingen Monate und Jahre in Rüschhaus, voll des gemütlichen Lebens, reich an ernsten und heiteren Freuden, aber auch an verborgenen Schmerzen und Kämpfen, welche Gott allein bekannt. Nicht minder reich an Gaben der Dichtkunst, wovon später des Näheren.

Aber auch einige größere Unterbrechungen erfuhr der Aufenthalt in der Heimat, zuerst hervorgerufen durch die Liebe zu der fernverzogenen Schwester, später zugleich veranlaßt durch körperliche Leiden, welche die Einsame von Rüschhaus fast die ganze andere Hälfte ihres Lebens mit sich trug.



Im Walde bei Rüschhaus.



Meersburg.

IV. An fernem Gestade.

„Wie der zitternde Verbannte
Steht an seiner Heimat Grenzen,
Rückwärts er das Antlitz wendet,
Rückwärts seine Augen glänzen.
Winde, die hinüberstreichen,
Vögel in der Luft beneidet,
Schaudernd vor der kleinen Scholle,
Die das Land vom Lande scheidet —"
A. v. D.

Zunächst war es also die an den Freiherrn von Laßberg in Eppishausen verheiratete Schwester, welche das Fräulein mit ihrer Mutter nach dem Süden zog. „Meine gute Schwester, heißt es in einem Briefe an den Freund in

Münster vom Frühjahr 1835, schreibt oft und sehr zufrieden, ihr Mann trägt sie auf den Händen und überhäuft sie mit solchen Geschenken, die ihr Freude machen, z. B. mittelalterlichen Seltenheiten und Treibhauspflanzen. Die Gegend ist unvergleichlich, die Nachbarn zuvorkommend. Dabei hat sie Schwäne, die aus der Hand fressen, Pfauen, die weiß, und Vögel, die gar zu zahm und lieb sind; und dennoch, o Himmel, wie jammert sie nach uns! Ich habe wohl gedacht, daß es noch kommen würde . . . Nun müssen wir nur aufpacken und durch gute und böse Wege hinrumpeln, damit die armen Seelen Ruhe bekommen, d. h. die ihrige, und die unsrigen dazu." Und weiterhin ebenda: „Ich gebe mich in Gottes Willen, es mag kommen wie es will; meine Schwester sehe ich gewiß gern, aber jedenfalls reisen wir nicht vor dem Ende Juli, bleiben dann den Winter über aus; im Frühling, wo die Schweiz am schönsten ist, wird man uns auch nicht ziehen lassen. Kurz, ein Jahr wird hingehen, ehe wir wieder Münsterschen Boden fühlen. Ach, ein Jahr ist eine lange Zeit; ich bin nie ein Jahr abwesend gewesen, ohne merkliche Lücken zu finden, wenn ich wiederkam! . ." Und schon vorher, im Januar desselben Jahres: „Zur Reise in die Schweiz kann ich mich nicht so recht oder vielmehr gar nicht freuen; man hört und liest viel Herrliches davon, aber ich mag fremde Länder nur durchreisend sehen. Wär Jenny nicht dort und ginge Mama nicht mit, dieses gelobte Land möchte meinetwegen bei seinem Namensbruder in Asien wohnen. Ich muß so vieles zurücklassen, so viel Verwandte, so manche Befreundete, alle meine Gewohnheiten und Beschäftigungen, die leider zu abweichend von der Regel sind, als daß ich sie auswärts zu produzieren wagte. Ach, ich habe mich in den letzten vier Jahren, seit ich krank war, sehr verwöhnt, wenigstens in allerlei Wunderlichkeiten zugelassen,

z. B. nur eins zu erwähnen, frühstücke ich erst um halb elf, kalte Milch mit kaltem Wasser vermischt, oder mit etwas kaltem Kaffee, esse zu Mittag weiter nichts wie Kartoffeln in der Schale mit etwas allemal kaltem Fleisch, welche Thorheit! Und doch hat sich meine Natur so dran gewöhnt, daß warme Speisen mich schon nach einigen Tagen krank machen, deshalb bin ich immer unwohl in Münster; dies ist eine Grille und deren habe ich viele; Sie kennen mich noch nicht. — Doch das sind Kindereien. Habe ich mich an Narrheiten gewöhnen können, kann ich es auch an eine vernünftige Lebensweise; aber mein gutes altes Hülshoff mit dem guten Volke drin, und Münster . . .! wenn ich das alles mit aufpacken könnte, dann wärs gut; in so vielen Wagen, als dazu gehörten, fänden dann auch die kompendiösesten meiner Sammlungen, z. B. meine Münzen, geschnittenen Steine, Muscheln noch wohl Raum. Nicht wahr? ich bin bald reif zu einer südlichen Expedition ins Schlaraffenland . . .“

Ernster lauten die Worte aus Anfang Juni: „Die wenigen Wochen bis zu meiner Abreise werden verglitten sein, eh wirs gedacht, dann folgt ein ganzes Jahr der Trennung, und die Zeiten sind mir längst dahin, wo meine Phantasie, meine Hoffnung ein Jahr übersprang, wie jetzt kaum eine Woche . . Gefühl eigener Schwäche und trübe Erfahrungen an mir teuren Personen haben mich gewitzigt. Das ist auch eine Frucht vom Baume der Erkenntnis, und keine der süßen! — Gewiß, mein Freund, wir müssen uns noch sehen, und noch öfter als einmal, was hat man sonst vom Leben? Und, mißverstehen Sie mich nicht, ich würdige das Höchste des Daseins, seinen einzigen Zweck und Wert, deshalb nicht minder, weil ich es grade eben nicht ins Auge faßte; unter Leben verstehe ich hier das irdische und was von seinen Freuden tadellos zu nennen ist. Doch, auch dann habe ich sehr

unklar gedacht oder mindestens mich ausgedrückt; wer wird die Zuneigung derer, die uns lieb sind, wer die Harmonie der Gemüter mit ihren lieblichen Einklängen und noch lieblicheren Dissonanzen den Erdengütern zuzählen? Doch, ists ein Engel, den uns die Gottheit als Vermittler und sich linde knüpfendes Band unsrer doppelten Natur gesandt hat, so wurzelt er mindestens mit einem Fuß im Erdboden . . . Wahrlich, lieber, bester Herzens-S. und Herzens-Thereschen und liebste Mutter S., wollt ihr mich denn gar nicht mehr sehen? Es ist jetzt still und lieblich hier, der Garten so voll Blumen, Duft und Nachtigallen, ich bin so ganz allein — eine gute Tafel kann ich Euch nicht geben, aber Ihr sollt doch satt werden. Kommt ja!"

Das seien denn zugleich einige Beispiele ihrer vertrauten Schreib- oder vielmehr Sinnes-Art im Verhältnis zu dem Freundeshause. Wer mehr will, muß die Briefe ganz lesen.



Eppishausen.

Kurz vor der Abreise hieß es noch: „Der Anfang dieser Reise ist ermüdend, aber es ist nichts gegen die Fortsetzung, ich gehe großen Erschütterungen entgegen. Gott helfe sie mir würdig bestehen.“ Und vorher: „Ich zittre vor dem Augenblicke, wo der Schlagbaum niederfällt zwischen mir und so manchem, was mir teuer ist, für eine Zeit, über die ich nicht hinauszurechnen wage.“

Daß schon hier, wie in der zweiten Lebenshälfte Annettens überhaupt, Todesahnungen, zum teil infolge innerer Körperleiden, durch der Schreibenden Seele gingen, werden wir später sehen. Einstweilen aber ging die damals noch so mühsame Wasser- und Landfahrt gut genug von statten, und in Eppishausen war die Freude groß. Bald war hier ein „Standquartier“ gefunden, wie es dem poetischen Gemüt wohl zusagte. „Ich sitze am Fenster eines altertümlichen Gebäudes am Berge (wie sie schrieb), aber gar nicht hoch; die Kirchturmspitze des Dorfes drunten könnte uns den Wein aus dem Keller stehlen; wäre sie nicht so christlich erzogen, wer weiß was geschähe? . . . Über die Chaussee hinaus die lieblichsten mit Laubholz bewachsenen Gebirge und, wie's im Liede heißt: Auf jedem Gipfel ein Schlößchen, ein Dörfchen aus jeder Schlucht . . . Darum bin ich bei heiterer, geselliger Stimmung nirgends lieber, als in diesem Zimmer, welches schon an sich selbst so hell und heiter ist und angefüllt mit den zierlichsten Dingen, Muscheln, Schnitzeleien in Holz, Elfenbein, geschnittene Steine, Münzen u. s. w. Wenn ich nun sehe, wie die Meinigen so alles um mich versammelt haben, was mich freut oder unterhält, da zweifle ich kaum, daß man auch alle diese Dörfer und blanken Schlößchen mir zu Liebe hingebaut hat, und man zu meiner Unterhaltung dies Menschenspiel auf die Chaussee treibt, grade nahe genug, um deutlich vom Auge unterschieden, fern genug, um nicht

störend zu werden. Aber es gibt eine Stelle, die mir noch lieber ist.“ Und nun beschreibt sie diese Stelle ausführlich und den Weg dahin: „Ein Gartenhäuschen ists am höchsten Ende eines Waldgeheges, wo sich die Aussicht in ein Thal öffnet . . . Das Thal ist schmal und leer, die Gebirge gegenüber sehr nah und mit Nadelholz bedeckt, was sie schwarz und starr aussehen läßt; so nun Berg über Berg, ein kolossales Amphitheater, und zuletzt die Häupter der Alpen mit ihrem ewigen Schnee; links, die Länge des Thals vom Bodensee geschlossen, dessen Spiegel im Sonnenschein mich blendet, und der überhaupt mit seinen bewegten Wimpeln und freundlichen Uferstädtchen hinüberleuchtet, wie das Tageslicht in einen Grotteneingang . . . Zwei Wege gibt es dorthin, einen steil und dornicht, wie der der Tugend, und ihn pfleg ich zu gehen oder vielmehr zu klettern, denn er bringt mich in drei Minuten hinauf, wenn auch keuchend und halbtot; der andere gleicht dem der Sünde, breit und gemächlich, deshalb verschmähe ich ihn auch, zumal da er die Eigenschaft besitzt, eine Viertelstunde lang zu sein . . . Es ist ein einsamer Fleck Erde, sehr reizend und sehr großartig. Ich sitze nur bei rauher Luft im Rebhäuschen, sonst draußen unter einer großen Trauerweide, ganz versteckt durch die Reben, mit denen der Abhang ins Thal besetzt ist. Von da durchstöbere ich jede Schlucht, besteige jede Klippe, zwar nur in Gedanken, aber was so nah und deutlich erscheint, daran hat man schon so genug und glaubt nichts Neues gewinnen zu können durch Annäherung. Hier träume ich oft lange, komme oft recht verklammt zurück, denn die Abende werden allmählich frisch; aber hier droben ist meine Heimat, hier geht alles an mir vorüber, was ich nur in meinem Herzen habe mitnehmen können. Vieles, vieles. Wenn ich den ganzen Tag mit andern Vorstellungen bin gefüttert worden, hier

mache ich mein eigenes Schatzkästlein auf und reiche Ihnen, teurer Freund, von hier aus die Hand über so manche Stadt, so manchen Berg und den breiten Rhein . . . Den Tag hindurch ist noch Leben im Thal, aber wenn es dämmert, wenn die Tiefe um eins so tief, die Höhe um eins so hoch wird, der Fichtenwald dasteht wie die eigentliche Finsternis, und nur die weißen, kalten Massen droben wie Gespenster herableuchten — glauben Sie mir, das flache Land bietet keinen Begriff für die Einsamkeit solcher Augenblicke — öde und gewaltig — der Tod in seiner großartigsten Gestalt!"

In demselben langen, durch mehrere Wochen reichenden Briefe an den Münsterschen Freund (aus Oktober 1835) schildert sie u. a. ein Alpenglühen und zwar von dem in der Nähe liegenden Schloß Berg aus. „Dort sah ich zuerst das Alpenglühen, nämlich dieses Brennen im dunkeln Rosenrot beim Sonnen-Auf- und Untergange, was sie glühendem Eisen gleich macht und, so häufig die Dichter damit um sich werfen, doch nur bei der selten zutreffenden Vereinigung. gewisser Wolkenlagen und Beschaffenheit der Luft stattfindet. Eine dunkel lagernde Wolkenmasse, in der sich die Sonnenstrahlen brechen, gehört allemal mit dazu, aber noch sonst vieles. Nun hören Sie, ich sah, daß eine tüchtige Regenbank in Nordwest stand, und behielt desto unverrückter meine lieben Alpen im Auge, die noch zum Greifen hell vor mir lagen; die Sonne, zum Untergange bereit, stand dem Gewölk nah und gab eine seltsam gebrochene, aber reizende Beleuchtung. Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, aber meist wie gewöhnlich, als wenn die Sonne sonst auf den Schnee scheint -- hatte kein Arg aus einer allmählich lebhafteren, gelblichen, dann rötlichen Färbung, bis sie mit einem Male anfing sich zu steigern, rosenrot, dunkelrot, blaurot, immer schneller, immer tiefer — ich war außer mir, ich

hätte in die Kniee sinken mögen, ich war allein und mochte niemand rufen aus Furcht, etwas zu versäumen. Nun zogen die Wolken an das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meer, jetzt stieg das Gewölk, Alles ward finster, — ich machte mein Fenster zu, und steckte den Kopf in die Sofa-Polster und mochte vorläufig nichts anderes sehen noch hören." . . . Sie erzählt auch von den vielen altertumsgelehrten Gästen des Hausherrn, deren stundenlange Erörterungen über längst verschollene Dinge und Namen, Silben und Lesarten ihr doch zu kleinmeisterlich — „langweilig wie der bittere Tod, schimmlig, rostig, prosaisch wie eine Pferdebürste" — vorkommen; doch bittet sie gleich am andern Tage um Entschuldigung: „ich habe gestern recht ungeduldig und ungezogen geschrieben über brave kenntnisreiche Leute, deren Beschäftigungen nie schädlich und gewiß oft nützlich sind. Wie manche gerechten Ansprüche mögen dadurch ins Helle gestellt, wie manche Ungerechtigkeit entkräftet worden sein; wer sich scheut, die Spreu zu durchsuchen, der wird das darin verschüttete Korn nicht finden. Mein Münzensammeln ist für andere eben so langweilig und kann nie nützlich in die Gegenwart eingreifen."

Verkehr hatte übrigens das Fräulein in Eppishausen mit wenigen, fast nur mit dem benachbarten Grafen von Thurn-Valsassina und dessen Schwester und Tochter, welche sie auch gern nach ihrem schöngelegenen Schlosse Berg einluden und ihr alle mögliche Freundschaft zu beweisen suchten. Die Dichterin hat ihnen gedankt durch eine Reihe von Strophen auf das hochliegende Schloß und seine Bewohner. Die anderweitige Landesbevölkerung, der so vielfach pietätlose und gewinnsüchtige, von wahrer Freiheit dabei oft so sehr entfernte schweizerische und zugleich linksprotestantische Geist konnte dem adeligen katholischen Fräulein, der Westfälin,

wenig zusagen; lag ihr doch die Heimat gar zu sehr im Sinn und Herzen. „Der Menschenschlag gefällt mir hier im ganzen gar nicht, indes gestehe ich, kein freies Urteil zu haben, denn mich verlangt nach Haus. Ein liebes befreundetes Menschenantlitz ist doch werter als tausend Gebirge, und wäre aller Schnee darauf Silberstaub und jede Eisscholle ein centnerschwerer Krystall. Ich werde nicht ärgerlich sein, die trauten münsterischen Haiden wiederzusehen und noch weniger die gute Stadt Münster, und noch weniger den S . . . . Gedenken Sie wohl der Vereinbarung, die wir getroffen für die letzte Abendstunde? Ich habe es nicht vergessen; wo können sich Freunde auch besser begrüßen als vor Gott! es liegt eine große Freude darin.“

Im folgenden Jahre kehrte sie dann mit der Mutter zusammen nach Rüschhaus zurück. Sie hat Eppishausen, das der Freiherr nur bis 1838 inne hatte, nicht wieder bewohnt. Aber festgehalten und in dichterisches Gebild verklärt hat sie so manche Scene dortiger Natur, besonders ihren lieben Säntis, den sechs Stunden entfernten, sehr gut sichtbaren Alpenstock mit seinen Schluchten und Wassern, seinen Wäldern und Gründen. Sie hat ihn freilich auch von anderm Orte aus später noch schauen dürfen.

Die folgenden vier bis fünf Jahre gehörten wieder Rüschhaus, einige längere Sommeraufenthalte in Apenburg abgerechnet. Von einem der letztern (im Aug. 1839) lauten ihre Worte an W. Junkmann u. a.: „Es geht mir hier schon recht wohl, und wir leben diesmal (ungewohnter Weise für diesen Ort) sehr still. Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, nach der Aussicht auf ein halbes Vagabundenleben und der Scheu davor, in diese tiefe Ruhe gekommen zu sein. Tränke ich nicht Brunnen, und müßte deshalb spazieren

rennen wie ein Postpferd, so wollte ich fleißig sein, daß Ihr alle Eure Freude daran haben solltet; auch so bin ich es ziemlich . . . Wären Sie hier, lieber Freund, ich glaube, es würde Ihnen gefallen, eine so tiefe Ruhe; denn die Ökonomie-Gebäude liegen ziemlich weit ab und mein Onkel Fritz führt nur eine kleine Junggesellenwirtschaft. Das Haus ist angenehm angefüllt mit altertümlichen Gegenständen, wunderschönen geschnitzten Schränken und Möbeln, alten Kunstuhren, Familienbildern, und so still, daß man den ganzen Tag die Heimchen zirpen hört. Ungefähr zweihundert Schritt vom Hause, nach der stillen Seite, ein sehr hoher und breiter Laubengang, in der Mitte abgebrochen, wo eine herrliche alte Linde steht, mit steinernem Tisch und Bänken drum her. Dies ist der Ort, wo ich meinen guten Onkel zuweilen betrüge und ganz ruhig schreibe, während er mich durch Feld und Wald rennend glaubt, um mir die überflüssige Körpermasse abzulaufen. Da höre ich in der Welt Gottes nichts, als die Schafglocken in der Ferne und das Gesumme der Insekten, und sehe nichts, als das grüne Laub, den Sonnenstrahl durch die Zweige und die Fliegen auf meinem Tische spazieren. Am liebsten ist es mir in der Dämmerung, wenn das Gewölbe lebendig wird und die Blätter anfangen zu diskurrieren; wahrhaftig, J., es wäre recht was für Sie, ich weiß, Sie brächten jeden Abend ein Gedicht zu Hause, so gut, wie Sie es Ihr Leben lang gemacht." — Wie die Schreibende zuvor aber in demselben Briefe den Angeredeten von dessen melancholischer Stimmung auf ernste Weise zu heilen sucht, das muß dort selber nachgelesen werden. Am Schluß des ziemlich langen Briefes heißt es: „Wäre mein gutes Rüschhaus nicht, was zwar nicht so schön, aber mir doch heimlicher ist, und könnte ich hier alle, die mir lieb sind, so um mich her stellen wie dort,

ich würde mich weniger fortsehnen als je anderwärts. Aber jetzt! „Et gieft men een Mönster!“ —

Nach manchen Krankheitsanfällen hieß es indes im Herbste 1841: Auf nach Meersburg! Dieses alte und großartige Schloß, hart am nördlichen Ufer des Bodensees im Schwabenlande gelegen, war nämlich inzwischen in Besitz des ritterlichen Schwagers gekommen, der hier seine Lieblingsstudien wie seine ausgedehnte Gastlichkeit fortsetzte. Über die Veranlassung zu dieser Reise lesen wir, aus Rüschhaus vom 19. September, an den Freund: „Es ist nach vielem Hin- und Herschwanken, wobei ich mich zuletzt für völlig passiv erklärt und alles dem Willen Gottes oder meiner Mutter überlassen habe, endlich festgesetzt, daß ich meine Schwester (die dazumal auf Besuch in der Heimat war) nach Meersburg begleiten, den Winter über dort bleiben, und im Frühling von meinem Bruder wieder abgeholt werden soll . . . . Mein bekannter Aequinoktialhusten, an dem ich wieder einige Wochen sehr gelitten, und den meine Schwester noch nicht miterlebt hatte, hat diese so sehr geängstigt, und sie hat der guten Mama einen so argen Floh darüber ins Ohr gesetzt, daß eine Luftveränderung als durchaus nötig für mich erklärt worden ist. Kurz, es ist mal so, ich reise mit! und bemühe mich, der Sache die angenehmste Seite abzugewinnen, da mir doch einmal die Qual der Wahl nicht geworden ist. Auch soll der Aufenthalt zu Meersburg um vieles angenehmer sein als in Eppishausen, schon des einträchtigen, friedlichen Wohnens unter Glaubensgenossen und im Schutz geordneter Gesetze wegen, was man dort so drückend vermißte; und dann ist diesseits des Sees „das Land, das meine Sprache spricht“ . . . Gott bewahre mich vor dem Heimweh; ich habe es das vorige mal auf eine arge Weise gehabt. Indes werde ich doch keine Viertelstunde allein sein

können, ohne daß meine Gedanken in Rüschhaus, Hülshoff, Münster wären — um so mehr, weil ich abreisen muß, ohne irgendwo Abschied nehmen zu können, da die Reise mich schon vor sechs Jahren sehr angriff und, da ich seitdem um vieles immobiler geworden bin, dieses jetzt wohl noch mehr thun wird . . . Aber der nicht genommene Abschied thut mir weit weher, als ein wirklicher . . . Ich bin so konfus vor Eil, daß ich mich sehr zusammennehmen muß, um einige Gedankenordnung in diesem Briefe beizubehalten. Gott lohne Euch allen Eure Liebe und Treue gegen mich, Ihr gutes, liebes Schlütervolk; wenn ich bedenke, daß ich so weit weg muß, ohne Euch noch gesehen zu haben, so möchte ich gleich alles wieder aus dem Koffer reißen. So Gott will auf ein fröhliches Wiedersehen und eine noch liebere Zeit, als wir bisher zusammen verlebt haben! . . Wie manchmal werde ich über den See weg nach Norden schauen! Und doch bin ich keine echte Westfälin, denn mir sind es unendlich mehr die Menschen wie das Land, und könnte ich alles Liebe um mich versammeln, dann möchte ich es wohl in Sibirien aushalten. Sie schreiben mir doch nach Meersburg?! . ."

Auf einer weiten Felshöhe, das Städtchen mit seiner Kirche zu Füßen, ist die Meersburg mit ihren vielen einander überragenden Mauern, Erkern, Türmen und Zinnen eine der ältesten und größten Burgbauten Deutschlands. Zum Schutz der See-Überfahrt hatten die merowingischen Frankenkönige sie gegründet, den Hauptturm nennt die Sage ein Werk Dagoberts I. (aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts), während Altertumsforscher die darin eingehauenen Buchstaben C. M. auf Karl Martell deuten wollen. Später hat Konradin, der letzte Hohenstaufe, vor seiner kurzen jugendlichen Kriegs- und Todesfahrt nach dem verräterischen Süden zweimal hier geweilt. Weiterhin wurde es Residenz der Fürst-

bischöfe von Konstanz und von diesen vielfach ausgebaut und verschönt. Jetzt war manches daran dem Verfall wieder nahe; doch blieb es bewohnbar, und ist es heute noch durch teilweise Erneuerung, und noch bewohnen es zwei edle Nichten derer, von welcher wir schreiben.

Verschiedene Turmzimmer, zum teil mit anstoßenden Gemächern, wurden nach einander des Fräuleins erwähltes Wohngelaß. Vollkommen einsam konnte sie hier sein, kaum das Wellengeplätscher des Sees zu ihren Füßen ließ sich hören; auf dem Balkone davor aber stand sie oft und lange — „das Land Westfalen mit der Seele suchend". Sollte man nicht also Iphigenien nach sagen von ihr, wenn sie selber dichtend sprach: „Der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken, an jedem Blatte sah ich Tropfen blinken, und jeder Tropfe schien ein Kämmerlein, drin flimmerte der Heimatlampe Schein!" („Mondesaufgang.") — In Wahrheit, auch hier war von Charakter Iphigenie, wenn schon die Verbannung so viel andern Grund hatte.

Da des Freiherrn liebenswürdiges und stets hülfbereites Wesen im Verein mit seiner außerordentlichen Erfahrung in Sachen deutscher Altertümer, wonach er mit seinem großartigen Gedächtnis und seiner reichen Bücher- und Handschriftensammlung jedes einschlagende Studium unterstützte, auch hier viele Gäste, Gelehrte und Dichter zumal, anzog, so blieb A. v. Droste auch nicht ohne mannigfache Unterhaltung, so oft sie einer solchen begehrte. Uhland und Schwab lernte sie hier kennen und schätzen, neben v. Wessenberg, aus dem nahen Konstanz, und so manche andere, besonders Süddeutsche. Doch zog sie sich immer gern wieder in ihr entlegenes Gemach zurück, oder wandelte unten am Strande, neben dem Waldrevier, Muscheln suchend und wohl auch wieder verlierend und Fernblicke ziehend, von der Muse be-

gleitet. So entstanden außer dem bereits genannten Gedichte „Der Brief aus der Heimat“ u. a. noch „Grüße“, „An †††“ und das andere unter gleicher Überschrift. Auch das „An Philippa“ gehört hieher, „eine um zwanzig Jahre jüngere, talentvolle und liebenswürdige Engländerin, welche mit ihrem Vater am Bodensee wohnte und oft zu Schiff nach Meersburg herüberfuhr, wo sie im Hause des Frhrn. v. Laßberg mit ihrem Vater ein gerngesehener Gast war.“ Ob diese und ähnliche Gedichte freilich aus diesem ersten oder einem späteren Aufenthalt in Meersburg herrühren, bleibe dahingestellt.

Nach Jahresfrist durfte die doch erst Halbgenesene die westfälische Heimat wieder schauen. Aber schon im Jahre darauf mußte die Reise wiederholt werden, so wollte es der Arzt. Ja es mußte daran gedacht werden, und auch dieses gehörte zu den nicht ganz kleinen Prüfungen ihres Lebens, den Aufenthalt ganz nach dem gesunderen Süden zu verlegen: die nordischen Nebel schien dieser zarte Körper durchaus nicht vertragen zu können. Wir wissen, auch das ist weise, höhere Fügung, daß Seele und Leib hier oft genug entgegengesetzte Wünsche und Bedürfnisse haben: damit jene lerne im Willen frei werden von diesem, und beide dienstbar dem Willen des Geistes, der nicht von hier unten stammt.

So erstand die Heimatferne im Herbst 1843 ein Häuschen mit Weinberg und schöner Aussicht in der Nähe der Meersburg käuflich zum Eigentum, welches zuletzt in Großherzoglich Badischem Besitz gewesen. Eine der erwähnten jetzigen Bewohnerinnen — ihr und ihrer Schwester Namen aus der Widmung der gedruckten Briefe bekannt — beschreibt es aus der Erinnerung also: „Der Weinberg liegt an der Landstraße nach Friedrichshafen, ungefähr vier Minuten vor dem Thore von Meersburg; man steige eine steile Treppe hinauf,

geht durch die Reben und steht auf der Spitze des Hügels vor einem massiven Pavillon, der von dem Domherrn Jakob Fugger von Augsburg († 1620) erbaut wurde, der ihn seinem Vetter, dem Bischof von Konstanz, auch einem Fugger, vermachte, weshalb das Häuschen noch jetzt vom Volke das Fürstenhäuschen genannt wird. Es hat unten eine größere heizbare Stube mit Vorplatz, oben zwei kleinere Stuben, und nach Süd, West, Nord und Ost eine prächtige



Annettens Weinberghäuschen bei der Meersburg.

Aussicht. Nach Norden auf Rebhügel, den Friedhof und der seligen Tante Grab, nach Osten auf die Vorarlberger Alpen, nach Süden zum See hin, die Schweizer Alpenkette, Konstanzer Kirchtürme u. s. w., nach Westen zum See und seinen Ufern, zur Insel Mainau, und auf das Städtchen Meersburg. Mit dem Kaufe ging es so: Der Weinberg wurde von dem Pfarrfond zur Versteigerung ausgesetzt. Tante Annette, welche des Bodensees schöne Ufer liebgewon-

nen hatte, ging selbst zum Verkaufe: sie bot ein Minimum über den sehr mäßigen Anschlag und siehe! alle Lippen blieben stumm, und sie war die Eigentümerin. Sie lachte recht, als man ihr nachher erzählte, die andern Kauflustigen hätten gedacht: das ist eine sehr reiche fremde Dame, die wird hoch hinaufsteigern! — so schwiegen sie ganz und sie war erstaunt, den netten Weinberg so zu bekommen."

Die auf so gute Art in den Besitz des Häuschens und Gartens Gelangende sprach nachher brieflich noch ihre Freude aus, daß es nicht irgend ein Armer gewesen, von dem sie es so billig gekauft. Und doch würde sie es vielleicht gar nicht gekauft haben, wenn nicht das Honorar für ihre damals in zweiter Auflage erschienenen Gedichte es ihr ermöglicht hätte. Sie gedachte auch, dasselbe sich zu dauernder, bequemer Wohnung einrichten und dazu die vorhandenen Anlagen mannigfach verändern und verschönen zu lassen, wozu auch der Anfang gemacht wurde. Allein es zeigte sich bald, daß sie zum Allein- oder auch nur Beinahe-alleinwohnen nicht mehr imstande war. So mußte sie in ihrem Turmzimmer, unter der Pflege der Schwester verbleiben; nur Spaziergänge machte sie fast täglich zu ihrem neuen Rüsch- oder vielmehr Ruhhäuschen und weilte dort, so lange es ging. Eine kindliche Freude empfand und äußerte sie über dieses ihr selbsterworbenes Eigen, und noch mehr freute sie sich, als der kleine, nun durch ihre Fürsorge viel besser gepflegte Weinberg ihr die ersten schönen Trauben brachte.

Noch einmal kehrte Annette zurück zu den Freunden und der ersten Heimat, aber nicht für lange. Dann mußte sie die letzte Reise nach dem Süden unternehmen, von der sie nicht mehr wieder kommen sollte.

Ehe wir von dieser und ihrem Ende erzählen, mag angemessen erscheinen, einen Blick auf den Verlauf ihrer körper-

lichen Leiden zu werfen, welche sie von Jahr zu Jahr dem Tode näher brachten. Sie ahnte dieses auch, und trug sich viel und oft mit dem Gedanken an das Sterben, zugleich mit dem an die im Tode ihr Vorangegangenen, die sie gekannt und geliebt: so floß Erinnerung und Ahnung ihr zusammen. Eine große Zahl von Stellen in Gedichten wie Äußerungen in Briefen zeugen davon. Z. B. „Meine Toten“, „Sylvesterabend“, „Die tote Lerche“, „Im Moose“, „Im Grase“, „Der Todesengel“, bis zu dem „Am letzten Tage des Jahres“ im „geistlichen Jahr“, wo die Dichterin ihr wirklich nahes Ende sich ernst und bestimmt vorhersagte. Aber auch in andern Gedichten klingt das Todesgefühl oftmals durch, zumal in den Denkmälern auf gestorbene Freunde. Denn die liebte sie nicht nur im Leben, sondern fühlte sich ihnen noch nahe und näher, wann die Erde ihre Hülle deckte.

Aus ihren Briefen an den Freund heben wir folgende Äußerungen hervor. Im März 1835: „Ich bin übel genug daran gewesen, krank, krank, immer krank, zuerst in zwei Absätzen das kalte Fieber, was zusammen fast sechs Wochen hinnahm, und seitdem immer Rheumatismus, und immer im Kopfe. Ich habe wohl eher daran gelitten, aber diese Beständigkeit bin ich an ihm nicht gewohnt; sonst wars heute im Kopf, morgen im Arme, übermorgen im Rücken, nun muß der arme Kopf allein die ganzen Einquartierungslasten tragen . . . Und habe ich nicht zweimal in jedem Jahr, in den Frühlings- und Herbstäquinoktien, einen ganz fatalen Zeitraum voll Schmerzen und Hinfälligkeit? Ich weiß, daß ich in Gottes Hand stehe, und bin nicht thöricht verliebt ins Leben, aber die Überzeugung, die ich seit sechs Jahren hege, daß ein Äquinoktium mich einmal, ehe mans denkt, fortnehmen wird, mag doch viel zu meiner ernsten Stimmung beitragen. Glauben Sie mir, lieber S., ob ich gleich

leicht aufzuregen bin, so sind doch meine einsamen Stunden ernst, oft schwer, und sie nehmen den größten Teil meiner Zeit hin, eben jetzt, wo ich nicht unterrichten darf."

Seit dem J. 1837 lesen wir dann mehrfach, wie rheumatische Gesichtsschmerzen sie quälen, Monate lang, so daß sie kaum etwas schreiben oder auch nur lesen kann, ohne jene in verstärktem Maße hervorzurufen; sogar den Kirchenbesuch an Festtagen in Münster, den sie ungern unterließ, wenn sie dort war, mußte sie meiden, weil sie die feuchtkalte Kirchenluft nicht ertragen konnte. Diesem gichtischen Kopfleiden gesellte sich ein organisches in der Brust zu: Herz und Lunge, schien es, waren zu groß und schwer für dieses zarte Gefäß, Im J. 1839 schrieb sie: „Liebster Professor! liebstes Thereschen! mir ist ganz anders zu mute, seit ich Euch wiedergesehen habe; ich war doch recht niedergeschlagen, und nun bin ich fröhlich und auch hinsichtlich meiner Gesundheit so hoffnungsreich, und eigentlich ohne hinlänglichen Grund, denn das Bedenkliche bei der Sache ist und bleibt doch die Engbrüstigkeit und die bin ich keineswegs los; aber freundliche Gesichter und freundliche Reden aus liebem Munde haben eine große Macht . . ." Und im November dieses Jahres: „Beten Sie für mich, daß ich nicht zu unreif weggenommen werde, es hat große Gefahr! Der heftige Blutandrang nach dem Kopfe nimmt von Jahr zu Jahr mehr überhand und ich zweifle kaum an einem plötzlichen Ende. Doch darf ich plötzlich nennen, was ich Jahre lang voraussehe? — So lassen wir Gottes Gnaden verkommen. Beten Sie für mich und damit Gott befohlen."

Im folgenden Jahre hatte sie über „einen unausstehlichen stickartigen Husten" zu klagen, der ihr das Blut stark zu Kopfe trieb und ihr das Schreiben beinahe gänzlich verwehrte. So trafen die beiden Krankheitsquellen zusammen,

die nervöse und die organische, um die durch höhere Fügung nicht mehr ferne Trennung der Seele von ihrer äußeren Leibeshülle zu beschleunigen. Namentlich vor dem Antritt der letzten Reise in den Süden, welche von den zunehmenden Leiden diktiert wurde, vernimmt man in den Briefen den Ton der Klage und des ahndevollen Trennungswehes; doch niemals einen verzagten.

„Hülshoff, Ostermontag 1846, nachmittags. Ich komme von einem Spaziergange, die Luft ist so blau, die Vögel so fröhlich, Gottes Segen quillt so reichlich aus den Schollen, wer sollte sich da nicht beruhigt und in seiner Hand wohlgeborgen fühlen! Nichts mehr von . . .! (Es folgt weiter eine schon angeführte Stelle von der Freundschaft. Dann:) Ich sehne mich recht mal wieder zu Ihnen, mein Freund, aber obschon ich mich sonst nicht übler befinde als früher, in manchem Betracht sogar besser, so bringt mir doch jede anhaltende Bewegung einen Kopfschmerz zuwege, der nicht nachläßt, bis ich eine Nacht darüber geschlafen; und dieses wiederholt sich täglich . . .“

Samstag, 17. (August?): „Es ist abend, Sie sind nicht gekommen, der Wagen ist angespannt, der mich nach Hülshoff bringen soll. Übermorgen geht es von dort weiter; morgen, wenn Sie dieses lesen, habe ich meinem guten, kleinen Rüschhaus Lebewohl gesagt. Alles ist eingepackt und eingeschlossen, meine Zimmer gleichen Ruinen. Leben Sie wohl, leben Sie alle tausendmal wohl. Sie und die Mutter und Thereschen. Gedenken Sie meiner vor allem im Gebet und auch sonst, ich werde Ihrer täglich gedenken und täglich für Sie schreiben in die zwei Bücher, Sie wissen ja wohl, wie ich es gesagt. Adieu, mein Herz ist sehr schwer. Ihre Annette.“

Endlich der letzte Brief aus dieser Nähe. „Hülshoff,

5. Septbr. 1546. Mein liebster Freund! . . . Ich bin in Hülshoff und recht krank, am plagendsten an meinem nervösen Kopfweh, das seit sechs Tagen völlig überhand genommen hat. Ich kann Ihnen deshalb für diesmal nur die Hand drücken und weiter nichts. Alles andere, Brief und Gedichte, gern und vollständig. Betet doch ein wenig für mich, Ihr meine Lieben. Der Schmerz nimmt mir so oft die Gedankenklarheit zum brünstigen Gebete, wenn ichs grade am nötigsten habe. Adieu, Vater, Mutter, Therese und Christoph, mein bewährtester Freund. Ich habe Euch sehr lieb, das wißt Ihr wohl, aber schreiben kann ich heut nicht mehr. Eure treue Nette."

Das sind die letzten mitgeteilten Briefe ihrer Hand. Denkmäler sind es der reinen Freundschaft wie des schmerzlichen Leidens, das an der Wurzel ihres Erdendaseins nagte, um die Seele vorzubereiten auf die letzte große Scheidung, welche nicht an eines Erdensees fernes Gestade, sondern, ob auch durch Wellen der Angst und durch Feuer der Läuterung, den im hingebenden Glauben Beharrenden an das Gestade der Seligen führt.

Noch einmal erholte sich die Leidende etwas in der reineren südlichen Luft; noch konnte sie im folgenden Jahre ihre eigenen Reben reifen sehen und mit kindlichem Wohlgefallen sich daran erfreuen. Dann aber wurde, gegen Ende 1847, ihr Zustand bedenklicher, und am Schlusse des Jahres hatte sie die Gewißheit, daß sie das Ende des folgenden nicht erleben werde. Doch ließen im Frühjahr die Brustbeängstigungen etwas nach. Da kamen die Nachrichten von den auch in deutschen Landen ausbrechenden revolutionären Erschütterungen, und wie fern Annette von Droste sich auch stets von der Politik als solcher gehalten, so mochten doch jene dazu beitragen, in die schon wunde Brust neue Stacheln

der Sorge und des Entsetzens zu drücken vor dieser fremd gewordenen Welt, die so vieles Gute der früheren Zeit in den Herzen der Mehrheit ausrotten zu wollen schien.

Doch wissen wir wenig über die Zustände und Bewegungen, welche dazumal das Labyrinth dieser Brust durchzogen. Gewiß hat die Sorge und Angst um das ewige Heil alle andere Sorgen weit überwogen. Am 21. Mai befiel sie in der Nacht ein leichter Bluthusten, der sie ängstlich machte. Jedoch erklärte der Arzt die Sache für gefahrlos, weswegen denn auch, da sie noch vor kurzem die h. Sakramente empfangen hatte, kein Geistlicher gerufen wurde. Am 24. um 2 Uhr Mittags wiederholte sich der Blutauswurf, und ehe noch der Arzt sie erreichen konnte, hatte ein Herzschlag ihre Seele gelöst.

Wenige Monden zuvor hatte die Vollendete noch mit einer Freundin am Grabe Mesmers, des armen Schwärmers gesessen, auf dem Kirchhof zu Meersburg. Unweit dieses Grabes fand sie ihr eigenes. Eine Betkapelle wölbt sich jetzt darüber, zugleich über dem Hügel der Freundin, Amalie Hassenpflug, welche später nach fünfjährigem Aufenthalt auf der Meersburg daselbst gestorben und auf ihren Wunsch neben Anna Elisabeth von Droste begraben ist.

„Das Plätzchen für unsere Gräber," schreibt die erwähnte nahe Verwandte im Verlauf des oben angeführten, „ist auf dem Kirchhof nach Osten, am Ende des ganzen Raumes. Die Stadt gab unentgeltlich diese Ecke, wofür unsre Mutter versprach, das kleine Kapellchen zu bauen. (Darin ist Vaters Grab.) Das ganze ist jetzt üppig mit Epheu und einer weißen Schlingrose überwachsen, ein Gitter schließt den Platz ab. Dahinter sieht man, links auf dem Bilde, der Tante Grabstein, ihr Wappen ist darauf ausgehauen, darunter der Name und die Worte: Ehre dem

Herrn! — Epheu darüber, und der Grund mit Singrün (Vinca, Totenmyrthe) ganz überdeckt" „Sie ruhe in Frieden!"

Später hat ein rheinländischer Dichter von Ruf ihr folgende Verse nachgesungen, welche wir mit einer kleinen Veränderung hier wiedergeben:

Mitten im Eichkamp, wo die Drossel baut
Ihr Nest im Lenze unterm grünen Zelt,
Mitten im Eichkamp, wo im Haidekraut
Der Bienen Schar im Herbst die Ernte hält:
Dort dir ein Grab auf roter Erde Grund!
Du hasts erfleht, ersehnt in mancher Stund;
Was du gehofft, nicht durftest du's gewinnen,
Du Königin der deutschen Dichterinnen.

Westfälisch Land — wer hat wie du gekannt
Das Volk mit blondem Haar und blauem Aug?
Wer hat wie du in Wort und Reim gebannt
Des Sachsenstammes Denken, Thun und Brauch?
Doch fern der Heimat ragt dein Totenmal,
Fern deiner Heimat starb des Ird'schen Qual;
Westfalens Asternkränze müssen fehlen
Auf deinem Grab am Tage Allerseelen.

Am Bodensee, wo flink die Möve kreist
Und in die blaue Flut nach Fischen taucht,
Da hat dein starker, tief bewegter Geist
Den letzten schweren Seufzer ausgehaucht.
Der Schweizeralpen Zackenkrone sieht
Zum Hügel hin, den Epheu längst umzieht,
Und kommt vom Süd der Föhn herangeflogen,
So singen dir den Grabgesang die Wogen.

Doch deckt dich auch nicht dort die Scholle zu,
Wo du das Licht der Welt zuerst gesehn:

Doch in der Heimat Boden schlummerst du!
So weit der deutschen Zungen Laute wehn;
So weit nur lebt und fühlet deutscher Sinn,
Ist deine Heimat, deutsche Dichterin!
Das Heimatrecht hat dir dein Sang errungen —
In manchem Herzen bleibt er unverklungen.

(E R.)



Begräbnisstätte
der Familie von Laßberg, bei Meersburg, wo Annettens Hülle ihre Ruhestätte fand.

V. „Geist und Kleid".

„Nun bist du hin! Von Gottes edlem Bild
Ist nur ein grüner Hügel uns geblieben,
Den heut umziehn die Winterstürme wild
Und die Gedanken derer, die dich lieben."
A. v. D.

„O Stern und Blume, Geist und Kleid" — heißt es am Schlusse des Tagebuches der Ahnfrau von Brentano, und es wird darauf gereimt „Liebe und Leid, Zeit und Ewigkeit". Ist damit nicht das ganze Menschenleben, und das beste zu allermeist, umschrieben? Ist es nicht das von Anna von Droste im hervorragenden Sinne? Wir brauchen es nicht tatsächlich zu beweisen. Genug, wenn je Himmlisches und Irdisches, Äthergeist und Staubeshülle, Liebe und ein Leiden, beide sonderlicher Art, und Zeit und Ewigkeit ineinanderspielten und mit einander im Streite lagen in einer Menschenbrust, so war es hier, wenn auch noch so im Verborgenen. Denn nur das wenigste ist offenbar geworden vor den Menschen und weniges kann es werden. Begnügen wir uns mit dem diesem Wenigen.

Leben und Tod! Tod und Leben! Dreifältig gehören beide zusammen, dreifältig hier. Schon die Geburt in dies irdische Leben war „vom Tod umfangen"; doch das Kind genas. Denn das Leben und der Geist sollte sich in diesem Kleide

erst ganz und voll entfalten, als eine Sternenblume voller Wunder, voller Kunst nach der ihr gewordenen Gabe, obgleich wenigen vergönnt war, in dieses Kelches ganze Tiefe einzuschauen. Erst als die Blume, vor dem Welken noch, vom Wurm des Staubes innerst angefaßt, im Tode dieses Leibes niedersank, trat ihres Geistes Leben in dichterischen Schöpfungen ganz an das Licht, und es zeigte sich der Stern, der ihr geleuchtet, nun erst als wahrhaft hoher, heller Himmelsstern. Endlich ist es ein mystischer Tod, ein Sterben vielmehr, welches wo nicht in, doch gewiß und dann viel schwerer nach diesem Leben jedwede Menschenseele durchgehen muß, um von der Sünde als dem Wurm der Selbstheit und Begier ihrer Natur frei zu werden; in welcher Freiheit allein das wahre Leben, das ewige steht. In der Freiheit der Liebe nämlich, die, umgekehrt wie die irdische, aus Leid geboren, dann kein Leid mehr kennt, weil sie mitten in der Bedrängnis der Zeit die selige Ewigkeit in sich ausgeboren hat und durch Angst und Streit in die Freude heiligen Friedens gekommen ist, durch Gnade!

Vom „Kleide“ nur noch dieses. „Das Aussehen der Freundin war bis in ihr letztes, fünfzigstes Lebensjahr fast jugendlich geblieben; sinnig ernst wie es gewesen, aber ohne Züge des Leidens, mild und rein.“ Unser vornanstehendes Bild ist aus dem sechsundvierzigsten Lebensjahr. Es ist so ähnlich wie kein anderes.

Hatte auch das nahende Alter, schreibt eine die sie kannte, seine Netzlinien in die feine Haut gezogen, so glänzte doch das goldene, obschon lange nicht mehr in Locken herabwallende Haar noch ohne Silberfäden, und das blaue Seelenauge, das in die Geisterwelt hinüberzuschauen vermochte, hatte noch jugendlichen Glanz, der kleine Mund und die Wangen jugendliche Frische.

Mehr gilt uns ihre seelisch-geistige Natur, wobei wir von der hohen musikalischen und Dichtergabe hier noch absehen. Fassen wir alles vorige in eins zusammen.

Annette von Droste war zunächst und blieb eine durchaus westfälische und deutsche Natur, und trug alle Grundzüge derselben, wie wir sie im ersten Stück dieser Schrift zu zeichnen versucht haben. Einfachheit und Wahrhaftigkeit, Sittigkeit und Genügsamkeit, männliche Selbstbeherrschung und hingebende Treue, dazu eine natürliche, durch Erziehung und eigene Arbeit fest gewordene Gottesfurcht und Frömmigkeit: lauter Eigenschaften, welche schon der heidnische Tacitus von der Natur seiner germanischen Zeitgenossen, vornehmlich der seßhaften im heutigen Westfalen auszusagen wußte. Derselbe sprach auch von einem „Heiligen und Ahndevollen“ oder Vorschauenden (sanctum et providum) in der germanischen Frauenseele, als zusammenbestehend mit dem männlichen Mute und Geiste. Wir finden alles das als Naturgabe wieder in dieser eigenartigen Seele.

W a h r h a f t i g k e i t vor allem war ein Grundzug ihres Wesens. Wir meinen damit die reine, ungeschminkte und unberechnende Natur selbst, die nur s e i n und höchstens wie sie ist e r s c h e i n e n, niemals aber s c h e i n e n will, und ebenso fern bleibt von künstlicher Selbstschau und Selbstgefälligkeit. Diese Wahrhaftigkeit des Wesens war besonders mächtig in der Natur unsrer Freundin, und trieb sie fort und fort zur Bewährung im Leben, wie bei wenigen ihres dem Scheine so leicht hingegebenen Geschlechts. Betraf sie sich ja einmal über gleichem Streben, so erkannte und bekannte sie es wohl mit ernster Selbstverurteilung. Wir lesen in einem Briefe aus 1840, als der Besuch von Adele Schopenhauer in Rüschhaus ihr als ganz nahe angemeldet wurde: „Ich sprang auf vom Schreibtische, und wohin? vor den Spiegel! Ja, lieber

S., der Panther kann seine Flecken nicht ablegen und kein Frauenzimmer die Eitelkeit!“ Und doch geschah es nur, weil sie „dachte, daß wir uns seit vier Jahren nicht gesehen und ich mich doch gern ein wenig reputierlich präsentieren wollte.“ Man sieht, von welcher verzeihlichen Eitelkeit hier die Rede war. Man sieht aber aus diesem Geständnis, wie fein der Sinn zu sein und nicht zu scheinen bei ihr ausgebildet war. Übrigens denken wir hier keineswegs bloß an diese besonderliche Eitelkeit, an welcher ja auch nicht bloß Weiblichkeiten kranken; wir meinen jene innere Eitelkeit und Koketterie, zu der grade Talentvolle sich oft am ehesten geneigt fühlen, indem sie damit den Anschein von Genialität u. s. w. sich zu geben suchen. Die eine wie die andere lag unserer Freundin tief zu Fuß, mochte sie auch, wenn sie etwas Ähnliches an Bekannten sah, es nachsehen. Sie übte eine adelige Gleichgültigkeit gegen ihre persönliche Erscheinung, und das ohne berechnendes Nachdenken, in kindlichem Geiste; kleidete sie sich doch auch beständig auf die allereinfachste Weise, aller Mode abhold. Und diese Einfachheit, diese Einfalt im höheren und edleren Verstande, durchdrang ihr ganzes Wesen. Daß sie ebenso ihre Dichtungen bei allem Bilderreichtum durchdrang, mögen wir später sehen.

Mit derselben verband sich eine feine Bescheidenheit, welche nie auf etwas für sich selbst Anspruch erhob, es sei denn, was die gute Sitte erforderte von allen und für alle. Wie wenig auf Bedienung oder gar auf Huldigungen das Fräulein gab, hatten wir schon zu erwähnen Gelegenheit. Ebenso wenig that sie sich auf ihre Dichtungen etwas zu gut, wenngleich sie wußte und wissen mußte, was ihr in diesem Stück gegeben war. Etwaigen Tadel Fremder ertrug sie mit dem größten Gleichmut; kam solcher von befreundeter Seite und sie fand ihn nicht begründet, so schmerzte er sie zwar, aber nie

ließ sie sich zu einem Widerspruch im Ernst verleiten, höchstens scherzte sie darüber. An den Freund in Münster schrieb sie z. B. anfangs 1835: „Es kommt mir fremd an, zu sagen, daß eine meiner Arbeiten von einem meiner Freunde zu scharf beurteilt ist; denn Freundes-Urteil ist sonst nur allzu milde und hat manches gute Talent verdorben.“

Wie fern ihr Gemüt von dem war, was man mit dem schönen Worte Liebe nennt, und was zu allermeist doch nur eine sehr irdische Regung ist, haben wir bereits gesehen; es wird sich das noch besonders in ihren Dichtungen zeigen. Ohnedas war eine innere Keuschheit und Züchtigkeit eine ihrer edelsten Gaben. Die mehrerwähnte Freundin sagt: „Wie Annette schon als junges Mädchen durch Reinheit und Sittenstrenge imponiert hatte, so war sie später eine Hüterin weiblicher Tugend, und trachtete mit sanfter aber fester Hand die Irrenden zu führen, wenn sie einen Fehltritt bemerkte. Es war ihr Herzenssache, die falsche Romantik zu bekämpfen, die das Glück für unabhängig von der Tugend darstellen möchte. Aber sie war niemals trockene Moralistin, sie vermied es, anders als im dringendsten Notfall zur Sittenrichterin zu werden.“ Im Nekrolog heißt es: „Ihr ernster, einfacher, gesunder Sinn und ihr Gerechtigkeitsgefühl hatten sie überzeugt, daß die vielgepriesene Liebe, wie sie durchgängig verstanden wird, eines so maßlosen Bewunderns und Preisens nicht wert sei, da sie zu flüchtig, zu vergänglich, ja oft zu selbstsüchtig und verdienstlos sei, um über alles andere Schöne des Lebens erhoben zu werden. Anderes Schöne und Edle werde darüber mit beispielloser Parteilichkeit in Schatten gestellt und wohl am Ende gar nicht gewürdigt, und diese Poesie könne an ihm sich einen ruhmvolleren und minder leicht zu erwerbenden Kranz erringen, als an der Liebe, die alle Welt besinge. Mit großem Ernste, oft aber

auch humoristisch scherzend, pflegte sie diesen Punkt mit vorzüglicher Vorliebe ihren Bekannten auseinanderzusetzen."

Ihr Herz aber schlug von Wohlwollen gegen Bekannte und Unbekannte, zumal gegen Arme und Leidende. Nicht sich, nicht ihren Freunden oder Verwandten allein lebte sie, am wenigsten ihrem Ruhme als Dichterin; sie hatte beständig etwas im Herzen und wie oft auch in der Hand für die, welche es in irgend einer Hinsicht bedurften. Wie sie die Amme ihrer Kindheit pflegte, sahen wir. Der Nekrolog spricht von „der Güte und Freundlichkeit, womit sie ihre alte Amme, ihr Gesinde und die Armen in ihrer Umgebung zu behandeln gewohnt war, und von Zeit zu Zeit sogar ihnen kleine Feste und besondere Freuden zu bereiten suchte, damit auch sie einmal ihres Lebens recht froh würden; von der freudigen Bereitwilligkeit, armen Studierenden, Künstlern und sonst in Verlegenheit sich Befindenden zu helfen und zu spenden, die keine Grenze als die der Möglichkeit anerkannte; von der aufopfernden Anhänglichkeit und Treue gegen ihre Angehörigen, der Zartheit der Teilnahme, womit sie auf Lage, Gefühl und Stimmung ihrer Freunde und Bekannten jederzeit einzugehen wußte und sich bemühte, ihre Freuden wie ihre Schmerzen teilend, ihnen gefällig zu sein; von der seltenen, aufrichtigen Herzensgüte gegen alle Menschen." Von letzterer wenigstens ein paar Beispiele.

„Als einst Annette mit ihrer Stiefgroßmutter, der Freifrau Maria Anna von Haxthausen, im Bade zu Driburg war, wandte sich eine arme Frau aus der Umgegend um Unterstützung an diese und schilderte mit lebhaften Farben ihre Not. Kind, sagte die Großmutter, kannst du nicht ein kleines Gedicht darüber machen, das auf einen Teller gelegt, bei den Badegästen die Runde macht? Annette that es sofort und die Sammlung hatte den gewünschten Erfolg." Noch

ist das Gedicht in der Urschrift erhalten und wir können nicht umhin, den Anfang und den Schluß desselben, uns mit dem Übrigen von gütiger Hand mitgeteilt, hier anzuführen:

„Die Ihr sie kennt, des Lebens Freuden,
Und froh genießt des Lebens Glück,
Beherzigt auch der Armen Leiden
Und werft auf sie des Mitleids Blick!

Seht hier ein Weib von sechzig Jahren:
Einst war ich auch gesund und froh,
Doch hab ich leider viel erfahren,
Eh Freud und Glück mir ganz entfloh . . .“

Hierauf erzählt sie in weiteren Versen ihr Geschick der Wahrheit gemäß, in Einfalt und volkstümlichstem Ausdruck, worauf das Gedicht schließt:

„Helft mir sie tilgen, meine Schulden,
Für mich so groß, für Euch so klein;
Dann will ich alles gern erdulden,
Dann drückt mich nicht mein Leichenstein . . .

Gott lohn es, was Ihr thut den Kranken,
Und glücklich wird es um euch stehn;
Und kann ich hier mich nicht bedanken,
Kanns wohl im Himmel einst geschehn.“

Es war wohl nicht das einzige Mal, daß die Dichterin so mit ihrer Gabe diente, wenngleich darüber nicht weiter berichtet wird. Wohl aber wird manch Verwandtes berichtet. Denn unsre Freundin hatte nichts von der Litteraturversessenheit, geschweige „Blaustrümpfigkeit“ eines jüngern Geschlechts, das sich damit wohl noch spreizt. Sie lebte und that weit mehr, als daß sie dichtete und schrieb. Und auch im

Schreiben, im Briefschreiben ging es ihr mehr ums Thun als ums Schwatzen. Hievon Folgendes.

Mit ihr fast gleichaltrig und ihr enge befreundet, war Freifräulein Ludowine von Haxthausen (vgl. den „Denkspruch" unten), die weit jüngere Schwester ihrer Mutter, im Paderbornischen. Dieselbe, sehr begabt, sehr liebenswürdig, sehr fromm und wohlthätig, hatte auf einem der Familiengüter mit Hülfe ihres Schwagers, des Grafen v. d. Asseburg, ein Haus eingerichtet, worin sie vorzugsweise arme Waisenmädchen, aber auch Kinder noch lebender armer Eltern, „um Christi willen" auf ihre eignen Kosten selbst erzog, kleidete, und später versorgte. Bei dieser Versorgung oder Unterbringung als Mägde u. s. w. war Annette samt deren Mutter ihr auf alle Weise behülflich. Es dünkte erstere nicht zu viel, selbst aufs genaueste den Charakter und die wirklichen und möglichen Anforderungen der Herrschaften, welche ein Mädchen mieten wollten, zu erkunden, darnach das passendste für jede Stelle auszuwählen, die Bedingungen der Arbeit im einzelnen genau festzustellen, um jedem künftigen Mißverständnisse möglichst vorzubeugen. Auch wachte sie selbst, so viel es anging, über die Führung während der Dienstzeit, und ließ es an Ermunterungen mit Wort und That nicht fehlen. Davon zeugt der Inhalt so mancher Briefe an jene befreundete Verwandte und an andere. Hier nur der Anfang eines einzigen, welcher uns dazu gütigst anvertraut wurde.

„Hülshoff, 16. Januar 41. Liebste Ludowine! Mit der Marie das geht nicht — ich habe gestern die Degnersche nochmal selbst gesprochen, sie kann gar nichts mit ihr anfangen, — doch hat sie sich (die D. meine ich) übrigens besänftigt, und das herzlichste Mitleiden mit Marien, die sie nicht sowohl für hartnäckig wie für ungemein schwach von

Kopfe hält. Sie hat sich viele Mühe gegeben, sie anderwärts unterzubringen, und auch einen Dienst für sie gehabt, aber als die künftige Herrschaft Marie gesehen und examiniert, hat diese immer so unglückliche Antworten gegeben: „das kann ich nicht, das habe ich niemals probiert,“ daß die Leute nicht mehr daran wollen. Die D. sagt, es fehle ihr jetzt nicht sowohl an gutem Willen, wie gänzlich an Geschick, darin sei sie wie ein kleines Kind, und sie könne sie z. B. nicht zwei Minuten allein in der Küche lassen, ohne Sorge daß indessen die Katze das Fleisch hole oder die Milch überkoche; — selbst in Begleitung einer andern Sachen zu Markte zu tragen, dazu sei sie nicht imstande, sondern so stolprig auf ihren Füßen, daß sie der Länge nach hinfalle, und die Butter über die Straße fliege. — Ich schreibe Dir dies alles, damit Du sie nicht gar zu arg heruntermachst, wenn sie Ostern wiederkömmt, — es ist ein armes Ding, und herzlich zu bedauern; wenn der liebe Gott sich ihrer nicht besonders annimmt, und Dich ein eigens für sie gemachtes Plätzchen auffinden läßt, so sieht es schwierig mit ihr aus. — Emilien und Marien dagegen geht es gut, sie haben, wie es scheint, ganz die passenden Herrschaften getroffen, sind beide schon mit einem schönen neuen Mantel und sonstigen Kleidungsstücken beschenkt worden, und überhaupt läßt sich das ganz nach unsern Wünschen an. Mathilde sowohl wie die Doktorin Gräver haben Freude daran, sich ein junges Mädchen nach ihrer Hand zu ziehen, und letztere, die sehr fromm ist, betrachtet zudem Emilien weniger wie eine Magd als wie eine arme Waise, deren sie sich angenommen. — Unser Mariechen sagte mir, daß Du Emilien auch einen Mantel geschickt, sie aber der T. geraten habe, ihn zurückzubehalten, da Emilie versorgt, und Du noch viele Kinder zu kleiden hättest“ u. s. w. —

Ein anderer Zug. Ein Buchhändler hatte sie mehrfach dringend ersucht, ihm den Verlag ihrer Gedichte zu übertragen; da sie aber hörte, daß eine ihr bekannte, verarmte Dame demselben Verleger eine Gedichtsammlung angetragen, lehnte sie es zuerst ab, überließ ihm dann aber die ihrigen ohne Honorar, unter der strenge geheim zu haltenden Bedingung, daß er die Versuche jener Dame ebenfalls verlege und gut honoriere.

Von ähnlichem Zartgefühl zeugt folgendes. Das Sommerhäuschen, welches sie bei der Meersburg gekauft, „war von einem ländlichen Malergenie prachtvoll in Farben gesetzt worden; der Mann hatte sich eine Ehre daraus gemacht, mit allem Aufgebot seines dekorativen Talents und seiner Farbentöpfe das kleine Bauwerk blau, rot, weiß, gelb und grün herauszustaffieren. Das Fräulein erschrak nicht wenig, als sie sah, wie geschmackvoll ihr Auftrag ausgeführt worden; aber sie brachte es nicht über ihr Herz, einen Einwand zu machen, und noch weniger, den guten Koloristen durch den Befehl zu kränken, mit irgend einer passenden Farbe seine ganze Regenbogenpracht zu übertünchen.“

In andern Fällen verstand A. v. Droste freilich ebensogut das Versagen zu üben, wo das Gewähren einer Bitte dem Bittsteller schädlich sein konnte. Bei ihrem Aufenthalt in Eppishausen wurde sie von einem jungen Mann, der wegen seiner vermeintlichen höheren Gabe nicht Handwerker, sondern Künstler werden wollte, um Unterstützung dazu angegangen. Sie riet ihm durchaus zur Selbstbescheidung. „Könnte ich ihm einen andern Weg öffnen,“ schrieb sie nachher an den Freund, „ich thät es nicht, sein Talent scheint mir bei weitem nicht ausreichend, und besser ein satter Handwerker als ein mittelmäßiger, halbverhungerter Maler oder Poet; als den Weg vor sich versinken sehen und nicht um-

lehren können. Also ists resolviert. Aber der arme Schelm dauert mich doch."

Auch Dinge, welche das Gemeinwesen betrafen, ließen ihr Gemüt nicht gleichgültig, und nicht bewenden ließ sie es bei bloßen Gefühlen oder guten Wünschen. Wiederholt z. B. suchte sie ihren einflußreichen Oheim nachdrücklich zu bewegen, für bessere Besoldung der zu gering gestellten Lehrer an den münsterländischen Gymnasien, wie für bessere Ausstattung der Bibliotheken und Sammlungen dieser Anstalten öffentlich einzutreten. Welche Liebe endlich zum deutschen Vaterlande, dem großen und ganzen, sie beseelte, davon zeugt schon ihr Jugendgedicht „Das befreite Deutschland".

Übrigens war ihr nicht nur dichterisch, sondern auch nach der Seite des Denkens so begabter, kritischer Geist, namentlich in jüngeren Jahren, von Natur allzugeneigt, nicht allein nach Mädchenweise an Personen zumal des andern Geschlechts seinen Spott zu üben, sondern an allem was begegnete, Menschen, Büchern, Kunstwerken, sein höchst durchschauendes, alles Lächerliche scharf erkennendes Vermögen zu üben. Wer und was mag da vor der Beurteilerin sicher gewesen sein! Aber das Beurteilen, sei es Bekritteln, geschah doch immer ohne den sonst allzuhäufigen Stolz des Selbstbewußtseins oder gar der Selbstüberhebung; es lag reine Gutmütigkeit zum Grunde und war weit von der Absicht entfernt, andere zu verletzen. Es war eben auch Natur, welche, durch Bildung veredelt, in späteren Jahren zu einem Vermögen höchst verständiger und sachlicher, dabei stets wohlwollender Kritik ausreifte, wie so manche Stellen ihrer Briefe darthun. (Vgl. Briefe S. 15/16, 20/21, 29/34.) Ihre Pietät wie ihr natürliches Gefühl mag folgende Äußerung an den Freund, vom J. 1839, bezeugen: „Ich lese auch zuweilen oder durchblättere vielmehr, und was? die alten Romane von Walter Scott —

freilich ists verlorne Zeit, aber sie haben für mich einen individuellen Reiz; fünfzehn Jahre sind es nun hin, als diese Bücher zwei Winter nach einander in unserm nun so gesprengten Familienkreise täglich abends vorgelesen wurden, und seitdem habe ich sie nicht wieder angesehen; wie viel wurde darüber nicht gesprochen, disputiert! Jeder hatte seine Lieblinge, Hunde und Vögel wurden nach dem Helden benannt. Ich begreife nun sehr wohl, wie manche mit so scheinbar schlechtem Geschmacke an den Schriftstellern ihrer Jugend hängen können, die ihnen Unwiederbringliches in der Erinnerung wiedergeben. Es liegt etwas sehr Herbes im Vergehen, in der Unmöglichkeit, Vergangenes auch nur für Augenblicke wieder ganz herzustellen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind meinen seligen Vater fragte, ob er im Himmel auch seinen Leberflecken auf der Hand haben würde? Er antwortete, dort wären wir glänzend, von allen Flecken rein, und wenn er seinen Körper wieder annehme, werde er sein wie mit dreiundzwanzig Jahren. Ich wollte mich damals wohl tot weinen, daß ich statt meines lieben Vaters einen ganz fremden jungen Menschen finden sollte; das ist albern, und doch ein sehr natürliches Gefühl."

„Je älter sie wurde," sagt eine Freundin, „je mehr lernte sie die Gemütsseite der Menschen schätzen und verstehen. Sie war nicht mehr kalt und spöttisch, wie zuweilen in der Jugend; ihr ganzes Wesen war milde, großartige Güte geworden und der Scharfblick des Spottes hatte sich in den liebenswürdigsten Humor verwandelt, der nie verletzte." Man vergleiche hiezu die Worte im Nekrolog: „Seltsam vereinte sich in ihr mit einem gefühlvollen, die menschlichen Zustände jedes Alters, Ranges, Standes, Geschäftes und jeder Situation innig mitempfindenden Herzen eine ungewöhnliche Gabe, die verwickeltsten Zustände zergliedernd zu entwirren, und so sie klar

durchschauend zu begreifen und vollkommen zu beurteilen. Sie übte diese Gabe nachmals schier bis zur Leidenschaft und nichts war vor ihrem psychologischen Secirmesser sicher. Aber nur Wohlwollen und die innige Teilnahme, die sie ihrer Umgebung, allem Menschlichen, ja allem Lebendigen schenkte, erregte in ihr das Verlangen, auch außer sich so klar, richtig und wahr zu sehen, wie in ihrem eigenen Innern, und ihre seltene Pietät und Herzensgüte wußte jedem auch noch so Unbedeutenden und Kleinen Wert zu verleihen und durch ihre Darstellung ihm ein Interesse beizulegen; ihre Menschen- und Herzenskenntnis führte sie nicht zur selbstgefälligen Geringschätzung und Verachtung, sondern stets, wo nicht zur Bewunderung, doch zur teilnehmenden Anerkennung und Wertschätzung von Charakteren und Gemütern, welche andere auf dem Standpunkte ihrer Bildung hochmütig übersehen zu dürfen glaubten." Ihre Dichtungen unter der Aufschrift „Leben" werden dieses Gesagte noch mehr ans Licht setzen.

Mit kindlicher Ehrerbietung sprach Annette, auch als längst erwachsene, stets von ihrer Mutter, der sie durch die zarteste pietätvollste Liebe verbunden blieb. War erstere längere Zeit von Rüschhaus abwesend, so bekümmerte sich die Tochter, eigentlich gegen ihre Natur, um alle kleinsten häuslichen Angelegenheiten und erstattete ihrer Mutter darüber ausführlich Bericht. Und nie machte sie von ihrer dichterischen Überlegenheit, am allerwenigsten von ihrer kritischen Gabe hier Gebrauch. Letzteres wäre freilich auch unnatürlich gewesen, aber auch so blieb sie immer die gehorsame und jedes Winks gern gewärtige Tochter. Nichts von Bedeutung unternahm sie ohne der Mutter stille oder ausdrückliche Zustimmung. „Meiner Mutter Meinung, schrieb sie einst, hat allemal einen großen Wert für mich, selbst wenn sie nicht die meinige ist." Insbesondere veröffentlichte sie

ihre Gedichte nicht eher, als bis die anfangs abgeneigte, adelige Mutter ganz einstimmte. Und adelig war gewiß auch diese Willensgelassenheit und Pietät der Tochter, adelig und zugleich westfälisch im besten Sinne. Ebenso war das Verhältnis zu ihren Geschwistern ein sehr inniges. Nicht minder enge als mit ihrer Schwester Frau v. Laßberg waren die Beziehungen zu ihrem verbliebenen einzigen Bruder Werner, dem Erben von Hülshoff, den sie, wenigstens in den spätern Jahren, in allen Angelegenheiten um Rat fragte. Bei ihren Neffen und Nichten war sie von jeher sehr beliebt, ebenso bei ihrer übrigen Verwandtschaft, und verkehrte sie namentlich mit den v. Haxthausens, v. d. Asseburgs, v. Metternichs und v. Böselagers sehr viel.

Wie pietätvoll teilnehmend ihre Seele, nicht bloß ihr Geist, aber auch an nicht grade Verwandten oder auch nur enger Befreundeten war, möge noch folgende Stelle aus einem vertrauten Briefe vom Jahre 1839 bezeugen. Es heißt da mit Bezug auf einen alten Freund ihres Vaters, einen als Mensch hochgeachteten Professor und Arzt zu Münster: „Vielleicht hast Du noch nichts vom Tode des alten Professor Wernecking gehört, obwohl das schon zwei Monate her ist. Gott hat ihn plötzlich fortgenommen, aber doch in einem schönen Augenblicke. Dieser gute Mann war nämlich sehr fromm und wohlthätig, weit mehr wie es bekannt ist; er behandelte viele Arme unentgeltlich und trieb das so ganz im Stillen. Jeden Abend, wenn es ganz dunkel geworden war, ging er gleichsam heimlich aus in all die kleinen Häuserchen und stand den Kranken bei, auch mit Geld und Lebensmitteln, wo es nötig war. So hatte er sich an einem Februar-Abend, wo es bitter kalt und er sehr unwohl war, auch herausgemacht. Auf der Straße begegnet ihm noch ein Bekannter, der sagt: „Herr Rat, Herr Rat, bei dem Wetter und in Ihrem Alter!“

— Kaum zwanzig Schritte weiter, gleiten ihm seine armen alten Beine aus, er fällt hin wie ein Block, so fürchterlich, daß die Hirnschale bricht, ein Splitter ins Gehirn dringt und er fast auf der Stelle tot ist. Man sagt, er soll sich noch einmal halb aufgerichtet und gesagt haben: „Herr, erbarme dich meiner!“ — Dies erzählt eine Frau, die grade dabei gestanden und auch Leute zu Hülfe gerufen hat. — Wenn ich denke, wie manchesmal ich ihn mit dem lieben seligen Papa und dem seligen Onkel Johannes habe bei den Blumen stehn sehn [alle drei waren Botaniker und große Liebhaber der Blumen], dann ist es mir doch ganz wehmütig, daß diese Reliquie aus der guten alten Zeit nun auch fort ist. Alles geht fort, eins nach dem andern, besonders in den letzten Jahren . . . . Es kommt mir vor, als wenn von dem alten Hülshoff so ein Stück nach dem andern einfiele; auch die Hausväter unter den Bauern, mit denen Papa verkehrte, sind jetzt wie Lampen, die jeden Augenblick verlöschen können, und sterben auch wie die Fliegen — es ist mir zuweilen so betrübt, daß ich gar nicht daran denken darf.“ —

Vielleicht wäre hier der Ort, von der eigentümlichen, in Westfalen nicht seltenen, seelischen Gabe der Vorschau oder des zweiten Gesichts (dem second sight der Hochschotten) zu reden, welche unsrer Freundin nicht fremd gewesen sein soll. Wir versparen uns, dieses Nachtgebiet bei Gelegenheit ihrer Dichtungen zu berühren.

Wir kommen auf die letzte und gewiß wichtigste Seite ihres Wesens, auf ihre Stellung zu Gott. Der Erfahrene weiß, daß alle jene natürlich-temperamentlichen und selbst natürlich-erworbenen Tugenden noch nicht die wahre, im Feuer des Gerichts bestehende, vor dem Allheiligen gerecht machende Tugend sind, „vor dem nichts gilt, als sein eigen Bild.“ Nur wo der Vater den Sohn seiner Liebe findet in einer

Menschenseele, die ihn angezogen durch den Glauben, da ist er „versöhnt“ und wahrhaft Vater, und nur da ist wahre Gerechtigkeit, Heil und Seligkeit schon hier auf Erden. Solches ist aber weder Gabe der Natur noch eigene, sittliche Errungenschaft allein; es wird auch nicht durch einen von außen überkommenen Glauben der Rechtfertigung bewirkt: es ist das Werk lauterer Gnade zwar, aber ebensosehr die Frucht lautester Hingebung an diese Gnade, d. h. an ihren ewigen Quell und Inhalt, Gott in Christo! Sich hingeben aber, was ist es anders als sich verleugnen von ganzem Herzen und Willen, und ohne solche Verleugnung, Absagung und Aufopferung an Ihn, der als die heilige Liebe selber dazu zieht und Kräfte giebt, ist ja kein Annehmen und Empfangen des Heiles, kein wahrer Glaube, keine Liebe und keine Hoffnung der Seligkeit.

Dieses in den schwersten Kämpfen ihrer Seele zu lernen, blieb auch unsrer Freundin nicht erspart, wie es keinem erspart bleibt, in dieser oder einer andern Welt. Wohl erkannte sie, die Grundehrliche, die Fehler und Schwächen ihrer Natur, wenn sie auch wohl klagte, „daß es am Gefühl der Selbsterkenntnis ihr leider sehr oft mangele“ (Brief v. 1839); sie erkannte ihre allgemeine und besondere Sünde und Sündenschuld und hat sie gewiß zu vielen malen Gott und auch ihrem Seelsorger gebeichtet; war sie doch stets ein treues Glied ihrer Kirche. Auch vor ihrem Freunde machte sie z. B. von ihrer Ungeduld und natürlichen Reizbarkeit und Heftigkeit kein Hehl. „Ich war leider sehr ungeduldig; das schreibt sich so leicht hin und ist doch so bitter ernst,“ schrieb sie einmal an ihn; ein andermal: „Ehrgeiz hab' ich wenig, Trägheit im Übermaß.“ Aber das sind Temperamentsfehler, welche das Wesen, den Kopf der Schlange, die verborgene Eigenheit in uns, noch nicht ausmachen, wenngleich auch sie

der Vergebung und Reinigung bedürfen. Tiefere Selbsterkenntnis leuchtet aus den Worten (vom J. 1835): „Betet alle zuweilen für mich. Da ich noch nicht zu der Vollkommenheit gediehen bin, allen natürlichen Neigungen zu entsagen, so darf ich wohl sagen, daß ich Euch alle recht tief in meinem Herzen trage.“ Keine Ironie wolle man ja in der ersten Hälfte dieses letzten Satzes finden! Die es schrieb, fühlte gewiß tief im Gewissen, daß des Christen Aufgabe nicht nur sei, dieses und jenes sündlich Natürliche abzulegen, sondern daß, wer dem Ewigliebenden ganz angehören und ihm ähnlich werden will, auch den edelsten natürlichen Neigungen um seinetwillen entsagen, sie täglich verleugnen müsse, um was wahrhaft gut und rein an ihnen war, durch solches Stirb zu ewigem Werde wiederzuerhalten. „Und so lang du dies nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunkeln Erde,“ sagt der hierin tiefschauende Dichter.

Dieses Stirb ward der edeln, mannhaften Frauenseele schwer genug, wie wir aus ihren eigenen und eigenartigsten Bekenntnissen wissen: ist es doch im vollen, göttlichen Sinne unsrer Natur ganz unmöglich. Denn nicht nur ein Absagen der eigenen Vernunft und ihrer Meinungen, selbst vermeintlicher Überzeugungen, wird hiezu erfordert, sondern das des eigenen Willens, ja aller Regungen des bloß natürlichen Herzens, damit ein himmlisches Herz daraus geboren werde, das allein die lautere Liebe kennt, weil es die lautere Liebe erfährt, und selber in ihr Bild verwandelt wird. Das ist weit mehr, als den Stolz der Eigengerechtigkeit fahren lassen. Zu diesem mag der Mensch wohl geneigt sein, wenn die Wasser an die Seele gehen und der Feind unser Leben in uns verklagt, aber einen neuen Willen schöpfen, den verleugnenden um Gottes willen, es ist noch etwas anderes! — Anna von Droste wußte es wohl, und sie rang mit

sich in dem Bewußtsein dieser Aufgabe. „Herr, du hast es mir verkündet, und dein Wort steht fest, daß nur der das Leben findet, der das Leben läßt! Ach, in meiner Seele windet es sich dumpf gepreßt — doch du hast es mir verkündet, und dein Wort steht fest!“ sind ihre eigensten Seelenlaute.

Doch brechen wir mit diesem Bekenntnis ab, dem tiefsten, das es für unsre Natur geben kann, und versparen das Nähere über diese wichtigste aller Fragen auf die Besprechung derjenigen ihrer Lieder, welche als der Ausdruck ihrer innersten Seelenbewegungen und Geisteskämpfe von der ernstesten Bedeutung für jeden Gott und die Wahrheit suchenden Leser sind.

Über die Art noch, wie A. v. Droste ihren kirchlichen Glauben als solchen nach außen hin bekannte und bethätigte, giebt der Nekrolog uns diese Auskunft. „Bei all ihrer aus Verstand und Menschenliebe zugleich hervorgehenden Duldsamkeit und unparteilichen Gerechtigkeit gegen Andersdenkende, die sie stets nicht von ihrem eigenen, sondern von deren Standpunkte aus zu beurteilen für Pflicht hielt, hing sie mit Ernst, Einfalt und kindlicher Treue dem Glauben ihrer Väter an und bekannte ihn, ohne ihn zur Schau zu tragen, offen und rückhaltslos als den ihren.“

Den Demütigen giebt Gott Gnade, und den Aufrichtigen läßt Er es gelingen, spricht der heilige Geist im Worte. „Und dein Wort steht fest.“ Mit ihm die Hoffnung und der Glaube der Nachlebenden, daß die Liebe von oben erbarmenden Teil genommen an der Seele der nun längst Verschiedenen, und ihr mit Augen zu schauen und mit geheiligtem Lobemund zu genießen gegeben hat, wonach sie hier im Verborgenen schmerzlich gerungen hat. Dort wird sie in Gnaden aufgenommen sein, um mit ihren eigenen Worten zu reden:

„Wo sich der Engelflügel neigt
Und nicht des Drachen Kralle reicht.“

VI. Die Dichterin.

„Was meinem Kreise mich enttrieb
Der Kammer friedlichem Gelasse?"
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen im Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, so weit der Himmel tagt,
Und meine Macht: von Gottes Gnaden.
A. v. D.

„Ehe der Mensch durch Ungehorsam gegen die Gebote Gottes in den sündigen Zustand verfiel, lebte er in jenem Lande, wo die Poesie und Kunst heimisch sind. Seine angeborne Natur war das Leben im Guten und Schönen. Erst als er durch eigene Schuld aus jenem seligen Orte vertrieben wurde, erkannte er den eigentlichen Werth des verlornen Schatzes. Seit jener Zeit lebt in den Herzen der Menschen eine unbefriedigte Sehnsucht; und wenn du ein schönes Kunstwerk siehst, eine schöne Musik, ein schönes Gedicht vernimmst, so sind alle diese Dinge Klänge aus jener ursprünglichen Heimat, welche in der begeisterten Seele wiedertönen."

So schrieb W. Schadow, der deutsche Maler, und vor und nach ihm haben, von Pythagoras und Plato an, viele ebendasselbe erkannt und wohl auch ausgesprochen. Dieses Doppelte nämlich: daß das Schöne Paradiestraum, und daß

es eben darum von dem Sittlich-Guten unzertrennlich sei. Schön kommt nicht sowohl von schonen, obwohl auch das (nach Rückert) einen guten Sinn ergäbe; es kommt sprachlich von scheinen, und bedeutet die Erscheinung des Vollkommenen, Urbildlichen, Idealen irgend welcher Art, sein Durchscheinen im leiblichen Stoffe, und also auch das Durchschienensein des letzteren von dem urbildlichen ersteren. Schön ist das geistige, zuhöchst das göttliche, in sinnlicher Form, wie unsre Philosophen der einen Schule sagen; die der andern freilich wollen es in die harmonische Form allein setzen und gegen seinen Inhalt gleichgültig sein lassen. In der That kann ein sehr verschiedener, ja entgegengesetzter Inhalt in schöner Form erscheinen: einmal das göttlich Gute und Heilige, welches Schöpfung und Erlösung, Paradies und Himmelreich in uns erinnert, und nur in diesem Falle ist das Schöne selbst Erinnerungs- und Sehnsuchtstraum des Ewigen in der Zeit; — zum andern das Natürliche und nur in diesem Sinn Rein-Menschliche, als wirkliches oder erträumtes, welches indes stets mit unreinem und bösem, als mit selbstischer Begier, und das eben von Natur wegen, vermischt ist; — endlich das Grundböse und Infernale selbst, der Geist des „Tieres aus dem Abgrund“ mit seiner Wollust, seiner Hab- und Rachgier, seiner Hinterlist und seinem Hochmut, seinem Zorn und seiner Mordsucht. Alle diese Geister können sich mit schöner, idealer Form für unsern Sinn umkleiden, können dadurch auch Begeisterung in dem empfänglichen Gemüt entzünden. Aber freilich, so verschieden der Inhalt und Untergrund dieser Schönheit, so verschieden wird die dadurch erweckte Begeisterung sein: heilige, natürliche, höllische. Wie also im Leben, so gilt auch insonderheit für die Kunst und Dichtung, ja in bezug auf allen Schönheitsgenuß, das deutsche Sprüchwort: Trau, schau wem? —

Auch das Schlangenwesen, das als Drache sich zuletzt entpuppt, vermag sich schön und lieblich darzustellen, Satan selbst, wie die Schrift sagt, sich in einen Engel des Lichts zu verkleiden. Nicht minder das bloß natürliche oder weltgeistische Wesen, in welchem überall ein Schlangengift verborgen ist, so wenig es auch geahnt wird — in der Liebe der Geschlechter wie in den gepriesensten Großthaten der Helden. Das aber ist das Kennzeichen der wahren, mit dem Guten einigen und dieses selbst versinnbildenden dichterischen Schönheit, daß sie nicht Begierden weckt wie jene andern, sondern demütigt und in den Staub zieht, um aus dem Staube zu erheben und zu allem wahrhaft guten Werke freudig und geschickt zu machen. Das kann im vollen Sinne nur die gottähnliche, keusche, erhabene, reine Schönheit thun. Sie ist darum auch die im höchsten Sinne wahre, der Ausdruck der Wahrheit und Güte selbst, oder der heiligen Liebe. Aber nur der zu ihr gerichtete Sinn und Geist vermag sie ganz zu vernehmen, zu erkennen, zu empfinden und zu preisen. Den andern erscheint schön und damit wohl auch gut und wahr, was es doch nur in einem sehr beschränkten, wo nicht ganz verkehrten Verstande ist. Das bezeugen nicht nur so viele unsrer Kunstschöpfungen der verschiedensten Gebiete, es bezeugt es auch vornehmlich unsre künstlerische und Dichterkritik zum allergrößten Teil — dem Geist der Zeit und der leichtbethörten Menschennatur gemäß.

Hüten wir uns davor, so viel wir können! Suchen wir die Spuren der wahren, das Gute verklärenden Schönheit, wo wir sie finden, auf heiligem wie auf natürlichem Gebiet; suchen wir sie bei unsrer deutschesten Dichterin!

Zuvor aber möge uns noch ein weiteres Ausholen um der Klarstellung der Sache und dieses Denkmals willen verstattet sein. Welches sind die Stücke, die ein Menschen-

werk zu einem schönen Kunstwerk stempeln? Sieben mag man zählen. Drei niedere, Vorbedingungen in gewissem Sinne; drei eigentlich begründende und bestimmende, und endlich eines, das als in Einem Leibe, Einem Geiste alle übrigen harmonisch einet und zur gleichsam sabbatlichen Ruhe bringt: zu welcher letzteren, setzen wir hinzu, es nur das rein und heilig schöne Kunstwerk völlig bringen kann. Jene drei vorbedingenden Bestandteile sind, von dem an sich toten, äußeren Material oder Element, als Stein, Farbe, Ton und Sprache oder Gebärde abgesehen, folgende. Der Stoff, Vorwurf oder Gegenstand, d. h. irgend eine Sache oder Thatsache, Empfindung, Gedanke oder Handlung aus Natur, Geschichte, Sage, Traum und Ahnung oder wirklichem, gegenwärtigem Leben; zum andern die innere Form, Anordnung, Gliederung jenes Stoffes nach Maßgabe seiner besonderen und eigentümlichen Art; zum dritten dessen äußere, technische Form, wozu in der Dichtung Rhythmus, Metrum, Reim, z. T. auch die tropische und figürliche Behandlung der Sprache gehören. Das erste dieser drei, der Stoff, ist immer etwas Gegebenes, sei es Gefundenes oder auch Erfundenes, und selbst im letzteren Falle eingegeben von dem Geiste oder Genius des damit Begabten; das zweite, die innere Form, ist Sache des Verstandes und der wenn auch nur instinktiven Klarheit des Gedankens; das dritte, die äußere Form, Sache des Talents und seiner Übung, daher bis zu gewissem Grade erlernbar.

Das eigentliche Empfangen und Darstellen des Schönen aber, welches voll und ganz erst in der zweiten Dreizahl von Eigenschaften des Kunstwerks zur Erscheinung kommt, ist rein innere Gabe und Geschenk des Allgebers, und dies Genie giebt keinen Anspruch auf Verdienst. Die Gabe und Kunst ist es, das Ideal mit eins ahnend zu schauen,

empfindend zu empfangen, und es auszugestalten im Stoffe, ebendamit den Stoff mittelst der Form in das Ideal zu erheben und also, selbst begeistert, Begeisterung in andern zu erwecken. Beleibung also, Beseelung und Begeistung, zur Begeisterung: das scheinen die drei Stücke zu sein, welche zur vollen Schönheitsdarstellung gehören. Dem ersten eignet Anschaulichkeit und Bestimmtheit; dem andern Gefühl und Stimmung; das dritte giebt den Gedanken, die Idee, Lehre oder höhere Wahrheit des Werkes. Alles das faßt sich zusammen in der siebenten Zahl und Eigenschaft: der lebendigen Verkörperung und harmonischen Vollendung des im Anfang nur erst im Geiste vorhandenen Urbildes oder innerlich geschauten Ideals.

Und zwar entsprechen die einzelnen schönen Künste ganz diesen sieben Stufen oder Eigenschaften, welche sich, nur in verschiedener Weise, in jeder einzelnen Kunst wiederfinden: die drei bildenden, Baukunst, Bildnerei und Malerei dem Stoffe, der inneren und äußeren Form; die drei tönenden, Instrumentalmusik, Gesang und Poesie als redende Kunst dem Bildlichen, Gefühlsmäßigen und Gedanklichen, während die letztere, nach ihrer innern Seite, zugleich als die Vollendung und der Inbegriff aller übrigen dasteht, und in ihrer Verkörperung durch darstellende Kunst all jenes Sechsfache in geistleiblicher Weise vereinigt. Wobei noch die einzelnen Gattungen derselben, die epische, lyrische und didaktische, genau den drei Stücken der zweiten Reihe, dem Bildlichen, Gefühls- und Gedankenmäßigen entsprechen; während die dramatische Dichtung und Kunst nicht etwa, wie meistens angenommen wird, als bloß gleichwertig der epischen und lyrischen Gattung, unter Ausschluß der didaktischen, beizuzählen ist, sondern die in lebendige Gegenwart und Wirklichkeit übersetzte Einheit eben jener Dreizahl von Gattungen darstellt, und

somit allerdings als der Gipfel und die Vollendung der Kunst, im ausgeprägten Gegenbilde menschlicher Natur und Thätigkeit, bezeichnet werden muß. Nur daß dieser Gipfel der Kunst zugleich das uns gebotene Ende derselben, nämlich ihre Rückkehr aus dem Reich der Phantasie in das der Wahrheit und der edleren Natur uns werde; mit a. W., daß die Kunst des Scheines hier ab- und ausgethan werde, und jenes Wahre und Gute, zu dessen Darstellung sie berufen war, nur noch als ausgeborne Wirklichkeit ins Leben trete.

So viel des Grundlegenden an dieser Stelle von der Dichtkunst insgemein. Wenn Schiller vom Dichter sagt: Lebendiges Gefühl der Zustände und die Fähigkeit es auszusprechen, mache selbigen; oder Claudius: Dichter seien helle reine Kieselsteine, aus denen Erde und Himmel Funken schlagen; so besagen beide Aussprüche, richtig verstanden, die nämliche Wahrheit: Empfänglichkeit für irdische und himmlische Zustände und Thatsachen. Nur muß man unter lebendigem Gefühl dieses Dreifache verstehen: das gegenständliche Gefühl für das Gegebene als dessen Vorstellung, das zuständliche Gefühl als Lust- und Schmerz-Empfindung aller Arten und Grade, gleichsam das Echo jenes ersteren in Seele und Gemüt; endlich das innen- oder überständliche Gefühl als Ahnung des geistigen Gehaltes oder der Idee, welche bekanntlich mit dem Ideal als deren Erscheinung im Ur- oder Abbilde nicht zu verwechseln ist. Also: Anschauung, Empfindung, Ahnung, oder mit bezeichnenden Fremdwörtern: Imagination, Intuition, Divination vereinigt bilden das innere Wesen des Dichters. Und so kann man, diese drei Seiten des „lebendigen Gefühls“ mit dem Darstellungsvermögen zusammenfassend, sagen: die Phantasie — im höchsten und zugleich bestimmtesten Sinne des Worts — mache den Dichter; denn diese, nicht als Einbildungskraft schlechthin, sondern

als idealempfangende und idealgestaltende Einbildungskraft, ermöglicht und vollbringt allein die Offenbarung jener dreifachen Gefühlsbewegung, was Claudius mit dem Bilde des Funkenschlagens und des Funkens selbst bezeichnet, worin also das Ästhetische oder Empfindende mit dem eigentlich Poetischen oder Schaffenden zusammentrifft, um das Bild der Schönheit zu erzeugen. Die Phantasie ist aber im Grunde auch die rechte Stoff- wie Form-Finderin und Erfinderin. Alle Seelenkräfte zieht sie in ihren Dienst, um sie in das Unmittelbare, Geistigfreie und doch zugleich so höchst Naturgemäße zu erheben, während da, wo jene Kräfte, sei es der Verstand als denkendes und unterscheidendes Vermögen, oder das erregte Gefühl, oder die Einbildungskraft gesondert walten, sich ein Lichtgebilde harmonischer Schönheit nimmer gestalten kann: nur in und aus dem Mutterschoß der Phantasie, als der Einheit aller dichterischen Sinne, Gaben und Kräfte, wird es gezeugt und geboren.

Darum aber noch nicht notwendig das heilige und göttliche, nicht das in Wahrheit rein-menschliche Ideal. Das hängt ab von der Richtung, die der Wille und Charakter, die innerste Gesinnung des Dichters und Künstlers nahm. Und dies ist der Punkt, wo sich der Mensch vom Dichter unterscheidet, obschon nicht völlig scheidet; daher auch in der Beurteilung beide strenge unterschieden werden müssen. Alle Kräfte der Seele und des Geistes können nämlich im dichterischen Traum für einen natürlich guten, selbst für einen heiligen Gegenstand hingenommen sein und ihn zur Darstellung, auch zu keiner ganz unangemessenen bringen; und doch kann der Mensch seinem Grundwillen nach, das wirkliche Ich in und neben dem dichterischen, weit entfernt sein von der Hingebung an jenen empfundenen, vorgestellten, ja das Gefühl vielleicht begeisternden Gegenstand. Umgekehrt

freilich kann der Dichter einem sehr niedrigen und gemeinen Geiste und Stoffe hingegeben sein, während der Mensch in ihm sein wirkliches Leben in natürlicher Sittlichkeit und Rechtschaffenheit hinbringt; mit a. W., der Mensch kann besser und auch schlechter sein als der Dichter, oder was dasselbe, der Dichter sittlich besser und schlechter als sein Werk: wenngleich dem Auge des erfahrenen Kenners ein tieferer Zusammenhang zwischen beiden nicht entgehen wird. Namen und Beispiele sind nicht not; nur Wieland sei in ersterer Beziehung genannt, ein natürlich-guter Mensch und ein unmoralischer Dichter; auf der andern Seite, wie viele Dichter guter geistlicher Lieder waren nicht eben die geistlichsten Christen! Grade hier könnte man wieder Wieland nennen, den Jüngling nämlich, welcher für das Heilige in Poesieen schwärmte. Der Wille ist es, der den Ausschlag giebt, ob das dichterische Ideal des Herzens und der Phantasie im Leben zu Wahrheit und Wirklichkeit kommen, oder in seiner imaginativen Sphäre verbleiben, d. h. sich wieder verflüchtigen soll. Immer zwar bleibt etwas hängen, sei's zum Heile, sei es zum Gericht. Doch dieses gilt, unserer gefallenen Natur gemäß, weit mehr und häufiger von dem unguten als von dem guten Gegenstande und Geiste, dem der Dichter und Künstler wie der Hörer oder Beschauer in sich Einlaß gewährte. Man wird und ist, was man isset, in diesem geistigen Verstande. Denn „Gedanken sind Geister", und diese suchen ihren Leib als Wohnort und Organ des Wirkens in dieser getrübten und dem wahren Ideal so weit entfallenen Welt. Und so geschah es oft, daß dasjenige, womit man in der Phantasie spielen zu können glaubte ohne Schaden, so sich festzusetzen, zu beleiben und zu bleiben wußte, daß es nunmehr mit seinem Spieler spielte und dieser zuletzt der erhabenen Freiheit seines edleren Willens, des

größten Gottesgeschenkes, bis auf eine schwache Spur verlustig ging. Andrerseits muß selbst die Versenkung in die höchsten und reinsten, ja heiligsten Wahrheiten und Ideale, wenn die Seele sie nicht in den Willen aus dem Gefühl umsetzt und, statt auf Thabor Hütten zu bauen, in die sehr dunkle, sehr prosaische und entsagungsvolle Arbeit des pflichtmäßigen Erdenlebens sich zurückbegeben mag, entnervend und in vieler Hinsicht schwächend auf den Willen und Charakter wirken, anstatt ihn zu erheben und zu stärken in dem angeregten Guten. Denn keine Gabe ohne Aufgabe, und kein bleibender Segen ohne williges Entsagen, ohne Opfer im tiefsten Grunde.

Diese für alle Kunst- und Dichtungs-Kritik grundlegenden Bemerkungen glaubten wir thun zu müssen, um den rechten Standort für die Beurteilung Annettens von Droste, der Dichterin, und ihrer Werke zu gewinnen. Versuchen wir nunmehr die Anwendung.

Daß die Genannte keine gewöhnliche Dichternatur war, wird von niemand mehr bestritten. Vilmar sagt sogar, sie sei die einzige wirkliche, die Deutschland hervorbrachte. C. Barthel (die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, 9. Aufl.) bemerkt: „Während die Dichtungen vieler andern Frauen uns höchstens durch ihre Gemütsinnigkeit und die Anmut der Form anziehen, übrigens aber doch meistens nur (mehr oder minder) geistreiche Kombinationen schon gebrauchter Wendungen und Anschauungen bieten, zeigt sich bei A. v. Droste keine Spur von Nachahmung irgend eines Dichters, und ihre sämtlichen Produktionen sind von so eigentümlichem Gepräge, so reich an neuen Gedanken und Bildern, so fern von der gewöhnlichen Denk- und Ausdrucksweise, und so tiefsinnig, wie wir das bei keiner andern Dichterin wiederfinden. Nie den Leidenschaften der Zeit

huldigend, nie berührt von moderner Zerrissenheit hat sie unbekümmert um den Beifall der Menge entschieden den Weg verfolgt, den ihre streng weibliche Natur und ihre innere Selbständigkeit ihr anwies. Als Grundcharakter ihrer Poesie tritt wohl am meisten das konservative und kontemplative Element hervor. Aber wie das letztere frei ist von aller krankhaften Gereiztheit, so ist das erstere auch durchaus fern von aller aristokratisch-politischen Färbung und macht sich lediglich in den Sphären des Gemüts und der Sitte geltend, wie es denn auch nur in der Pietät für das Alte und Bestehende, gegenüber der pietätslosen Neuerungs- und Zerstörungssucht unsrer Zeit, und in der elegischen Wehmut über den raschen Wechsel menschlicher Dinge ihre Quellpunkte hat. Auch in der künstlerischen Darstellung zeigt sie überall ein außergewöhnliches Talent, eine ursprüngliche Fülle und Kraft der Gedanken wie des Ausdrucks, Kühnheit und Lebendigkeit der Schilderung, eminente Beobachtungsgabe, und bei allem Markigen ihres Wesens doch auch zarte, frauenhafte Milde... Man kann ihr mit Recht oft eine sibyllinenartige Unklarheit der Gedanken vorwerfen, die von nicht völliger Überwältigung des Stoffes zeugt, doch dafür entschädigen andere unnachahmliche Schönheiten. Mit weiblicher Sinnigkeit ist sie der Natur zugewandt, vor allem der Natur ihrer westfälischen Heimat. Auch die Geschichte zog ihren Blick auf sich, und eigentlich hat sie mit epischen Darstellungen begonnen . . Könnte man (nach letzteren) auf die Meinung kommen, sie habe einen zu männlichen Charakter, so wird man sich doch bald anders überzeugen, wenn man ihre episch-lyrischen Dichtungen liest, in denen sie die tiefsten Erlebnisse der menschlichen, zumeist der reinen weiblichen Seele darstellt. Hier, wo sie ganz von dem weiblichen Talent unterstützt wurde, das Leben in seinen geheimsten

Regungen und die Wirklichkeit in ihren einzelnsten Beziehungen zu beobachten, ist sie Meisterin . . . Eine solche Ruhe der Darstellung, eine solche wahrhaft Shakspearische Intuition, mit der sie sich in jeden Gemütszustand zu versetzen weiß, eine solche Klarheit und Schlichtheit des Ausdrucks, die nie Effekt sucht und doch den tiefsten Effekt hervorbringt, findet in der weiblichen Litteratur vielleicht nur unter den Engländerinnen seines Gleichen." *) Von ihren geistlichen Dichtungen erst später.

Kürzer faßt W. Lindemann (Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl.) das Wesen der Dichterin zusammen. „Auch diese Tochter Westfalens hat etwas Eigentümliches, wir möchten sagen Sprödes und Herbes, dabei aber so viel Originelles, Kräftiges und Frisches in Stoff und Darstellung, daß wir sie zu keiner Gruppe stellen können, wie sie denn auch im Leben einsam durch die Haiden, Gründe und Schloßverließe (?) ihrer Heimat ging. Eine Tiefe der Empfindung, die doch nichts Überreiztes kennt; ein Adel der Gesinnung, der wohlthuend erwärmt; eine Kraft der Darstellung, mit der wenige unsrer Dichter sich messen können; eine Ursprünglichkeit des ganzen Dichterwesens, die nirgends Nachahmung aufweist; daneben die echt weiblichen Züge zarter Milde, der Freude am Kleinen und Mißachteten, der feinsten Beobachtungsgabe im Verein mit jungfräulicher Zurückhaltung — so ist das Bild von Westfalens Dichterin gezeichnet."

Wir haben nichts zu thun, als dies Gesagte näher auszuführen und tiefer zu begründen.

Alle grundlegenden Geniusgaben waren ihr zu teil ge-

*) Wir erinnern hier ganz besonders an Miß Mac Mulock, von deren „Gedichten" eine schöne Auswahl C. Schlüter und A. Jüngst aufs trefflichste übersetzt haben. (Münster, Russell. 1873).

worden: das Vermögen reicher Stofferfindung, ein instinktiver Verstand zur Anordnung und Gliederung des Gefundenen, außerordentliche Herrschaft der Sprache in Rhythmus und Reim, in Figuren und Wendungen; ferner die bilder- und gestaltenreichste Einbildungskraft, die lebendigste Empfindung, die gedankenreichste Ahnung. Überdies stimmte der Mensch und der Dichter bei ihr — wie freilich bei Frauen überhaupt mehr als bei Männern — so überein; was sie dichtete, war so sehr der Ausdruck dessen, was sie dachte, wollte und lebte, mit a. W. so wahr und, weil das Leben rein und von sittlicher Güte durchdrungen, so rein und gut, wie wir beides leider selten wieder antreffen. Was unsrer Dichterin dennoch mangelte, um des höchsten Kranzes würdig zu werden — wir werden es sehen, und werden es nicht sowohl einem Mangel ihrer Dichtergabe, noch weniger ihrer Arbeit in Verwertung derselben, als vielmehr ihrer eigenartigen Natur, ihrem Geschlecht, vielleicht auch ihrem Volksstamm zuzuschreiben haben.

Wenn ein Neuerer sagt: „Einsamkeit ist des Dichters Braut; Mutter Natur ihn groß anschaut; Geschichte, die Ahnfrau, hebt ihn hinauf über des Lebens gemeinen Lauf; die drei, das sind die echten Musen, da rauscht das Lied aus vollem Busen“ —: so finden wir das hörende und wiedergebende Organ für jede dieser drei „Zuflüsterinnen“ oder Eingeberinnen bei A. v. Droste im hervorragenden Sinne ausgeprägt. Aber nicht bloß für diese. Die Muse der Musen ist die himmlische Weisheit, ist Gott und die Religion, und auch diese waren ihr im tiefsten nahe und vernehmbar.

Ihre Originalität zunächst ist am frühesten anerkannt worden. „Viele unsre deutschen Dichterinnen, sagt eine ältere Rezension, haben die süßen Weisen zur Lyra zu singen ver-

standen, aber keine von ihnen konnte einen neuen Ton aus den Saiten locken. Wie das Echo der griechischen Göttersage wiederholten sie der Liebe Leid und Lust in ihren Liedern, oder sie kopierten, mehrere mit Glück und Geschick, die alten Muster. Die einzige deutsche Dichterin, der es gelungen, wirklich neues zu schaffen, in ureigenster Kraft Form und Stoff nach ihrer Weise zu gestalten und unbetretene Pfade neben den ausgefahrenen Geleisen des Helikon zu entdecken, ist das westfälische Freifräulein."

Worin diese Ursprünglichkeit ihrer Dichtungen besteht, wird sich später des näheren zeigen. Sie beruht aber vor allem auf der Einsamkeit ihrer Pfade, ihres ganzen unabhängigen, innerlichen, von der Alltäglichkeit abgewendeten, auch insofern adeligen Dichterganges. Ohne Zweifel empfing auch diese Dichterin, wie jeder andere, Eindrücke nicht nur, sondern auch Einflüsse von ihrer Umgebung, auch von dem zu ihrer Zeit in der Litteratur herrschenden Geiste. Aber sie waren vorübergehender Art, diese Einflüsse eines beinahe heidnisch-klassischen wie die eines falschromantischen Geistes, der in ihrer Jugend die deutschen Gemüter verwirrte oder ankränkelte; „von Matthissonscher Mondscheinlyrik bis zu Bettinens Schwebereligion glitt alles Phrasenhafte, Unstäte und Unwahre von ihr ab, und in einer Art Widerspruchsgeist gegen die hergebrachte poetische Schönrednerei folgte sie dem unbedingten Sinne für das Wahre."

„Einsamkeit ist des Dichters Braut," aber darum keine bare und nackte Einsamkeit, die nur in Abgeschiedenheit bestände und ohne alle Gemeinsamkeit wäre. Die Gemeinsamkeit brachte die Muse der Einsamkeit selber, von den Geistern des All-Lebens begleitet. „Den Wald laß rauschen, im Gewimmel entfunkeln laß der Sterne Reih'n; du hast die Erde, hast den Himmel und deine Geister obendrein."

sang die Dichterin einmal: damit hat sie zugleich die Stoffe und Gestalten angedeutet, welche ihre Einsamkeit belebten.

Mag der Verkehr mit der großen Welt der Ausbildung klassischer Formen förderlich sein, ein wahrhaft romantischer Gehalt und Geist findet nur in Einsamkeit die rechte Nahrung. In diesem Verstande war A. v. Droste vom Geiste echter Romantik durchdrungen. Vom Geiste, sagen wir, nicht von den Geistern, die unter diesem Namen gingen und gehen. Nicht von jener bloß litterarischen Romantik der Tieck und Schlegel, sowenig wie von der sentimentalen Romantik eines Hölty oder E. Schulze, oder der bilderprächtigen, aber wenig gemütvollen ihres Landsmannes Freiligrath, oder gar der zerrissenen eines Hölderlin, Heinrich von Kleist und — wiederum ihres Landsmannes — Grabbe: A. v. Droste's Romantik war grundverschieden von aller dieser, und eher der eines Uhland und Mörike in Deutschland, eines Wordsworth und Shelley in England verwandt. Sie selbst sagt in einem Briefe über ihr Verhältnis zu einer Freundin (Amalie Hassenpflug): „Leider bin ich mit ihr in allem, was Kunst und Poesie betrifft, nicht einer Meinung, da sie einer gewissen romantischen Schule auf sehr geistvolle, aber etwas einseitige Weise zugethan ist. Sie wird mich aber nie in ihre Manier hineinziehen, die ich nicht nur wenig liebe, sondern für die ich auch gänzlich ohne Talent bin. Sie wissen selbst, daß ich nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten kann."

Und dennoch war Annettens, wie jedes wahren Dichters Seele und Gemüt, von Romantik erfüllt; dennoch wir sie, sagen wir, eine romantische Dichterin und keine eigentlich klassische; dennoch hatte sie mit jenen Genannten mehr gemein, als sie wohl ahnte. Nur blieb bei ihr im Grunde

verschlossen, was dort mehr und minder haltlos sich ausbreitete und damit den wahren Grund zu oft verlor. Erklären wir uns näher den Begriff des Wortes, und dessen so verschiedenen Gebrauch in Litteratur und Leben.

Romantisch hieß zuerst alles von romanischen Völkern nach Deutschland Gekommene, besonders abenteuerliche und wunderreiche Poesieen der Art, woher noch unser Wort Roman. Da aber der deutschen Natur das fernschauende Auge, das fernsehnende Herz so sonderbar eignet, so wurde jenes Wort zum Inbegriff alles dessen, was (objektiv) durch ein Nahes ein Fernes verhüllt und doch ahndevoll durchschimmern läßt — und was (subjektiv) die Sehnsucht nach jener Ferne weckt und nährt. Denn die Ferne verklärt, indem sie verschleiert, und entrückt uns in jene verborgene, nur dem inneren Sinn geheimnisvoll offenbare Wunderregion, wo die Stürme schweigen und Friede und volles Genüge wo nicht gefunden, doch erträumt wird. So ist das Romantische, auf Gegenstände, Geschichten und selbst auf Naturscenen angewendet, das Fremd-Vertraute, Heimlich-Nahe und doch Unendlich-Ferne zugleich — das verschleierte Ideal, und seine Wirkung die Sehnsucht. Auf die Form aber, zumal die der Sprache und Dichtung angewendet, ist es das verhalten Tiefe, ahndevoll Andeutende, Dunkelklare, das keusch Verhüllte und Verhüllende, mit a. W. jenes „Beste, was nicht durch Worte — oder Bilder — deutlich wird," nach Goethes Ausspruch. In jener wie in dieser Hinsicht ist das Romantische der Gegensatz des Klassischen im engern Sinne (nicht im Sinne des Vollendeten überhaupt), welchem Gegensatze somit allgemeinste Bedeutung zum Grunde liegt. Klassisch heißt hiernach das, was seinem Inhalt nach über diese Welt- und Tagessphäre nicht hinausgeht, das sog. Reinmenschliche mit Ausschluß alles Mystischen; der Form

nach aber ist es das Klare und Bestimmte, welches den ganzen Inhalt zur anschaulichsten Darstellung bringt, Form und Inhalt sich decken und ohne Rest — soweit dieses möglich — aufgehen läßt. So war es in den Meisterwerken der alten Griechen und Römer, so ist es bis zu gewissem Grade bei denen unsrer neueren, sog. klassischen Dichter. Aber freilich oft nur allzusehr auf Kosten des Gehalts und der Tiefe desselben, so daß man in diesem Betracht sagen kann: das Klassische habe Klarheit ohne Tiefe, das Romantische umgekehrt — verhältnismäßig verstanden. Denn es giebt außerdem und es gilt eine gewisse Vereinigung dieser beiden scheinbaren Gegensätze, welche zusammen erst das Höchste in Poesie und Kunst ermöglichen. Nur dem Geiste des Christentums war diese Einheit vorbehalten: in Dante, zum Teil in Shakespeare und in einigen Werken unsrer größten deutschen Dichter kommt sie uns entgegen — als reinste Gabe, nicht als ein Gemächt bewußter Absicht und eigenen Verdienstes, wofür man die Persönlichkeit zu preisen hätte.

Dem germanischen Wesen aber liegt von Natur das echt Romantische näher als das Klassische, welches letztere gerade mehr bei den Romanen zu suchen ist. Wohl erhebt sich deutscher Dichtergeist zu klassischen Formen; der Inhalt seines Gedichtes, die Seele desselben so zu sagen wird bei diesem Volk der Sehnsucht und der Träume immer ein romantischer bleiben, so lange und so weit es sich nicht selbst von sich und seiner Art verlor — was freilich nur zu oft und viel geschah, und nie so sehr als jetzt! — Doch welches Romantische ist dieses rein deutsche? Es giebt auch eine romanische oder welsche und eine Allerweltsromantik neben der germanischen, und diese ward ebenso oft über jener vergessen. Sagen wir es kurz: nicht die aus-, sondern die eingekehrte ist die deutsche; nicht die der ausschweifenden Phantasie und der wild begehr-

lichen Leidenschaft, nicht die der Abenteuerlichkeit und der zügellosen Sinnlichkeit — auch dieses hat man ja romantisch gescholten! — sondern die des eingekehrten, „vor der Welt ohne Haß sich verschließenden“ Gemütes, die Romantik der Seele und nicht die der Sinne, welche letztere doch im Grunde nur eine tollgewordene Klassik und eine nur raffiniertere Art antiken Heidentums ist.

Nicht von dieser letzteren, blutroten Art, sondern von der ersteren, der blauen Farbe des Himmels verwandt, war diejenige unsrer deutschen Dichterin; und wenn ihre Phantasie auch von einem angebornen Zuge zu dem Nächtlichen und Grauenhaften oftmals eingenommen war, der Geist, durch Erziehung und eigene That gekräftigt, blieb doch immer wieder schwebend ob diesen Gewässern der Tiefe, und suchte das himmlisch wie irdisch Lichte und Reine. Sie konnte in die „mondbeglänzte Zaubernacht“ wohl und gern eingehen, aber nicht darin aufgehen, und nicht durfte jene ihren Sinn gefangen halten, der dem Tage gehörte und seinen Aufgaben, auch in ihrem dichterischen Sinnen und Schaffen. Das so reizbare Nervenleben, die „Funken im Blute“ (vgl. das Gedicht „durchwachte Nacht“) wollte wohl zum öfteren den Dämon, den unterirdischen, in der Brust aufwecken, aber die Sonne des Tages im Gemüt hielt ihn in Schranken und verscheuchte ihn immer wieder. Ihre Romantik war eine begierdenlose, eine im Innersten gefaßte und verhüllte, eine keusche und schämige, kraft- und haltvolle, und immer wendete sie sich dem Wahren und Guten zu. Eben darum verachtete sie jene welsche, zuchtlose Romantik der Sinne, Gefühle und Leidenschaften, welche um so kraft- und haltloser an sich ist, je bombastisch-überschwenglicher oder sentimental-thränenreicher sie sich giebt. Dieser gegenüber hielt unsre Dichterin fest an der „Natur und dem Naturgetreuen“. Aber sie beschränkte

sich nicht auf die hausbackene, flache Natur, auf ideenlos realistische Abschilderung der Wirklichkeit, suchte vielmehr, in Seele und Geist derselben eindringend, das Reale mit dem Hauch jenes Idealen, das dem Ewigen verwandt ist, zu durchdringen und also „die Natur durch Poesie zu veredeln", zu verklären, zu vergeistigen; wenngleich der Nachdruck immer dem Natürlichen verblieb.

Es hing das zusammen mit ihrem Streben nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit überhaupt, diesem Grundzuge ihrer Natur; andrerseits mit dem damit so nahe verwandten Zuge zum Schlichten, Einfachen und Anspruchslosen. Und eben in diesem zwiefachen Sinne dürfen wir sie dem höchstbegabten Dichter unsers Volkes, Goethe, an die Seite stellen. In diesem, nicht in anderm Sinne, nicht im sittlichen und im heiligen, denn hierin überragt sie jenen weit. Beide aber nehmen insofern eine gegensätzliche Stellung zu Schiller und dessen Geistesverwandten ein, als diese letzteren, von Idealen des Innern den Ausgang nehmend, das Reale danach zu gestalten suchen, während A. v. Droste, Goethe und Verwandte vom nächstliegenden, gewöhnlichsten Stoff und eigenen oder fremden Erlebnis ausgehend dieses mit dem Idealen zu durchdringen, in das Ideale zu erheben wissen. Im höchsten Genius freilich, wie bei Dante, fließt beides in eins.

So viel, was das imaginative, intuitive und divinatorische Element, das vierte bis sechste unsrer obigen Reihe betrifft, dessen rechte Gehülfin die Einsamkeit ist. Sie war es im ausnehmenden Sinne und Grade bei Annette von Droste, und diese auch insofern eine im edleren Verstande romantische Dichterin, so wenig sie es heißen wollte.

Der edleren Romantik rechter Bruder ist der edlere Humor, welcher ebenso in der Gesellschaft groß gezogen wird, wie jene in der Einsamkeit. Er bedeutet uns diejenige

Fassung und Stimmung des Gemüts, wo dieses in das Kleinste und Alltäglichste dieser Wirklichkeit mitfühlend eingeht, aber nur, um die Spuren des Höchsten darin gegensätzlich abgespiegelt zu finden; wo es ebenso in das Hohe und Große dieser Welt mit Anerkennung eingeht, aber nur, um zugleich die damit so nahe verknüpfte irdische Schwachheit und Kleinheit in gleichem Kontrast zu enthüllen, ohne die persönlichen Träger jenes Kleinen wie dieses Großen mit selbstischem Affekt weder zu erheben noch zu verachten. Denn das humoristische Gemüt hat seinen Standort in und über beiden Gegensätzen zugleich; es ist in einem Dritten heimisch, welches eben die Fähigkeit verleiht, beide mit einander — lächelnd — auszugleichen, indem es beide kontrastiert und in beiden das Edlere vom Nichtigen scheidet, um jenes von diesem in den Personen, die es trifft, zu befreien. Freilich alles das zunächst nur in der Sphäre der Vorstellung und des Gefühls, wenn auch mitunter eines gedankenvollen und ahnungsreichen, aber noch nicht notwendig in der des sittlich-religiösen Geistes, welcher nicht bloß ästhetische und natürliche Gegensätze, sondern grundtiefe, sittliche Widersprüche, mit a. W. die Sünde Adams und des ganzen Geschlechts mit ihrem furchtbaren Lebens- und Todesernst in den Erscheinungen der menschlichen wie der niederen Natur erkennt. Doch schließt diese Fassung einen gewissen Humor auf andrer Seite nicht aus, sofern die Sünde selbst ja nicht bloß Unrecht, sondern immer zugleich Thorheit und erscheinende Verkehrtheit, nicht bloß ungut und hassenswert, sondern auch häßlich und lächerlich ist. Und so kann auch der Humor, in und mit der Naturgabe, die Frucht eines begierdenfreien Gemütes, eines zu innerem Frieden gelangten Herzens sein. Ohne eine solche Grundstimmung wenigstens ist der edlere Humor unmöglich.

Diese Stimmung ist nun der romantischen nicht wenig verwandt. Wenn letztere nämlich mit dem Anerkenntnis endet, daß des Herzens Ahnung und Sehnsucht in keiner irdischen Nähe und Ferne gestillt werden kann, daß alles eitel hier auf Erden ist, so sind drei Wege, die das Gemüt einschlagen kann. Entweder es versinkt in Schwermut und melancholischen Weltschmerz, der bis zu pessimistischem Verzweifeln am Dasein, bis zur Zerrissenheit sich steigern kann; oder es „vergißt was nicht zu ändern ist“, greift nach dem, was eben für den Augenblick erreichbar und genießbar ist, und wird so zum Egoisten aus Grundsatz; oder endlich, es sucht durch eine grundtiefe Entsagung der äußeren, befleckten und vergänglichen Dinge und seiner selbst, seinen Stand in einem unbeweglichen und unverwelklichen, aber alles bewegenden und alles mit heiliger Liebe beseligenden Wesen zu erlangen: was freilich nur durch eine neue Geburt aus dem göttlichen Geiste geschehen kann. Von diesem Standort aus erscheint dann wirklich alles hochberühmte Menschliche klein, das verachtete Kleine aber groß, wofern es nur von dem Reinen eine Spur noch in sich trägt. Beides erscheint dann wohl lächerlich in einem Betracht, aber doch nicht bloß lächerlich, sondern wert, durch Abstreifung des selbstischen und immer unfruchtbaren Bemühens, was es eben lächerlich machte, in den heiteren Ernst höherer Freiheit und Liebe erhoben zu werden. Solches thut der echte Humor, von dem J. Paul sagte, er habe die lächelnde Thräne im Wappen. Denn ohne das tiefe Mitgefühl mit dem menschlichen Weh ist sein Lächeln allerdings das echte nicht.

Seine Ironie ist von derselben Art: voll inneren Wohlwollens gegen andere und zugleich voll Richtbeachtung der eigenen, meist doch nur vermeintlichen Vorzüge, wie der erfahrenen Unbilden und Widrigkeiten dieses Lebens. Insofern

ist der Humor das Gegenteil einerseits der Satire, welche im besten Fall aus sittlichen Regungen, zumeist aber aus feiner und gröberer Selbstgerechtigkeit entspringt; andrerseits der bloßen Komik, welche innerhalb des selbstgewissen Verstandes ihre Sphäre hat und den Witz und die Ironie als Selbstzweck behandelt. Beiden, dem Satiriker wie dem Komiker als solchen, fehlt das erhabene Centrum, das mitfühlende und liebende Herz, dessen Lächeln die Thräne verbirgt. M. a. W. die Satire wurzelt in der Gesinnung des sittlichen, oder je nachdem auch unsittlichen Willens, die Komik im Verstande und seinen witzigen Einfällen, der Humor aber im Herzen und Gemüt, von wo aus er jene beiden Weisen wohl als Mittel seiner Äußerung benutzen mag, ohne sie je zum Selbstzweck zu machen, oder gar das eigene Ich mittelst ihrer zu erheben.

Von diesem Humor hatte A. v. Droste ihren schönen natürlichen, wie ihren durch eigene Geistes- und Herzensarbeit veredelten Teil erhalten. Ihr stand das Mittel des gesellschaftlichen Witzes wie der Satire in so hohem Grade zu Gebote, daß sie in der Jugend zuweilen von der Neigung ihres Gebrauches beherrscht zu werden Gefahr lief; aber die tiefe Gutmütigkeit und Menschenliebe schlug immer wieder durch und drängte auch den übermütigsten Spott zur mildesten Versöhnung. So auch in der Dichtung. Darum wehrte sie sich sehr gegen die Zumutung mancher Bekannten, sich dem Humoristischen zu widmen, wobei sie freilich das letztere mit dem Komischen verwechselt zu haben scheint. Sie schrieb im August 1839 von Apenburg aus an den Freund: „Man spannt hier wieder alle Stricke an, mich zum Humoristischen zu ziehen, spricht von Verkennen des eigentlichen Talentes u. s. w. . . Ich meine, der Humor steht nur Wenigen und am seltensten einer weiblichen Feder, der fast zu engen Be-

schränkung durch die (gesellschaftliche) Sitte wegen, — und nichts kläglicher, als Humor in engen Schuhen!" Und im April des nächsten Jahres: „Es fehlt mir allerdings nicht an einer humoristischen Ader, aber sie ist meiner gewöhnlichen und natürlichen Stimmung nicht angemessen, sondern wird nur hervorgerufen durch den lustigen Halbrausch, der uns in zahlreicher und lebhafter Gesellschaft überfällt, wenn die ganze Atmosphäre von Witzfunken sprüht und alles sich in Erzählung ähnlicher Stückchen überbietet. Bin ich allein, so fühle ich, wie dieses meiner eigentlichen Natur fremd ist und nur als reines Produkt der Beobachtung unter besonders aufregenden Umständen in mir aufsteigen kann."

Augenscheinlich verwechselt hier die Schreiberin, und andere oft genug mit ihr, Humor mit Komik und Satire. Der Humor aber soll und will nichts für sich sein, wie jene beiden andern Arten dichterischer Darstellung es vielfach sind, sondern nur als Stimmung seinen Gegenstand durchdringen und umziehen. Sind nicht fast alle Romane W. Scotts, den unsre Dichterin so schätzte, von diesem feinen Humor durchhaucht? Und hat nicht A. v. Droste selbst ihn aus freiem, gewiß unbewußtem Triebe angewendet in so manchen Gedichten, auf die wir später zurückkommen, wie auch in dem Fragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande", wovon wir zu Anfang dieses Denkmals Auszügliches gaben? Hat sie nicht ihre eigene Persönlichkeit im Lichte dieses Humors also angeschaut und behandelt? In der That, sie war eine des echtesten Humors fähige Dichterin, ebenso wie sie der echten Romantik angetraut war. Und sie wußte beides nicht.

Von der Tiefe und Lebhaftigkeit ihres dichterischen Empfindens, wie von dem außerordentlichen Reichtum ihrer aus dem wirklichen Leben und seiner Naturwahrheit genährten Einbildungskraft, geben uns die Dichtungen selbst vollgülti-

gen Beweis. Hier erübrigt uns nur noch, von der Form derselben im allgemeinen und deren Verhältnis zur Idee der Dichtungen Nötiges auszusprechen.

Bei aller Freiheit des Blickes für das Einzelne und Ganze der Stoffe vor und nach dem dichterischen Schaffen, wie die eigenen Äußerungen der Dichterin sie kundgeben, wollte die allzulebhafte Einbildungskraft und Begeisterung ihr doch im Schaffen selbst zuweilen die klare Besonnenheit trüben; in dem Ansturm der zufließenden Bilder und Worte kam es ihr öfters zu schwer an, sich zugleich in und über ihrem Gegenstande zu halten und jene Ironie im bessern Sinne als dem der romantischen Schule zu üben, in welcher das Gemüt bei sich bleibt, während es ganz in seinen Gegenstand versenkt erscheint. Sie war manchmal mehr Bezauberte als Zauberin, und vermochte über der eifrigen Verfolgung des Weges nicht immer, zugleich das Ziel desselben fest im Auge zu behalten. Die Folge davon war einerseits Dunkelheit im Ausdruck des Einzelnen, indem das ihrem Innern gleichsam entstürzende Wort nicht schnell genug den richtigen Platz finden konnte, wodurch dann mancherlei Härten entstehen mußten, während zugleich die drastischen, der realistischen Beobachtung verdankten Bilder und Vergleiche den weniger volkstümlich gebildeten Leser zuweilen fremd oder unverständlich anmuten. Zum andern kam daher die Verdunkelung der Idee selbst, deren Veranschaulichung doch alles Einzelne dienen soll, womit denn wieder eine Trübung der inneren Form und Gliederung zusammenhing. Alles dieses giebt den tieferen Grund für die Thatsache, daß bei allem Scharf- und Tiefblick, bei allen so reichen Gaben des Genius für die einzelnen Erfordernisse des Dichtwerkes, die harmonische Einheit und Ganzheit, wie die alles in sich beschließende und beherrschende Idee nicht immer zu voller Geltung gelangt.

Die Dichterin selbst erkannte das zum Teil klar genug. „Ich werde immer zu breit, schreibt sie einmal, da mich die momentane Aufgabe jedesmal ganz hinnimmt und mir somit die Gabe fehlt, Nebendinge sogleich als solche zu erkennen und zu behandeln.“ Ein andermal (1835:) „Ich bin sehr bewegt, aber nicht fröhlich — die Gedanken und Bilder strömen mir zu, aber sie sind wie scheu gewordene Pferde, die nur um so unerbittlicher dahinrasseln, je kräftiger und kühner ihre angeborne Natur ist. Ich habe mir viel Gewalt angethan, so lange ich schrieb; hätte ich mir den Zügel gelassen, Sie hätten gesagt mit dem Festus: Paulus, du rasest. Aber ich bin sehr lange rasend gewesen, und jetzt seit zwei Tagen mit einem Male ganz wohl, aber ungemein aufgeregt und nervenschwach, und großer Phantasie-, Gefühls- und Gedanken-Anspannung nicht nur fähig, sondern sogar gezwungen dazu; gebe ich mich hin, so treibts mich um wie der Strudel ein Boot, oder wie der Wind die Heuflocken treibt; ich will ruhen, so summen und gaukeln die Bilder vor mir wie Mückenschwärme. Wollte ich jetzt dichten, so würde es vielleicht das beste, was ich zu leisten vermag; indessen besser ists, ich mache die Augen zu und versuche zu schlafen . . .“ Freilich, aber mit „Funken im Blute, Funk' im Strauch“ (vgl. „Durchwachte Nacht“) läßt sich weder schlafen noch wahrhaft Harmonisches, eher Dämonisches dichten. Aber wie war sie so schuldlos daran — wenigstens an dem Letzteren!

Über ihre Gabe sprach die Dichterin sich u. a. in folgenden Versen aus (vgl. außerdem: „Mein Beruf“):

Sieh freundlich mir ins Auge! schuf
Natur es gleich im Eigensinne
Nach harter Form, muß ihrem Ruf
Antworten ich mit scharfer Stimme:

Der Vogel singt, wie sie gebeut,
Libelle zieht die farb'gen Ringe,
Und keine Seele hat bis heut
Sie noch gezürnt zum Schmetterlinge.

Daß manches in mir schroff und steil,
Wer könnte, ach, wie ich es wissen!
Es ward zu meiner Seele Heil
Mein zweites, zarteres Gewissen:
Es hat den Übermut gedämpft,
Der mich gigantengleich bezwungen,
Hat glühend, wie die Reue kämpft,
Mit dem Dämone oft gerungen.

Aus persönlichem Umgange aber bemerkt Schücking: „Im Stillen sah Annette v. Droste sehr wohl ein, daß das Publikum ihre Dichtungen zuweilen dunkel, unklar und der Feile entbehrend finden müsse, wenn sie auch Gründe hatte, diese Dunkelheit stehen zu lassen. Es war im ganzen ein gewisses" (jungfräuliches? adeliges? mit etwas eigenem Sinn vermischtes?) „Selbstbewußtsein, und noch mehr Gleichgültigkeit gegen den äußern Erfolg oft die Ursache, daß sie sich nicht bewegen ließ, von Wendungen und Ausdrücken abzugehen, die ihr nun einmal grade das, was sie sagen wollte, am prägnantesten zu bezeichnen schienen. Sorgsame Feile ließ sie sich ja sonst nicht verdrießen. In den Handschriften sieht man, wie sorgfältig sie jeden Vers, jedes Beiwort gestrichen hat, welches ihr überflüssig zu sein schien, wie sie umbarmherzig ganze Seiten opferte. Deshalb hat die Dunkelheit und die Absonderlichkeit manches Ausdrucks, mancher sprachlichen Wendung noch andere Gründe. Oft ist die Dunkelheit der Form aufs innigste vergesellschaftet mit der Eigentümlichkeit des Inhalts, mit dem dämmerigen, mit Fleiß nur halb zum Bewußtsein wachgerufenen, mehr angedeuteten als ausgespro-

chenen Gefühl. Oft ist aber auch das Seltene und Befremdliche, namentlich in den Bildern und Naturschilderungen, die einfache Folge der Art, wie sie selbst die Gegenstände erblickte. Sie war sehr kurzsichtig, sah deshalb die sie in einiger Entfernung umgebenden Dinge in andern, mehr verschwimmenden Umrissen. Ihre Phantasie kam hinzu, um diese verschwimmenden Linien und Konturen anders zu gestalten als sie andern erscheinen: aus dem Festen und klar Bestimmten ein Dämmeriges, in Flocken und Nebel sich Auflösendes, und wieder aus dem Nebelhaften ein Festgestaltetes zu machen, und ganze Welten dahin zu träumen, wo vor unsern Augen nur eine bunte Wolke, ein verschwimmender Dunst auftaucht." Man vergleiche damit das oben von uns über den Realismus und Idealismus der Dichterin im allgemeinen Gesagte. Genug, die deutsche, romantische Natur klingt auch hier an.

Fügen wir zur willkommenen Ergänzung hinzu, was W. Herbst (im „Daheim" vom J. 1866) hierüber bemerkt:

„Schon die energische Kürze, mit der sie kein Wort zu viel sagen will, macht sie nicht selten schwer und dunkel. Ein größerer Formmangel liegt in der oft wiederkehrenden Willkür, mit der sie ohne Rücksicht auf das Verständnis des Lesers Mittelglieder des Gedankens, notwendige Züge zu einem Bilde ausläßt und die Ergänzung dem Lesenden überläßt. Es hängt dies mit einer Größe und mit einer Schwäche ihrer Dichtergabe zusammen. Eine wunderbare Phantasie, gewaltig, vielgestaltig, steht ihr zu Gebote. Die Welt wird ihr zum Gedicht, es lebt und webt, es singt und klingt ringsum. Mitunter erreicht das gesteigerte Phantasieleben eine krankhafte Erregtheit. Man fühlt und sieht, wie die Seligkeit des Schaffens fast zu einem Leiden, einem pathologischen Zustand werden kann. Nicht bloß besitzend, nein

auch besessen von der übermächtigen Gabe steht sie vor uns. (Setzen wir hinzu: jener Veleda des Tacitus ähnlich, gleich wie sie „vom Stamme der Bructerer", eine echte Sibylle!). „Die formierende Kraft und künstlerisch besonnene Klarheit, so groß im Einzelbild und für die bestimmte Situation, reicht dann nicht allemal aus, ein größeres Ganze zugleich zu umspannen, zu durchdringen und zu beherrschen. Die Geister kommen, sie sind entfesselt, aber die Dichterin weiß die, welche sie gerufen, nicht immer zu bannen."

Andrerseits zollt der Ebengenannte dem Talent unsrer Dichterin in bezug auf die äußere, sprachliche Form — er hätte den Reichtum an Rhythmen und Reimen mit nennen können — die größte Anerkennung. „Ein Vorzug, sagt derselbe, ist dieser wunderbare Sprachreichtum, diese Sprachgewalt, dieses an die Dinge selbst mit glücklichstem Treffer sich anschmiegende Sprachgefühl. Das mit der Sache frisch und natürlich geborne Wort steht ihr, wie schwerlich einem zweiten Dichtergenius unsrer Tage mit gleicher Ursprünglichkeit, zu Gebote. Wir erkennen hierbei als mitthätig die Naturfrische des weiblichen" (und, sagen wir, des im engsten Verkehr mit der Landes- und Volksnatur gereiften) „Gemüts, dem noch nicht in einseitigem Bücherleben der unverkümmerte Sprachinstinkt abhanden gekommen ist. Alles ist hier Leben aus erster Hand, nichts Abgegriffenes, Konventionelles, Landläufiges. Es ist ein sprachbildender Genius von markiger Schöne in ihr, eine Fülle sprechender Bilder, neuer oder neubelebter Ausdrücke und Wendungen. Sie sucht nicht nach dem Neuen und Überraschenden: grade die naturwüchsige Originalität zieht uns an, mit der wie ungerufen (oder auch, wie gerufen) das rechte Wort zur rechten Zeit kommt; die innere Wahrscheinlichkeit, die nur Empfundenes und Erlebtes aussprechen und es grade so aussprechen will, wie es empfunden worden."

Näher begründet dieses Letztere in einer Art der Vorhergenannte. „In Übereinstimmung mit ihrem innersten Wesen, mit ihrem scharfen, überall den Kern und das Wesen suchenden Blicke und mit dem echt westfälischen Widerwillen gegen die Phrase, sagte die Dichterin sich, daß das oberste Princip wie im Leben so im Dichten die Wahrheit sein müsse. Naturwahre Darstellung, Kraft des Ausdrucks, lebendige Frische der Form und gesundes, harmonisches Wechselverhältnis zwischen Stoff und Form, das war die erste Forderung ihrer Ästhetik; und sie stand damit, so originell sich auch ihre Dichtung entwickelt hat, ganz innerhalb der Natur ihres Volksstammes, mit seiner Abneigung gegen das (zur Schau getragene) Pathos, wie gegen die Abstraktion und das Verschwimmen in Allgemeinheit, mit seinem praktischen Mißtrauen gegen den hohen Schwung, der über das wirkliche Sein der Dinge hinwegflattert. Es ist da eine geniale Unumwundenheit, die geradezu aufs Ziel geht, und nicht den Glauben hegt, daß die Poesie in Illusionen, Bilderpracht und schönen Worten bestehe. A. v. Droste haßt darum die Phrase und jede Hoffart und Vornehmthuerei der Sprache; die poetische Schönrednerei weckt ihren Spott ebenso wie jenes aufgeputzte und geschminkte Gefühl. Sie wird von zwei Worten immer das derbste und schmuckloseste [wenn nur bezeichnendste] wählen . . . Durch all dieses erhält ihre Poesie die große Frische, das schlagend Zutreffende, das Originelle und Besondere, das doch wieder als das für alle Gültige sich zeigt, weil dahinter die größte Tiefe und Weichheit eines echten Frauengemütes und alle schlichte Einfalt eines anspruchslosen, aufopferungsfähigen Herzens steht. Und gerade deshalb ist A. v. Droste denn auch wieder so himmelweit verschieden von den meisten andern dichterisch begabten Frauen.“

Es erübrigt zum Ende, indem wir bezüglich der Stoffe:

„Mutter Natur und Ahnfrau Geschichte“, auf den folgenden Abschnitt füglich verweisen, hier noch ein wichtigeres Moment in unserer Dichterin zu betonen, welches nicht eigentlich mehr jener ästhetischen Siebenzahl angehört, ohne welches aber doch diese wenig Wert hätte. Wir meinen die sittliche Seite, welche allerdings, recht verstanden, schon in der siebenten Forderung, der der innern, vollendeten Harmonie und Versöhnung, als göttlicher Hauch und zugleich als lebenskräftiger Trieb enthalten ist. In dieser Beziehung sagt W. Herbst:

„A. v. Droste faßte ihren Dichterberuf tief, fast mit religiöser Weihe. Sie hatte ein starkes Gefühl von dem Segen und der Verantwortlichkeit, die sie mit der anvertrauten Gabe überkommen. Grade weil sie ihn als eine Mission nimmt, ist ihr jede eitle Selbstbespiegelung, die nur sich weiß, sich will, ganz fremd. Auch hebt sie dieser sittliche Ernst über den Zweifel hinweg, ob sie als Weib nicht unbefugt heraustrete aus den Schranken der Natur und Sitte (namentlich der adeligen, setzen wir hinzu), ob das Weilen auf dem Markte, statt in dem Stillleben des Hauses und dem Heiligtum des Herzens, nicht ein Frevel sei. Ungewöhnlich lange hat sie mit Veröffentlichung ihrer Dichtungen gezögert . . .“ Aus welchem andern Grunde dieses Letztere noch, bemerkten wir oben. Man vergleiche hiezu vor allem, was sie selbst ausspricht in „Mein Beruf“, wie in dem Gedicht zum 2. Sonntage nach Pfingsten, dem wir die Überschrift in unsrer Auswahl gegeben: „Meine Aufgabe“; aber auch in dem „Das Wort“.

Über die Dichtungen im ganzen sagt der Zuletztgenannte mit Beziehung hierauf: „Der dieselben durchwehende Geist bildet einen starken Gegensatz gegen den Gemeingeist der Zeit, er weist mahnend hin auf verlorene und verachtete Güter, er ruft die Gegenbilder einer untergegangenen Welt oder ein Idealbild aus der Phantasie und dem Heiligtum des Herzens

9*

wach. Wohl irrt auch dieser Geist und verirrt sich mannigfach“ — wir denken an jenes dämonisch nächtliche Gebiet, dem manche Stoffe ihrer Dichtung angehören, — „und scheu und verstimmt zieht er sich zurück vor der Berührung mit der rauhen [? wohl nur der unreinen und insofern „gemeinen“] Wirklichkeit. Aber auch, wie oft durchschaut er mit herzenskundigem Prophetenblick die gleißende Außenseite und die tiefen Schäden, den inneren Notstand der Gegenwart [ja, auch der heutigen!]. Nicht auf breiter Fahrstraße ziehen ihre Lieder, vielmehr meist auf einsamen Wald- und steilen Felswegen, wo Liebe und Sympathie sie aufsuchen müssen. Diese Abgeschiedenheit und Fremdartigkeit, ja dieser oft schroffe Widerspruch gegen die Durchschnittsrichtung unsrer Zeit ist der eine Stein des Anstoßes!“

„Nie, sagt eine andere Stimme, den Leidenschaften der Zeit huldigend, nie berührt von moderner Zerrissenheit, hat A. v. Droste unbekümmert um Tadel oder Beifall der Menge ihren Weg verfolgt . . . Ihr war die Poesie jener Strahl, der Licht und Flamme zugleich, keiner Farbe zugethan, doch über alles gleitend tausend Farben entzündet; und sie selbst vergleicht die Poesie dem Türkise, dessen Glanzauge bricht, wenn verborgene Säure seinem reinen Licht sich naht, auch dem Amethyst, dessen veilchenblau Gewand an der Hand eines Ungetreuen, der Sage nach, erblassen soll.“ Vgl. das Gedicht „Die Poesie“.

L. Schücking endlich: „Nie hat jemand mehr das Sein dem Scheinen vorgezogen und auf den Schein weniger Gewicht gelegt, mehr am Glänzenden und Großen vorüberschreitend das Sympathische, Rührende und Heilige im Anspruchslosen, Kleinen, Niederen gesucht und ihm Geltung zu geben gesucht . . . Trotz aller männlichen Kraft bleibt sie streng innerhalb der Grenzen der Weiblichkeit, und des Frauenberufs, die Sitte zu hüten, eingedenk . . .“

Reden diese alle nicht von der im edelsten Sinne „romantischen“ Dichterin? — Nur in einem solchen Sinne freilich war sie es. Und hier können wir nicht umhin, zugleich zur Verdeutlichung manches vorhin Gesagten, einen Vergleich zu ziehen zwischen unsrer westfälischen und einer englischen, von Hause aus irländischen Dichterin, vielleicht der bedeutendsten von jenseits des Kanals, die wir kennen: Felicia Hemans*). In beiden sehen wir überhaupt die höchsten Vertreter frauenhafter Dichtung.

Auch die Engländerin war vom reinsten sittlichen Geiste beseelt, auch sie durch die Schule der Entsagung, wenngleich in anderer, ja wohl weit schmerzlicherer Weise als Annette, gegangen, auch sie fand und empfand das Heilige und Ewige als Sehnsucht ihrer Brust in den Ängsten dieser Irdigkeit, und gab ihm Ausdruck in Liedern. Beide Dichterinnen waren mit tiefstem Gefühl und kräftigster Einbildungskraft begabt, neben großer Herrschaft der Form. In fast allem übrigen aber bilden sie Gegensätze. Die keltische Engländerin ist durchweg weiblich,. lyrisch auch im Epischen, und voll Schwung und Erhebung, ja volltönender Begeisterung bei größter Anmut der Form; die westfälische Deutsche ebenso vorwiegend männlich, episch auch in ihrer Lyrik (die geistliche ausgenommen), und im Zusammenhange damit, gehalten, geschlossen, ja verschlossen oft, und mehr nur andeutungsweise das Innere offenbarend; hinsichts der Form aber ebenso oft herb und weniger melodisch. Mit Einem Wort, jene ist klassische, diese romantische Dichterin im besten Sinne der Worte. Einzig im rein geistlichen Liede bietet die Engländerin keine

*) Vgl. die wohlgelungene Übersetzung ihrer „Ausgewählten Gedichte“, durch C. Schlüter und A. Jüngst. Münster 1877. Man wünschte nur noch eine um so manches Beste vermehrte Auflage.

Parallele zu der Kraft und Inbrunst der Deutschen — wie wir sehen werden.

Indem wir einige fernere Auslassungen befähigter Urteiler an den Schluß unseres Denkmals verweisen, lassen wir hier noch eine bezeichnende briefliche Äußerung der Dichterin folgen, welche Licht geben mag über die Art, wie sie selbst den Dichterberuf nach dieser Seite hin auffaßte. Nach der ersten Ausgabe ihrer Gedichte, deren zum Teil lobende, zum beinahe größeren Teil anfänglich tadelnde Kritik sie mit stoischem, um nicht zu sagen westfälischem Gleichmute aufnahm, schrieb sie im November 1839 an den Freund:

„Ein Schriftsteller ums liebe Brot ist nicht nur Sklave der öffentlichen Meinung, sondern sogar der Mode, die ihn nach Belieben reich macht oder verhungern läßt. Und wer nicht gelegentlich sein Bestes und am tiefsten Gefühltes, Überzeugung, Erkenntnis, Geschmack verleugnen kann, der mag nur sich hinlegen und sterben und der Lorbeer über seinem Grabe wird ihn nicht wieder lebendig machen.“

Dennoch und eben darum lebt, die also geschrieben und dann gestorben, und ihr Bestes liegt erst jetzt vor unsern Augen da!

Fassen wir noch, bevor wir zu ihren einzelnen Werken übergehen, den Gang ihrer dichterischen Entwickelung in einem kurzen Überblick zusammen.

Wie früh und in welcher Richtung mit der poetischen Gabe der Drang, ihn zu bethätigen, in Annette v. Droste sich regte, ersahen wir bereits aus ihrem Leben. Reifer wurden ihre Hervorbringungen schon in dem Alter, wo sonst nur „Begeisterung ihre Flügel schlägt, das Herz alles, der Geist nichts glaubt,“ wenn auch hier, wie natürlich, manches mehr abstrakt Gedachte und idealistisch Geschwärmte mit unterlief. So in „Der Dichter“ (das eine dieses Titels),

welches wir nach einer eigenhändigen Niederschrift der jugendlichen Dichterin, bisher ungedruckt, unten wiedergeben.

Es kam die Zeit der vorwiegenden Sentimentalität und Gefühlsdichtung, wo Klopstock, Hölty, Matthisson, Ernst Schulze, diese mit Ausnahme etwa des ersten fast mädchenhaften Dichter, in aller Welt Munde waren. War doch damals vor und nach dem Freiheitskriege, ähnlich wie um die Zeit des siebenjährigen Krieges in Deutschland wie in England, gleichsam als Rückschlag gegen den Ernst der Wirklichkeit, eine gewisse thränenreiche Schwärmerei, in welche die vorhin herrschende pedantische Förmlichkeit beinahe plötzlich umschlug, nur zu sehr im Schwange. Doch huldigte die Münsterländerin diesem Geiste nur wenig und kurze Zeit: schon aus ihrem „befreiten Deutschland" (in unsrer Auswahl zum ersten Mal gedruckt) weht ein weitaus anderer uns entgegen. In dem größeren epischen Gedicht „Walther", noch aus der Hülshoffer Zeit, mag man noch Spuren von jener empfindsamen Richtung gewahr werden; im übrigen „ließ sich die Dichterin von derjenigen Romantik, welche während ihrer Jugend die Litteratur beherrschte und mit einem zerfahrenen, unklaren Idealismus die realistische Tendenz in der Poesie austreiben wollte, zu keiner Konzession bewegen." Bald fand und erkannte sie sich voll und ganz in ihrem eigenen Wesen, ihrer eigentümlichen Gabe und Aufgabe, und zwar da erst, als ihre Muse längere Zeit fast ganz geschwiegen hatte.

Nachhaltiger wirkten die ihrer Natur verwandteren englischen Vorbilder auf sie ein. „Mit der den geschichtlichen Sinn wieder weckenden Strömung der Zeit, die bald nach den Freiheitskriegen sich zu regen begann und die Gemüter dem Leben der Urzeit und dem Volkstum als dessen treuestem Bewahrer zuwendete, verband sich der Einfluß englischer

Schriftsteller, um der bisherigen falsch romantischen Auffassung der Vergangenheit, wie sie in der deutschen Dichtung jener Zeit herrschend geworden, ein Ende zu machen, und die Natur und ihre Wahrheit in ihre Rechte wieder einzusetzen. Scotts Dichtungen machten einen tiefen Eindruck auf Annette, er war ihr ein viel verwandterer Geist als die damaligen deutschen Romantiker. Er war nicht allein künstlerischer, plastischer, realistischer, sondern auch tiefer, ruhiger und wahrer [und, setzen wir hinzu, reiner und sittlicher]. Sie fühlte dieses, welches sie im Leben wie in der Litteratur vor allem suchte, aus seinen Gemälden heraus. Er zog sie auch zu den Werken seiner englischen Zeitgenossen. W. Irving fesselte sie von diesen zumeist; andrerseits der tief und stark fühlende [und prächtig schildernde] Byron. Solche feine, durch das genaue Detail eigentümlich wirksame Malerei, über deren Mittel und Hintergründen wie scheu zurückweichend die leisen duftigen Töne des Gemüts liegen, war es, wofür sie sich zumeist begabt fühlte. Scott und Byron durften ihr nur den Pfad zeigen, und sie schlug ihn ein, ohne sich weiter von ihnen führen zu lassen, als ihre eigene Natur sie führte.“ So und ähnlich äußerte sich der mehrmals erwähnte persönliche Bekannte.

Die erste Frucht dieser neuen und doch im Grunde ältesten Richtung war das schönste aller erzählenden Gedichte A. v. Drostes: „Das Hospiz auf dem St. Bernhard“. Demselben folgten bald einige andere größere, aber mehr düsterer und grauenhafter Art. So „Des Arztes Vermächtnis“ und „Die Schlacht am Loener Bruch“. Dazwischen einiges Lyrische, weltlicher und, nach der schweren Krankheit, auch geistlicher Art. All dieses zusammen wurde gesichtet und erschien im Jahre 1838 in Aschendorffs Buchhandlung zu Münster unter dem einfachen Titel: „Gedichte von A. E.

v. D.-H." Schon zwei Jahre zuvor konnte die Verfasserin dem Freunde schreiben: „Was sein soll, schickt sich wohl; ich habe einen Verleger und zwar einen bedeutenden, und ganz ohne eigenes Zuthun, nicht eben um meiner Vortrefflichkeit willen; aber es hat sich so gemacht, daß mir die Sache aus freien Stücken ist angeboten worden, aus persönlichem Wohlwollen, um mir die Freude zu machen, auch wohl aus Neugier, um zu erfahren, wie das Publikum die Verse aufnimmt. Ich soll die Bedingungen selbst machen, sie werden aber nur in einigen Freiexemplaren bestehen . ."

Im Jahre 1844 erschien bei Cotta die zweite, um mehr als das Doppelte, darunter die Haidebilder, bereicherte Auflage. Auch mehrere Balladen und die Bilder aus Leben und Gesellschaft, wie die meisten lyrischen Gedichte entstammten den letztvorangehenden Jahren, und endlich das letzte größere epische: „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers". Im Jahr 1873 erst die dritte, 1877 die vierte Auflage der „Gedichte"; neuerdings ebenfalls bei Cotta eine Gesamtausgabe, und eine andere bei Schöningh. Verschiedene Erzählungen und Novellen waren neben jener Sammlung nach und nach in belletristischen Zeitschriften, wie im Rheinischen Taschenbuch und Stuttgarter Morgenblatt, erschienen. Eine derselben wurde mit einer Auswahl nachgelassener Gedichte und den „Bildern aus Westfalen" unter dem Titel „Letzte Gaben" 1860 bei Rümpler in Hannover herausgegeben (2. Aufl. 1871). Von den Einzel-Auflagen der geistlichen Lieder („Geistliches Jahr", 1851, 1857, 1876 bei Cotta) im folgenden Abschnitt.

Annette v. Droste hat indes nicht bloß in Worten, sondern auch in Tönen gedichtet. Der Nekrolog sagt hierüber:

„Schon in früher Jugend entwickelte sich bei ihr ein großes Talent für Gesang und Musik, worin sie es so weit brachte, daß sie selbst im Generalbaß und der Komposition

eine große Fertigkeit erlangte. Begabt mit einem ausgezeichneten Gedächtnis für die Meisterwerke der Tonkunst, vermochte sie ganze Opern und Oratorien älterer und neuerer deutschen und französischen Meister auswendig zu singen und auf dem Flügel zu begleiten. Ebenso kannte sie unzählige Nationalmelodieen zu den Stimmen und Liedern der Völker fast aller Erdstriche, die sie höchst eigentümlich vorzutragen wußte, und worin sie Gefühl und Seele dieser Dichtungen erst wahrhaft lebendig erkennen und wiedergeben zu können glaubte. Ihre eigenen Liederkompositionen waren durchgängig einfach, tiefgefühlt, angemessen und höchst originell. Wie sie in der Poesie die Kunst besaß, den schlichten, eigentümlichen Ton der ältesten deutschen Lieder- und Balladendichter zu treffen und bis zur Täuschung nachzubilden, so vermochte ihr feines Gefühl und ihre lebendige Phantasie auch zu den Poesieen der verschiedenen Zeitalter eine entsprechende Melodie und musikalische Begleitung mit überraschender Wahrheit hinzuzufügen, wie sie überhaupt die seltenste Gabe besaß, Poesie in Musik und Musik in Poesie zu übersetzen. Wie einen schönen zauberhaften Traum hauchte sie solche von ihr erdachte Melodieen unter Begleitung des Flügels hin, und überrascht war der Hörer von dem Seelenausdruck und von dem eben so originellen als angemessenen Gepräge, welches sie einer jeden zu geben wußte. Eine reiche Anzahl älterer Minnelieder und Balladen, die sie in dieser Weise arrangierte, haben in einfacher Schönheit, Adel und Eigentümlichkeit schwerlich ihres Gleichen . . Später gewann jedoch die Lust an der Dichtkunst über die an der Musik bei ihr die Oberhand." Hiezu in einer Anmerkung am Schluß der Briefe: „In Ansehung vieler Minnelieder (wie des von ihr besonders gern gehabten: „Gott grüß mir die im grünen Rock"), welche sie zu singen und mit dem Klavier zu beglei-

ten liebte, ließ sie ihre Freunde in Ungewißheit, ob sie dieselben aufgefunden und entdeckt, oder selbst gedichtet und komponiert, oder doch bedeutend verändert und modifiziert habe."

Ähnlich L. Schücking: „Sie besaß ein ausgezeichnetes musikalisches Gedächtnis und eine große und schöpferische Gabe in der Musik, behandelte dies Talent jedoch in noch höherem Grade so wie ihr dichterisches, d. h. sie ließ es ruhen, wenn sich nicht besondere Aufforderung und äußerer Anlaß fand. Zumeist ließ sie ihre musikalischen Gedanken in freien fessellosen Phantasieen reich und mächtig dahinströmen, und diese großartigen Improvisationen dann verklingen und verwehen, ohne jemals daran zu denken, etwas davon auf dem Papier festzuhalten. Nur eine Reihe altdeutscher [und englischer] Minnelieder und mehrere Volkslieder, deren Text sie gedichtet oder umgedichtet hatte, sind von ihr komponiert worden."

Letzteres geschah besonders auf Veranlassung teils ihres Oheims, teils ihres Schwagers, des Freiherrn von Laßberg, der eine altdeutsche Liedersammlung mit Tonweisen aufgefunden hatte und die Nichte bat, die veralteten Notenzeichen in unsre gebräuchlichen umzusetzen. Sie fand diese Aufgabe jedoch nicht allein schwierig, sondern auch wenig unterhaltend, und zog vor, eigne Kompositionen den alten Weisen unterzuschieben [doch wohl mit Benutzung, oder doch Anlehnung an die alten]. Wie aber diese ein ganz eigentümliches Gepräge haben, so auch die für dieselben zugleich umgedichteten Volkslieder, so daß auch der feingebildetste Kenner des deutschen Volksliedes schwerlich mit Sicherheit bestimmen könnte, welche Strophen in diesem Liede echt und alt, und welche von ihr gedichtet seien." (Vgl das in dem Gedicht „Die Mergelgrube" enthaltene.) Eine Freundin fügt hinzu: „Überhaupt sang A. v. Droste nie

moderne Arien, sondern nur Volkslieder und ihre eigenen Kompositionen, in denen sich eine Melancholie aussprach, die ihr sonst fremd zu sein schien."

Siebenundzwanzig dieser Kompositionen, worunter eine Anzahl englischer, nach Byron u. A., und drei ohne Text, sind herausgegeben worden unter dem Titel: „Lieder mit Pianofortebegleitung, komponiert von Annette v. Droste-Hülshoff (Münster, Russel. 1877). Auch ein Lied aus dem „Geistlichen Jahr": von Christi Fußwaschung, ist darunter (welches wir freilich lieber an anderer Stelle gesehen hätten). Von denselben sagt ein kunstverständiger Beurteiler: „Ebenso eigenartig wie die Dichtungen der westfälischen Dichterin sind auch diese Lieder, und wer nach oberflächlichem Durchlesen und Durchspielen den Geist derselben erfaßt zu haben glaubt, der dürfte sich in einem nicht geringen Irrtum befinden. Wie die Dichtungen Annettens, wollen auch diese Lieder wieder und wieder gelesen, studiert und gesungen sein. In den meisten derselben spricht sich eine mächtige, tiefe Empfindung aus, in einigen schlägt die Komposition den Ton heiterster Laune und fröhlichen Scherzes sowie der liebenswürdigsten Naivetät an." Wir teilen am Schlusse der ausgewählten Dichtungen auch hievon je eine Probe mit, die letzte mit weggelassenem Text und darum etwas vereinfachter Begleitung, bei völlig unveränderter Melodie: als einen Ausklang, wie wir schöneren nicht finden können. In den Anfangsnoten mag man überdies die Anfangsbuchstaben ihres Namens — D. H. A. — ahnend wiederfinden.

Wenden wir nach dieser Vervollständigung des Bildes der Dichterin uns nunmehr zu ihren Dichtungen.

VII. Die Dichtungen.

„Und Lieder hört er, Melodien,
Wie ihm im Traum geklungen,
Wenn ein Krystall der Gletscher schien
Und Adler sich geschwungen."

A. v. D.

Ohne die in den bisher gedruckten Werken befolgte Einteilung der Dichtungen umzustoßen, mag uns erlaubt sein, die Gesamtheit derselben in folgende fünf Gruppen zu gliedern, von denen die letzte und wertvollste den geistlichen Charakter trägt. Wir geben ihnen die überschriftlichen Namen: Natur, Gemüt, Leben, Lehre, Geist; wobei wir das Wort Geist nicht im modernen Sinne (geistig) als denkenden Verstand oder als philosophierende Vernunft fassen, sondern im älteren, wenn man will morgenländischen, insbesondere christlichen Sinne (geistlich) als Hauch Gottes, der der Menschenseele von Natur als heilige Gabe der Gottbildlichkeit und als heilige Aufgabe der Gottähnlichkeit geworden und wiedererworben ist. Die beiden erstgenannten Gruppen übrigens sind, auf das Ästhetische gesehen, vorwiegend lyrischer, die dritte epischer Art; die vierte didaktisch, wie der Name besagt, die fünfte wieder lyrisch, aber im erhabensten Verstande. In allen ist Grund-

lage und Ausgangspunkt ein Reales, Charakteristisches, Lebendiges und irgendwie Erlebtes. Gehen wir nunmehr in die einzelnen Gruppen.

„Mutter Natur ihn groß anschaut“: hieß es in jenem Reim. Gerade so groß und so tief, setzen wir zu, als der Dichter sie anschaut; und wir wissen, welches große, tief an- und einschauende Auge Annette v. Droste hierzu empfangen hatte. Die Tages- wie die Nachtseite der Natur, dieser irdischen Mutter, war ihr gleich erschlossen; Sonnen- und Sternenhaftes, Lichtliebliches und Grauenhaftes, das Himmlischhelle wie das Unterirdische standen vor ihrem inneren Auge. Und wie stellte sie es dar?

Auf fünf-, im Grunde siebenfache Weise kann die äußere Natur zu dichterischer Darstellung gelangen. Zuerst als solche, als bloßes Bild, um ihrer selbst willen geschildert; sodann als Unter- und Hintergrund (Staffage oder Folie) für menschliches Sein und Thun; ferner als mitlebendes und mitfühlendes, gleichsam menschlich-beseeltes Wesen; weiterhin als Sinnbild (Symbol) geistiger und sittlicher Bezüge und Geschichten. Das ist zusammen die kreatürliche Seite oder die Natur in irdischer Beziehung, wie fein- und tiefsinnig auch immer betrachtet. Dieser Vierzahl steht eine Dreizahl des Göttlichen gegenüber und schließt sich mit ihr zusammen, wonach die Natur als Schöpfung und Werk der allmächtigen Weisheit und Güte, zugleich aber als gefallene und nach Erlösung seufzende (Röm. 8.), endlich als die ihre zukünftige Verklärung und höhere Wiederherstellung doch auch hier schon vorbildende geahnt und empfunden wird. Von diesen Weisen sind fast alle, vornehmlich freilich die zweite und dritte von unsrer Dichterin in hoher Vollendung gepflegt worden. Nie schaute sie die Natur mit bloß äußerem Auge an, immer mit dem Gemüt und der Einbildungskraft, als dem inneren Sinn, immer

war ihr dieselbe Träger und Echo menschlicher Zustände und Stimmungen; und so wurden ihre Dichtungen der Art echteste Stimmungsbilder. Es ist hier eine durchaus malerische Poesie zwar, aber ohne den von Lessing (im Laokoon) gerügten Fehler, wonach es dem Wesen der Poesie, als der Kunst des schnell verhallenden Wortes unangemessen sei, ein Nebeneinander von Gegenständen abzeichnen zu wollen, da ihr Gebiet das Nacheinander der Bewegungen und Handlungen sei und sie daher auch das Ruhende, um es darzustellen, in Handlung oder doch Bewegung umsetzen müsse; umgekehrt wie die Kunst der Farbe, die Malerei. Dieser eignet das reine Bild, wie der Musik im Gegenteil die lautere Bewegung des Tones; die Poesie aber, obwohl der tönenden Kunst zunächst stehend, soll ihrem Wesen nach beides vereinigen, indem sie alles Bildliche zugleich in Leben und Bewegung umsetzt, sei es episch und dramatisch in die äußere der Handlung, sei es lyrisch und didaktisch in die innere Bewegung des Gemüts und des vollbeseelten Gedankens.

A. v. D. hat in ihren Naturbildern beide Arten der Bewegung mit gleicher Meisterschaft zu handhaben gewußt; sie hat die Natur ebenso episch wie lyrisch beseelt und belebt. So zu allermeist in den mit Recht so belobten „Haidebildern"; so in den unter der Überschrift „Fels, Wald und See" gesammelten Gedichten; jene ganz der westfälischen Heimat angehörend, diese im fernen Süden, angesichts der Alpen, doch in liebender Erinnerung an jene gedichtet. Aber auch in wie vielen Dichtungen des Gemüts und des Lebens dringen Naturbilder und Stimmungen ein oder klingen ahndevoll hindurch.

„Mit einem außerordentlich scharfen Blicke und innigem Verständnis, sagt ein Mehrerwähnter, hat die Dichterin sich in die einfache, bescheidene Natur ihrer Heimat versenkt, sich

eingelebt mit allen Sinnen in das Weben und Leben, das Schaffen nnd Treiben derselben; sie versteht ihre leisesten Stimmen, sie verfolgt ihre zartesten Farbennüancen; sie spinnt ihre Träumereien in die flatternden Seidenfäden ein, welche die Elfen beim nächtlichen Ringeltanz um Blumen und Halme schlingen, schaukelt sie in dieser Verpuppung eine Weile am schmalen Blatt des Schilfes hin und her, und läßt sie dann als farbenglänzenden Falter eines schönen Gedankens aus dem Gespinnst entschlüpfen. Jeder kleine Erdfleck, jeder duftige Knospenzweig, jede flatternde Libelle bietet ihrem [so kurzsichtigen äußern, so scharfen innern] Auge eine solche Fülle dessen dar, was sie fesselt, daß sie oft Mühe hat sich loszureißen. Ja, sie besaß eine Art somnambuler Sehergabe, mit welcher sie Züge, Gestalten und Bilder schaute, die sich sonst dem schärfsten Beobachter-Auge entziehen, die wie eine Offenbarung ihr Eigentum wurden."

Hören wir noch W. Herbst in dieser Beziehung. „Nirgends bleibt die Dichterin auf der Oberfläche der Erscheinung, nirgends verhält sie sich bloß deskriptiv. Sie weiß den Naturgeist zu entbinden, das stille Reich episch, ja dramatisch zu beleben, indem ihr die Elemente, die Blumen, die Steine, die Tiere, ja alles Kleinste unter der Hand zu persönlichem Leben wird, Rede steht und Antwort giebt. Einem Naturverständnis von solch ursprünglicher Tiefe begegnen wir kaum zum zweitenmal in unsrer Poesie. Hier steht überdies das Poetische im engsten Bunde mit dem Volkstümlichen, wie es sich in dem phantastisch-mythologischen Triebe aller Naturreligionen, im antiken wie im germanischen Volksglauben ausspricht. Und es ist, als ob das Weib, der mannigfaltigen Vermittelungen für die Erkenntnis nicht bedürfend, der Natur auch hierin näher, mit ihr auf vertrauterem Fuße stände .... Wo sich die Naturbetrachtung unsrer

Dichterin an einen bestimmten Volksglauben anschließt, den sie eben nur dolmetscht, wie z. B. in „der Knabe im Moor“ (ein Gegenstück zu Goethes Erlkönig) oder im „Haidemann“, da sprechen uns diese Stimmungsbilder aus der Natur trotz des düstern Hintergrundes und des zweifelhaften Halbdunkels in hohem Grade an, sie sind plastisch abgerundete Meisterstücke. Wo aber das eigene Brüten über den Rätseln der Ausgangspunkt des Bildes ist, wie in der „Mergelgrube“ oder den „Krähen“, da flattert mit dem Irrlicht des Inhalts auch die Form unstät hin und her.“

Das macht, der Geist hat hier nicht die volle Herrschaft über Stimmung und Gefühl, das Poetische ist noch nicht frei vom Pathologischen, ohne welche Freiheit in der Begeisterung kein reines Bild der Schönheit, kein ungetrübtes Ideal erscheinen kann. In hohem Grade aber finden wir diese Verwirklichung in Gedichten wie „der Weiher“ und „das Haus in der Haide“. In dem Genrebilde — so dürfen wir's wohl nennen — „Kinder am Weiher“ ist Malerei, Empfindung, Leben, Natur, Sage in unnachahmlicher Weise vereinigt. Andrerseits erinnern wir an die sprechende Schilderung der „Jagd“ und manches andere noch. Wir geben in unserer Auswahl das meiste von diesem, von „Fels, Wald und See“ aber alles ohne Ausnahme, wenngleich manches daraus der folgenden Gruppe fast noch verwandter wäre. Welche feine Symbolik und Allegorie liegt in den „Elementen“, wo diese zugleich mit den Tageszeiten verglichen und durch bestimmte menschliche Berufsarten abgespiegelt werden: Morgen und Luft durch den Jäger, Mittag und Wasser im Fischer, Abend und Erde im Gärtner, die Nacht und das Feuer im Schmied. Auch das Humoristische fehlt nicht, vgl. „das alte Schloß“. Statt des Fragmentes „Savoyen“, welches an andrer Stelle im Zusammenhange vorkommt, schlie-

ßen wir in unsrer Auswahl diese Reihe mit dem Eingange eines später zu erwähnenden großen epischen Gedichts, die westfälische Heimat erhebend.

„Der Natursinn, sagt Herbst ungefähr, ist nicht an eine naturreiche Heimat gebunden, weder für die Werktagskinder noch für die Dichter. Er kann hervorbrechen grade als Gegensatz dazu, nach einem nicht gekannten, doch geahneten Schönen. Aber die wahre Probe für die Stärke des eingeborenen Naturgefühles ist doch, daß der Dichter das Land seiner Wiege adelt und im Spiegel der Verklärung auch dessen mäßige Schöne schaut; daß die Pietät gegen die Stätte der Geburt, die allen gemein sein soll, der individuellen Dichtergabe vorarbeitet und entgegenkommt. So ist es bei A. v. Droste. Wohl streckt sie ihre Blicke auch in die Weite aus. Dem Bodensee und dessen Umgebung schenkt sie so manches tief empfundene Dichterwort. Aber sie war doch nie jung gewesen hier und in den Voralpen, das Paradies der Kindheit lag nicht dort, und die tausend unsichtbaren und doch so mächtigen Fäden, die uns — von Natur — an die Heimat ketten, fehlen dort.“ Vielmehr, können wir auch sagen, die Stärke derselben trat erst in der Ferne, durch die Anziehung dieser Fäden, recht hervor. „Wohl greift sie auch noch weiter in ihren Naturbildern, auch in nie gesehene Fernen, wie die Bergwelt der Hochalpen (im „Hospiz“) und und der Pyrenäen. Aber Westfalen und Münsterland ist es doch zuletzt, wo sie lebend und auch dichtend Anker wirkt, ihr vertrauter Port. Aus dieser Mutter-Erde quellen ihre Naturfreuden, da sprießen auch ihre duftigsten Dichterblumen.“ Oder doch im sehnenden Hinblick darauf, sagen wir, den auch die liebste Fremde nicht gänzlich vergessen läßt. Die Heimat dichtete sie i n dieser selbst, a n dieselbe ging ihr Dichten in der Fremde. So verbindet sich in ihren Naturbildern das

Naive des Besitzes mit dem Sentimentalischen der Sehnsucht, nach Schillers Ausdruck; und so ist sie Hebel und Klaus Groth in einem.

Enge an die Naturstimmen und oft nicht von ihnen zu trennen, reihen sich die des Gemütes, teils Selbstgespräche der Erinnerung und Ahnung, teils Denkmäler für Freunde, namentlich verstorbene. Also Lieder der Einsamkeit und der seelisch-geistigen Gemeinschaft, besonders dieser letzteren. Selbstbekenntnisse zumeist beide von irgendwie Erlebtem und Empfundenem, sei es mit andern oder für andere Empfundenem, Stimmen einer freien, milden und treuen Seele. Manche derselben sind freilich ohne persönliches Motiv, und erst durch Anregung einer Erzählung oder eines Gesprächs entstanden, und so lassen nicht alle einen Schluß auf Selbsterlebtes im engeren Sinne zu. A. v. Droste liebte nicht, wie so viele neuere Dichter, Hergänge ihrer eigenen Seele zu schildern, es sei denn, daß die Muse selbst ihr das Herz öffnete — und dann zugleich den Schleier dafür reichte. Zumal was man gewöhnlich Liebe nennt, hat ihre Feder nie beeinträchtigt. Um so höher schlug ihr Herz der Freundschaft und um so dichterischer faßte sie diese auf. Denn doch suchte auch dieses natürliche Herz sein bescheidenes Paradies auf Erden, und wo es ein solches erfand, da verstand es, sich dessen kindlich zu freuen oder auch, in Humor es tauchend, es zu belächeln und vielleicht sich selber mit.

Wir geben in unsrer Auswahl zuerst Lieder aus und über die eigene Jugendzeit und deren gemütliche Erlebnisse, reihen daran Denkmäler der Freundschaft (worunter das auf W. J. wegen der Idealität, in der sie das wirkliche Menschenbild schaute, gewiß eins der schönsten), und schließen mit den Dichtungen der Erinnerung und Ahnung, auch der eigenen

Todesahnung. Über die Tiefe der doch so edel verhaltenen Schwermut in diesen letzteren, wie über die anschauliche Klarheit und Formvollendung der weitaus meisten, auch der subjektivsten, dürfen wir uns jedes weiteren Urteils enthalten. Solches kann nur empfunden sein.

Wenn wir die dritte Gattung mit Leben überschreiben, so verstehen wir darunter das gesellige, das geschichtliche und das sagenhafte, im Unterschiede von dem Gemütsleben der vorigen Lieder. Es sind zunächst Scenen aus dem häuslichen, dann dem gesellschaftlichen Leben überhaupt, dem überall die Dichterin mehr objektiv, wenn auch mit tiefem menschlichem Mitgefühl gegenübersteht, wobei sie auch von ihrer humoristischen Gabe gelegentlich unmerklichen oder auch recht merklichen Gebrauch macht. In einigen spitzt sich letzteres bis zur Satire zu, am feinsten gewiß im „Gastrecht", soweit wir es hier mitteilen. Ein wahres Kabinetsstück der Muse nennt Herbst den größeren Cyklus „Des alten Pfarrers Woche", und wir stimmen ihm ganz bei, was treffende und gemütvolle Einzelmalerei betrifft. Ob daneben des eigentlich geistlichen Elementes noch etwas mehr sein könnte, als in der That schon vorhanden — wir meinen natürlich nicht das amtsmäßig geistliche oder das studiert theologische, sondern das heilige und wahrhaft priesterliche, welches in täglichen Opfern selbstverleugnender Liebe offenbar wird, — bleibt eine Frage, die dem sonstigen Werte des Ganzen keinen Abbruch thun darf. „Die Dichterin begleitet mit dem Auge der Liebe das Tagewerk eines alten katholischen Pfarrers die Woche entlang. Jeder Tag hat für ihn seine Plage, aber auch seine Erhebung; durch das nächste Alltagsthun schimmert die höhere Weihe." Wir meinen, die drei letzten Wochentagsbilder seien die schönsten.

Über die Gesamtheit dieser Gedichte aus dem wirklichen Leben wissen wir keine treffenderen Worte als die des Letztgenannten hierherzusetzen. „Während die Naturbilder, sagt Herbst, größtenteils Ausgeburten der Einsamkeit waren, sind diese poetischen Genrebilder in der lebensfrischen Gemeinschaft mit andern Menschen, im frohen Licht des Tages entstanden. Hier zeigt sich die andere Seite der Frauennatur, dieser Natur. Es ist der liebevolle Sinn für das Kleinste und jedes Menschliche in Lust und Leid, die sinnige Beobachtung in Haus und Geselligkeit, die des Weibes Welt ist, der erratende Blick in das Innere anderer Menschen, dabei ein bei Frauen so seltener Humor, neckisch, schalkhaft, anmutig und immer in den Grenzen feinster Bildung und Grazie. Ein Mann sieht hundert Dinge in dem Lebenskreise, in dem sich jene Dichtungen bewegen, nicht, für welche eine Frau ein Auge hat; aber wie weit ist dieses Sehen noch von dem Sosehen, und dieses wieder von dem Vermögen, das Gesehene so zu gestalten und zu beleben, wie wir es bei A. v. Droste finden. Wort und Sache decken sich hier vollständig. Aber nur einer so durchleuchtenden und durchwärmenden Herzensgüte, diesem liebevollen mit den vielverschlungenen Bewegungen des Menschenherzens so vertrauten Gemüt war eine solche Wirkung möglich. Manchmal (wie im „Strandwächter") erheben sich diese kleinen Lebensbilder zu Zeit- oder Kulturbildern, aber von Politik kein Wort. Die Dichterin kannte ihren Beruf. Diese Gruppe, hat in ihrer Art ihres Gleichen in der Litteratur nicht wieder."

Nicht ganz das Nämliche können wir von den eigentlichen Balladen sagen, deren A. v. Droste, teils nach alten Sagen und Geschichten, teils aus eigener Erfindung eine größere Anzahl gedichtet hat. Sie leiden zum großen Teil an jener Dunkelheit und Unverständlichkeit im Ausdruck, die

wir oben berührten; zum Teil auch an dem Mangel einer abgerundeten Fassung des Gegenstandes und, was damit oft so nahe zusammenhängt, an dem einer durchgeführten Idee. Überdies bewegen sich die meisten in jenem nächtlichen Gebiet des Grauens, wo nicht des Verbrechens, wozu die Natur der mit so vielen Ahnungen getränkten Dichterin ja besonders neigte. Am meisten könnte uns gerade hier der Formmangel befremden. Besaß doch jene, wie eine Freundin sagt, „eine mündliche Erzählergabe wie kaum Scheherazade; alle Dialekte standen ihr zu Gebote; sie zeigte ein wahrhaft dramatisches Talent.“ Wir meinen, gerade dieses letztere, welches die Mittelglieder des Gedankens oder der Erzählung überspringen lehrt und beim mündlichen Vortrage diese Lücken durch Mienen und Geberden ausfüllt, verleitet darum bei der geschriebenen und zu lesenden, rein epischen Darstellung zu solchen Dunkelheiten; von denen abgesehen, die wir bereits früher zu erklären versucht haben. Wir bedauern solches um so mehr, als diese Balladen dadurch für die Schule, für die Jugendbildung überhaupt in dieser Beziehung weniger verwendbar werden. Freilich, daran zu denken war die Dichterin auch zu bescheiden; allein diese Bescheidenheit brauchte nicht notwendig mit jenen Mängeln zusammenzugehen.

Herbst sagt hierzu noch: „Meist sind die Geschichten und Sagen, die sie behandelt, dem Boden der Heimat entsprungen. Mehrere waren eigens für Schückings Buch über Westfalen geschrieben. Gewisse Grund- und Familienzüge gehen durch fast alle hindurch. Sie zieht die Sage der Geschichte vor. Eine fast krankhafte Vorliebe zeigt sie auch hier für die dämonische Nachtseite; in dem Element des Grauenhaften, Modernden, Gespenstischen fühlt sich ihre Poesie am wohlsten. [Zuweilen! „Sie liebte das Rätselhafte, so klar sie selbst war!“ sagt ein naher Verwandter von ihr.] Es ist aber

auch das nichts Gemachtes, sondern ein Gewordenes in ihr" — ein Angeborenes glauben wir hinzusetzen zu dürfen. „Man kann sagen, die Dichterin selbst sei zu persönlich beteiligt und affiziert, ihre geängstete (?) Seele fast zu stark unter dem Bann des Grauenhaften, um einen reinen Genuß hervorzubringen. Aber dies Grauen weiß sie mit andringlichster Gewalt einzuhauchen. Grade durch diese plastische Kraft der Darstellung, der das frappanteste Bild und die lebhafteste Farbe zu Gebote steht, tritt das Gebilde des Schattenreiches in besonders grelles Licht. Die Dichtung zieht es aus dem Dunkel an den Tag, sie citiert die Geister; die Gespenster gewinnen reale Existenz und der Leser fängt mit der Dichterin an, daran zu glauben. Aber ihm wird nicht wohl dabei." Das sind allerdings andere Gestalten als die willkürlichen Schemen einer künstlichen, aber es ist doch nicht die reine Dunkelklarheit der wahren Romantik, wie wir sie bei Uhland finden.

Wir geben in unserer Auswahl nur die nach Verständlichkeit und Inhalt vorzüglicheren dieser Balladen. In der „Vorgeschichte", die man auch das „Vorgesicht" nennen könnte, sieht ein altadeliger Freiherr sein eigenes Begräbnis voraus, mit dem ganzen Trauer-Aufzuge, wie er bei solchem Anlaß bei dem westfälischen Adel Sitte ist. „Das Fräulein von Rodenschild", das von seinem doppelgängerischen Spiegelbilde verfolgt wird, lehnt sich in seiner ersten Hälfte an ein eigenes, einmaliges Erlebnis der Dichterin an, wie sie selbst es erzählt hat. Eine der schönsten Balladen nach Inhalt und Form ist vielleicht „der Geierpfiff", worin der Raub- und Mordanschlag einer Baude auf ein einsam dahinfahrendes Gefährt hintertrieben, und zugleich ein sorglos in der Nähe schlummerndes Mädchen dadurch gerettet wird, daß das Pfeifen eines grade vorüberfliegenden Geiers als der

von den Räubern für den Fall einer nahenden Gefahr verabredete künstliche Geierpfiff des ausgestellten Wächters genommen wird. In der „Stiftung Cappenbergs“ (beiläufig des Besitztums und letzten Wohnorts des großen Ministers Freiherrn v. Stein) wird das Gottesgericht über einen Grafen von Arensberg geschildert, welcher seinen Schwiegersohn an der priesterlichen Weihe verhindern will und dessen geistlichen Vater und Berater, den hl. Norbert, im Verließ des Schlosses schmachten läßt; mitten im gottlosen Schmur ereilt ihn die Strafe: er stirbt, und Norbert gründet mit des jungen Ritters Hilfe das Kloster. Der „Tod Engelberts von Köln“ ist gewissermaßen ein Seitenstück dazu: dieses hervorragenden Bischofs Ermordung durch seinen eigenen Vetter Friedrich von Isenburg, der sich in seinem Übermut von jenem gekränkt glaubte, und des letzteren Hinrichtung zu Köln wird mit psychologischer Feinheit und dramatischer Lebendigkeit, wie mit sittlicher Gerechtigkeit vergegenwärtigt. Halb Ballade halb Traumbild ist „Meister Gerhard von Köln“, worin dieser erste Gründer und Meister des Domes in nächtlichem Umgange die deutsche Nachwelt zur Vollendung seines Weihewerkes aufruft.

Zu erwähnen blieben überdies aus den „Letzten Gaben“ die „Volksglaube in den Pyrenäen“ überschriebenen, malerischen und formgewandten Dichtungen, deren Inhalt uns indes ebenso fern liegen mag, wie das meiste aus den mohammedanisch gefärbten „Klängen aus dem Orient“. Beide zeugen nur für die Leichtigkeit, mit der die Dichterin auch fremde Volks- und Sitten-Zustände zu durchleben und darzustellen wußte.

Es schließen sich hieran die größeren geschichtlichen und lebens-geschichtlichen poetischen Erzählungen, ebenfalls teils Sage, teils wirkliche Begebenheit, teils selbsterfundene

Mär, aber darum nicht minder nach der Wirklichkeit gezeichnet. Es sind ihrer fünf im ganzen. Das früheste und am meisten, ja recht eigentlich romantische Gedicht in sechs Gesängen (gegen 300 Strophen): „Walther“, trägt bei aller Vollendung im einzelnen als Ganzes noch die Spuren jener empfindsamen Zeit, wenn auch in sehr gehaltener Weise. Der Inhalt ist kurz folgender:

Walther, ein junger und tapferer Ritter, soll einem stolzen Fräulein edler Abkunft, Cäcilie, die er kaum einmal erst und zwar beim Festmahle gesehen, vermählt werden. Ohne seiner Neigung sich klar zu sein, willigt er ein. Eine Jagd wird veranstaltet — das Gedicht schildert sie mit größter Anschaulichkeit, — auf welcher der Schuß eines der Jäger unversehens ein Mädchen am Wege leicht trifft, die der bald von mehr als Mitleid bewegte Jüngling bis zur Hütte ihres alten Vaters, der ehedem ein Ritter gewesen, nun ein Einsiedler war, geleitete; dann sich verabschiedete. Er macht darauf einen Kreuzzug mit, kommt ruhmbedeckt zurück und denkt Alba's und der Waldhütte. Er findet sie jätend im kleinen Garten, spricht mit ihr und dem Vater, der die beiden segnet und bald darauf aus dem Leben scheidet. Des Ritters Herz gehört ihr, ihm das ihre, doch nur verstohlen dürfen sie einander sprechen; in allen Züchten geschieht es. Aber man verrät die beiden, und die stolze Verlobte, welcher der Jüngling doch nie ein Zeichen von Neigung gegeben, schwört Rache. Mit Walthers Vater überrascht sie die beiden im Gespräch und vom falschen Stahl getroffen sinkt Alba in den Tod, er selbst wird eingekerkert. Nach des Vaters Tode frei, verschenkt er zur Sühne für den Vater Hab und Gut an Arme und wird Einsiedler. Allein der Entsagung rechten Grund hatte er nicht gefunden; vergessen konnte er nicht seine Waffen, konnte er noch weniger Alba.

So führte er ferner ein gequältes Leben, ohne Frieden im Gemüt und ohne Hoffnung der Zukunft. Damit schließt das Gedicht, wie es vorgreifend damit begonnen hatte.

War es ein Spiegelbild der Stimmung und der Empfindungen der Dichterin zu der Zeit, da sie es schuf? Wir fragen nicht; wissen aber, daß damals jene Stimmungen romantisch-sentimentaler Art zugleich mit den Stoffen, die solche erregten, in der Zeit lagen; sie lagen auch in der Lebenszeit Annettens. Um so mehr Anerkennung heischt es, daß sie keineswegs in die gleiche Süßlichkeit und Verschwommenheit, wie etwa E. Schulze (vgl. dessen „Cäcilie") dabei verfiel; sie stellte wohl einen sentimentalischen Gegenstand, diesen aber nicht auf sentimentale Art dar, sondern in ruhiger Natürlichkeit und fester, oft sogar markiger Form, auch fast immer in leichter und fließender Sprache, übrigens in den auch sonst von ihr gebrauchten schönen siebenzeiligen (ababccb gereimten) jambischen Strophen, welche hier nie ermüden. Sie selbst wollte freilich das Ganze später als eine unreife Jugendarbeit verwerfen, ließ daher auch dessen Herausgabe nicht zu — „das Gedicht ist im ganzen sehr mißglückt, im einzelnen nicht immer", schrieb sie im J. 1835; — erst in den letzten Lebensjahren betrachtete sie es wieder mit größerer Anerkennung. Erst unlängst ward es gedruckt.

Wir teilen diese Anerkennung in ästhetischer Beziehung ganz, denken vielleicht noch besser davon als die Verfasserin. Nur eines vermissen wir: die durchgeführte, durchleuchtende Idee mit ihrer mehr als poetischen, nämlich heiligen Gerechtigkeit in Gericht und Versöhnung. Die spannendste Erzählung, die anschaulichste Schilderung kann uns ohne diese Idee in der Dichtung nie völlig befriedigen. Letztere soll doch im Leben das Licht, in der Unruhe die Ruhe, im Gericht, dem

ob auch selbstverschuldeten, die Versöhnung und mit ihr die Reinigung der Begierden und Leidenschaften zur Anschauung oder doch zur Ahnung bringen. Das geschieht hier nicht, und so bleibt die Dichtung schließlich unvollendet. Oder hatte die noch so jugendliche Dichterin im Sinne hier zu zeigen, wie, um mit dem Nibelungenliede zu reden, „Liebe mit Leide zur Letzte lohnen mag"? Oder auch, daß ein halbes Entsagen und ein einsiedlerisch Leben aus Anlaß verlorener Erdenliebe noch keinen Seelenfrieden zu geben vermag? Daß die Gottesliebe das ganze Herz, und eine reine und völlige Verleugnung fordert? Wir wissen es nicht; aber meinte sie solches, so hätte es doch im Gedicht, am Schlusse wenigstens, zum Ausdruck kommen müssen, und wäre es durch eine einzige Strophe, welche das rechte Licht im angedeuteten Sinne über das Ganze werfe. Zwar finden sich im ersten Gesange einige dahinzielende Stücke, aber ohne im ganzen genugsam verwertet zu sein. Die drei vorzüglichsten Gesänge teilen wir unten mit.

Grundverschieden nach Geist, Inhalt und Form ist die, eine ziemliche Reihe von Jahren später in Rüschhaus gedichtete traurige, obschon nicht eigentlich tragische Erzählung: „Das Hospiz auf dem großen Bernhard", wozu die Bekanntschaft mit Frau v. Thielemann die äußere Anregung gegeben, da deren Bruder, Salinendirektor am Fuße jenes Alpengipfels, von letzterer besucht worden war und das Fräulein durch deren Schilderungen ein besonderes Interesse der dortigen Alpenwelt und dem Hospiz mit seinen Rettungsanstalten zugewendet hatte, ohne daß sie selbst je dorthin gekommen wäre. Folgendes ist der Inhalt.

Ein Greis aus dem Schweizer-Kanton Unterwalden unternimmt im Winter mit seinem kleinen Enkel eine Wanderung über den großen Bernhardspaß, um seine jenseits in

Savoyen wohnenden Verwandten zum letztenmal in seinem Leben zu besuchen und wohl gar dort seine Tage zu beschließen. Von einem Schneesturm überfallen, verirren sie, finden zwar in einem Leichenhause, wohin die Mönche des Hospizes Speise und Trank gestellt haben zur Erquickung Verirrter, eine kurze Zuflucht, verlassen dieselbe aber wieder, erschreckt durch die dort vorgefundenen Leichen, und irren weiter, immer dem rettenden Hospiz sich schon ganz nahe glaubend. Endlich versagt dem Alten seine Kraft, er sinkt nieder zum Tode, während das geängstete Knäblein von dem treuen Barry, dem Bernhardshunde, aufgefunden und gerettet wird. Daraufhin suchen die guten Mönche, von einem ihrer besten geführt, den Alten, finden ihn aber erfroren und können ihn nicht mehr ins Leben zurückrufen: „der Mann ist tot." — So endet der zweite Gesang. In einem dritten, schon vollendeten, aber nachher trotz befreundeter Einrede von der Dichterin wieder verworfenen, machten sich die in Savoyen ansässigen Verwandten des Verunglückten infolge erhaltener Botschaft auf zum Hospiz, und den vereinten Gebeten und Anstrengungen gelang endlich die Wiederbelebung des Erfrorenen. Wir geben unten aus diesem Gesange die schönen Naturschilderungen als Vorspiel der ganzen Begebenheit.

Warum die so selbstkritische Verfasserin diesen glücklichen Endausgang verwarf? Sie meinte, er wäre unwahrscheinlich, oder würde dem Früheren durch solche Rücknahme einer bereits festgestellten Thatsache Abbruch thun. Wir denken indes, grade durch die geglückte Errettung hätte dem Ganzen die auch hier sonst etwas mangelnde Idee eingehaucht werden können, die heilige Wahrheit nämlich: daß der betenden Liebe und gläubigen Hoffnung, welche zugleich die thätige Aufopferung für das Leben eines andern nicht scheut,

wohl eine Erhörung zu teil wird, wenn sie schon verziehen mag, um jenen Glauben zu prüfen. Freilich hätte es dazu eines etwas wichtigeren Motivs, als Verwandtenbesuch es ist, bedurft; oder es hätte wenigstens der Glaube des Greises mitten im Sturm und drohenden Unglück mehr als wirklicher Gottesglaube sich aussprechen können, um die nachfolgende Errettung als die Krönung desselben erscheinen zu lassen und ihr zugleich die rechte Grundlage zu geben. Einige kleine Änderungen und Zusätze im Gedicht hätten, glauben wir, dazu schon genügt.

Indes auch so ist dasselbe höchst reizvoll zu lesen und gewiß das schönste unter den größeren epischen Erzeugnissen, weshalb wir es auch vollständig in unsrer Auswahl geben. Alles ist mit ergreifender Wahrheit und lebendigster wie gemütvollster Anschaulichkeit erzählt und geschildert; das Landschaftliche und die Naturvorgänge wie die Scenerie des Hospizes und Klosters und die Charaktere verschiedener Mönche sind mit großer Meisterschaft dargestellt. Hatte doch die Dichterin grade auf dieses Werk besondere Sorgfalt verwendet; hatte sie doch die scheinbar gleichgültigsten Einzelheiten bezüglich der Einrichtung des Hospizes und seiner Kirche, des Lebens der Mönche, der Beschaffenheit der Gegend mit ihren Wegen, Schluchten und Felsen, ihrer Pflanzen- und Tierwelt zuvor aufs genaueste erkundet und erkunden lassen, wovon noch jetzt ein Brief an die Freundin v. Thielemann zeugt. „Ich muß mich, heißt es da am Schluß, zu dieser Bitte (um die „wenigstens oberflächliche“ Beantwortung verschiedener vorangeführter Fragen durch eine Augenzeugin) entschließen oder das ganze Gedicht liegen lassen, da ich alle diese genannten Gegenstände nach dem Plan des Gedichts nicht unberührt lassen darf.“ Nach Vollendung des Ganzen aber hat die gewissenhafte Verfasserin fort und fort daran

korrigiert, „entschlossen gestrichen und gefeilt“, ehe sie es endlich zur Veröffentlichung gab; worüber sie sich in ihren gedruckten Briefen an Freunde wiederholt vernehmen läßt (S. 88. 89. 107 vgl. S. 184). Es heißt da u. a. im Septbr. 1841: „Gegen zu große Breite weiß ich Rat, habe ich doch den dritten Gesang meines St. Bernhard gestrichen, und von dem ersten fast die Hälfte. Das Streichen und Feilen muß aber erst nach Vollendung des Ganzen geschehen, während der Arbeit macht es mutlos und unterbricht auch die poetische Stimmung zu sehr. Ohne die Gabe des allerentschlossensten Streichens würden meinem Pegasus längst Eselsohren gewachsen sein.“ Setzen wir hinzu, daß der Reichtum an immer neuer schöpferischer Gabe und das Bewußtsein davon unserer Dichterin das Streichen auch gar wohl erlaubte.

Übrigens macht sich an dieser in kurzen Reimpaaren geschriebenen Dichtung der Einfluß der englischen Muse, besonders W. Scotts und der Seeschule (Wordsworths u. a.) ganz besonders bemerkbar, wenn nicht schon das eigene ursprüngliche Talent diese Weise angeschlagen hätte. Und wir dürfen mit Fug und ohne Widerspruch zu gewärtigen hinzusetzen, A. v. Droste erreichte nicht nur, sondern übertraf vielfach ihre Meister im einzelnen, wenn auch nicht immer in klarer Durchführung des Ganzen. Man vergleiche die schönste jener englischen Dichtungen, Scotts „Fräulein vom See“ mit unserm Hospiz.

Das dritte und von allen umfangreichste Gedicht dieser Art, rein geschichtlich nach seinem Inhalt, ist „Die Schlacht am Loener Bruch“ (sonst bei Stadtlohn, oder Stadtloo genannt), ein umfassendes Gemälde der Niederlage des Herzogs Christian von Braunschweig durch Tilly, den Feldherrn der katholischen Liga im dreißigjährigen Kriege (1623). Ge-

nauer ist es eine Reihe von Einzelgemälden vor und während der Schlacht, alle gruppiert um jenen Feldherrn von Geist und Feuer, aber ohne Glück und mit immer mehr verlorener Ehre: der „tolle Herzog“ nur genannt, in welchen der einst dem geistlichen Stande bestimmte und mit der Bischofsmitra von Halberstadt bekleidet Gewesene unter Übertritt zum protestantischen Bekenntnis umgeschlagen war. Mit großer Unparteilichkeit hat die Dichterin ihn wie seinen finstern, eisernen Gegner Tilly gezeichnet und alles Einzelne ist auch hier von höchster historischer und psychologischer Wahrheit. Wir können Schücking nach einer Seite recht geben, wenn er sagt, A. v. Droste habe in dieser Dichtung ganz den weiten Umfang und die merkwürdige Kraft ihres Talents gezeigt. „Sie unternahm ein Werk, wie es von einer Frauenhand nie unternommen, und in der Ausführung ist nicht der leiseste Strich, der die Frauenhand verrät. Alles ist plastisch, in kecken kühnen Zügen mit festem Griffel hineingezeichnet, und jede Farbe, die notwendig war zum Bilde einer blutigen und schrecklichen Zeit, ist ohne Zagen aufgetragen worden . . . . . Und doch wird dieser Realismus nirgends unpoetisch, er bleibt innerhalb der Grenzlinien des Ästhetischen. Grade dies ist hervorzuheben: bei ihrem Drang, die Wahrheit in konkretester Gestalt wiederzugeben, wird die Dichterin nie zu dem Fehler versucht, in welchen so leicht die Frauen verfallen, nämlich maßlos zu werden. Sie scheut sich nicht, Wunden, Blut und Leichen mit festem Blick ins Auge zu schauen, aber ihre Phantasie ist weit entfernt, im Schrecklichen zu schwelgen, und nirgends wird die Keuschheit eines reizbaren Schönheitsgefühls verletzt.“ Herbst geht weiter in seinem Urteil. „Wir staunen den Frauengeist an, sagt er, der solchen Griffel führt. Das Verständnis der Geschichte im großen Stil, in ihren treibenden Kräften und Bewegungs-

gesetzen, und wieder der psychologische Scharf- und Tiefblick, der das innere Leben des Helden, des tollen Herzogs, so treffend charakterisiert, mehr durch Züge und Bilder als durch Urteile — alles das ist ungewöhnlich. Doch ist das Gedicht zu chaotisch und mehr im einzelnen groß und schön als im ganzen befriedigend. So sprödem Stoff gegenüber versagte der weiblichen Hand doch zuletzt die gestaltende Kraft.“ Wir freilich sind geneigt, den Grund hievon auch in diesem Falle in dem Fehlen einer durchleuchtenden Idee, wie des Trägers einer solchen, zu suchen, eines in irgend welchem Betracht von einem Ideal begeisterten, von einem Pathos beseelten und nur darum auch den Leser zu begeistern fähigen Helden. Mit wem sollen wir hier sympathisieren? wir können es weder mit dem Sieger noch mit dem Unterliegenden. Alles ist hier charakteristisch in hohem Grade, weniges zugleich ideal und erhebend. „Eine Zeit voll Unglück und Ruinen, und nirgends ein persönlicher Gegensatz, an dem sich das Gefühl aufrichtet.“ Es versteht sich übrigens bei unsrer Dichterin von selbst, daß sie zu dieser rein geschichtlichen Dichtung die eingehendsten Quellenstudien gemacht hatte (vgl. Briefe S. 98. 99). Die Liebe zu ihrer westfälischen Heimat aber war es gewesen, welche ihr diesen Stoff an die Hand gegeben, und sie hat daraus gewiß gemacht, was sich machen ließ; wollen doch manche diese Dichtung für ihre vollendetste halten. Den Anfang des in kurzen Reimpaaren sich bewegenden Ganzen geben wir unter den Naturbildern als Schilderung westfälischer Landesart und als Beispiel westfälischer Heimatliebe.

Über die beiden letzten epischen Erzählungen „Des Arztes Vermächtnis“ und „Der Spiritus familiaris des Roßtäuschers“, beide nach vorliegenden Sagen gedichtet, können wir kurz sein. Erstere ist eine wirkliche Schaudergeschichte nach

einer Erzählung von H. Steffens, die schon Schelling in Terzinen behandelt hatte; ihr Inhalt das nächtliche Erlebnis eines mit der Anlage zu Irrsinn behafteten Arztes, der von Räubern geweckt und mit verbundenen Augen auf Umwegen in ihr Höhlenverließ geführt wird, um einem tödlich Verwundeten beizustehen. Was er dort Grausiges sieht und für sich selber zu fürchten hat, verwirrt troß seiner durch List wiedererlangten Freiheit seinen Verstand für alle Folgezeit und der spätere schriftliche Bericht des Erlebnisses und seines Eindrucks auf ihn ist eben sein Vermächtnis. Auch hier indes fehlt, bei aller Handgreiflichkeit der Schilderungen, der ideelle Faden mit der poetischen und sittlichen Gerechtigkeit; bleibt doch die Schuld oder Nichtschuld der handelnden Personen mit der Ursache und dem Zweck der Handlung selbst im Ungewissen; es ist eben nur ein phantastisches Gemälde, obschon reich an psychologischen Feinheiten. Wir geben nur den Eingang unter den Naturbildern mit der Überschrift: „Am Wasserfall“.

Ideenreicher ist das andere und am spätesten von allen gedichtete, „der Hausgeist des Roßtäuschers“. Das, womit dieser sich aus seiner Verarmung aufhelfen will, ein Zaubermittel, bei dessen Erlangung schon es nicht ohne Versündigung an Gott und dem Nächsten abgeht, gerät ihm zum Fluch und Verderben. Zuletzt, tiefer als je verarmt, schuld- und vor der Zeit gealtert, sucht und findet er vor seinem einsamen Sterben den Frieden in dem göttlichen Erbarmen. Der Leser findet die in Betreff der in den Abgrund ziehenden Begier und der schließlichen Errettung an Goethes Faust anklingende höchst formvollendete Dichtung unten vollständig.

Wenden wir uns zur letzten Gruppe der weltlichen Gedichte, zu denen mit didaktischer Tendenz, daher mit Lehre von

uns überschrieben. Die meisten der unter dem Titel „Zeitbilder“ in den früheren Ausgaben vereinigten gehören hierher, aber auch mehrere zerstreute aus den „Letzten Gaben“. Wir geben unten die meisten und besten wieder, jedes einzelne von einschneidendem sittlichem Ernst und doch zugleich im Rahmen frauenhafter Milde gehalten. Wie kam es aber und wie war es dem Fräulein erlaubt, sei es indirekt, sei es geradezu, lehrend aufzutreten ihrer Zeit und ihrem Volke gegenüber? Es war auch hier, sagen wir, nichts Selbstgemachtes und geplant Absichtliches oder gar Hoffärtiges und Unweibliches; es floß alles aus dem innersten Herzens- und Geistesdrange dieser also begabten und berufenen Seele. A. v. Droste, sonst dem öffentlichen Leben so fremd gegenüberstehend, tritt hier mit ernster, zuweilen prophetischer Mahnung auf für die sittlichen, das Zeitliche an das Ewige knüpfenden Pflichten und Güter der Menschheit und des Einzelnen, zumal des Deutschen und des Westfalen, und sie straft, eine ins Christliche übersetzte Veleda oder Sibylle, mit männlichem Nachdruck, ohne ins Kanzeln oder Schulmeistern zu verfallen, bisweilen aber auch in satirisch-humoristischer Weise die herrschenden Unsitten einer vielgepriesenen Neuzeit. Später geht der Ton immer mehr ins Milde, der Inhalt auf das innere Thun und Leben über (wie in „Halt fest“, „Die Golem“ u. a.), und zuletzt rechtfertigt die Dichterin sich selbst in bescheidener, doch schlagender Weise über das Wagnis, als solche aufzutreten (in „Mein Beruf“). Die Phantasie „Der Dichter“ (bisher ungedruckt), nicht zu verwechseln mit einem andern Gedichte gleichen Titels, fügten wir als Probe noch jugendlichen Denkens und Fühlens unsrer Auswahl ein.

Wir kommen zu den geistlichen Dichtungen, enthalten im „Geistlichen Jahr“ und dessen Zusätzen, dem Haupt-

und Schlußwerk von Anna Elisabeths Dichten überhaupt, und dem, was bleibt, wenn alles andere und sie selbst „entschwand“. Es sind Dichtungen des Gemüts über sämtliche Evangelientexte des Kirchenjahres, und schon dadurch von den allermeisten geistlichen Dichtungen unterschieden, daß sie nicht sowohl der frommen Betrachtung und dem andächtigen Gefühl, als der lebendigsten und innigsten Herzenserfahrung entflossen sind, einzig darum in ihrer Art. Wir geben in unsrer Auswahl die größere und vorzüglichere Hälfte davon und ziehen hinzu aus den andern Gedichten die kurze poetische Darstellung der Lehre des „Cherubinischen Wandersmannes“ (Angelus Silesius) und aus den letzten Gaben „Das verlorene Paradies“. Ein drittes Gedicht, „Die schmachtende Kreatur“ (nach Röm. 8, 19—22), welches hieher gehören möchte, ist unvollendet geblieben und das davon vollendete nicht mehr vorhanden (vgl. Briefe S. 123).

In und nach der ersten schweren Krankheitsprüfung entstanden die ersten dieser geistlichen Lieder, die Frucht nicht der träumenden Phantasie oder der schnell vorübergehenden Empfindung, sondern eine Geburt der in ihren Tiefen erregten, Tod und Gericht vor Augen sehenden, um Gott und ihr Heil ringenden Seele. Die Fortsetzung und Vollendung dieser Dichtungen zog sich durch die ganze folgende Lebenszeit hin, bis die Selige zuletzt, ihres nahen Endes innerlich gewiß, die wieder und wieder durchgesehenen und vielfachst veränderten ins Reine brachte — die letzte Hälfte auf wenigen Stücken Papier in kleinster Schrift — und das Ganze ihrem wertesten Freunde, Prof. Schlüter, zur Herausgabe nach ihrem Tode und nicht früher, übergab. Acht dieser Lieder waren indes schon der ersten Ausgabe der Gedichte (1838) beigegeben worden.

Zu wiederholten Malen geschieht der Arbeit an diesem

Werke in den Briefen der Dichterin Erwähnung. So im August 1839: „Seit vierzehn Tagen, da meine Brust um vieles freier geworden, bin ich fleißig und recht im Zuge, sodaß das „geistliche Jahr“ sich hoffentlich früher schließen wird als das Jahr 39. An der nötigen Stimmung fehlt es mir nicht in so vielen einsamen Stunden .... Die geistlichen Lieder werden, wie mich dünkt, den früheren gleich, doch glaube ich, wird es mir immer schwerer werden, einige Mannigfaltigkeit hinein zu bringen, da ich mich nur ungern und selten entschließe, einiges aus dem Texte selbst in Verse zu bringen; er scheint mir zu heilig dazu und es kommt mir auch immer elend und schwülstig vor, gegen die einfache Größe der Bibelsprache. So bleibe ich dabei, einzelne Stellen auszuheben, die mich zumeist frappieren und mir Stoff zu Betrachtungen geben. Ich freue mich darauf, Ihnen das Fertige vorzulesen .... Wollte Gott, ich könnte die Lieder herausgeben (meinte sie damals), es wäre gewiß das Nützlichste was ich mein Lebenlang leisten kann, und das damit verbundene Opfer wollte ich nicht scheuen, hätte ich nur an mich zu denken, aber es geht nicht“ ....

Da redet noch mehr die Dichterin, obwohl des Ernstes ihrer unternommenen Aufgabe sich wohl bewußt. Deutlicher noch tritt letzteres in Worten aus wenig späterer Zeit an denselben Freund hervor, nachdem sie der anderweit an sie ergangenen Aufforderung zu humoristischem Dichten Erwähnung gethan. „Heute eine Schnurre und morgen wieder ein geistliches Lied; das wäre was Schönes, solche Stimmungen ziehen sich nicht an und aus wie Kleider, obwohl manche das zu glauben scheinen.“ Und im November desselben Jahres (1839) an W. J.: „Es ist ein größeres Unternehmen als ich gedacht, und ich hätte schwerlich den Mut zum Anlaufe genommen, wenn ich die Höhe des Berges erkannt, der

vor mir lag. Für spätere Arbeiten hab ich noch keine Pläne und will auch nicht daran denken, bevor ich diese beendigt, da es sich immer fester in mir gestellt hat, daß sie nur zu einer Zeit erscheinen darf, wo mein ganzes irdisches Streben mir wohl thöricht erscheinen wird und dieses Buch vielleicht das einzige ist, dessen ich mich dann freue. Darum will ich auch bis ans Ende meinen ganzen Ernst darauf wenden, und es kümmerrt mich wenig, daß manche der Lieder weniger wohlklingend sind als die früheren; dies ist eine Gelegenheit, wo ich der Form nicht den geringsten nützlichen Gedanken aufopfern darf. Dennoch weiß ich wohl, daß eine schöne Form das Gemüt anregt und empfänglich macht, und nehme so viel Rücksicht darauf, als ohne Beeinträchtigung des Gegenstandes möglich ist, aber nicht mehr."

Welche Furcht aber schon die bloße Ausarbeitung der inneren Erfahrungen zu diesen Liedern für ihr Inwendiges selbst hatte, darauf deuten ihre Worte in demselben Briefe. „Eine Recension meiner Gedichte in der Kölner Zeitung kann mich eben nicht stolz machen. Es ist doch auffallend, wie der Gegenstand anhaltender Beschäftigung auf den Menschen wirkt. Vor einem Jahre würde mich dieses Blatt wahrscheinlich verstimmt haben, jetzt kam ich mir wie eine Tote vor und habe es ohne den mindesten Eindruck aus der Hand gelegt. Ich wollte, es könnte so bleiben, aber mit dem letzten Federstriche am geistlichen Jahr wird das irdische Jahr wohl alle seine wilden Wellen wieder über mich strömen lassen. Möge mir nur der allgemeine Eindruck bleiben! auf den partiellen rechne ich nicht, dazu ist mein Inneres noch lange nicht mürbe genug. Beten Sie für mich, daß ich nicht unreif weggenommen werde, es hat große Gefahr!" In der That, ohne jene grundtiefe „Umwendung des Gemüts" — Buße nennt unsere Übersetzung den griechischen

Ausdruck der Schrift — ohne eine ganze Erneuerung des Herzens- und Geisteswillens kann auch die heiligste Beschäftigung, Betrachtung oder Empfindung des wahren Heiles und bleibenden Geistes- und Seelenfriedens nicht teilhaftig machen. Nur eine neue Geburt aus göttlichem Geiste kann solches, nach dem Worte Dessen, der selbige allein in uns bewirken kann und will, so wir ihm stille halten in gläubigem Gebet und Hingebung des ganzen Ich.

Der Ausdruck solcher Geburtswehen, noch nicht des vollends ausgeborenen Lichts- und Liebesglaubens, sind diese Lieder zu allermeist; und damit ist im Grunde alles gesagt, was zu ihrem Verständnis not ist. Die Dichterin bricht darin wiederholt und in den verschiedensten Wendungen in die Klage aus, die sich bis zur Verzweiflung steigern will, sie habe den Glauben nicht, der da rechtfertigt vor Gott, und ängstlich bittet sie Gott, diese für jenen anzunehmen! Welcher Glaube also ist es, den sie meint, und welche Liebe? — Wenn auch die Dichterin an einer Stelle klagt: „Mein Wissen mußte meinen Glauben töten“, so ist doch daraus keineswegs zu schließen, daß nur dogmatische Verstandes- oder Vernunftzweifel sie ängstigten. Den kirchlichen Glauben hielt sie immer fest. Aber ein anderer Sinn liegt hier beschlossen: nicht um das Was, sondern das Wie des Glaubens, nicht um das objektive Fürwahrhalten von Lehren, den Dogmenglauben, sondern um den Heilsglauben: das subjektivste Hingeben seiner selbst (glauben von „geloben“) an den heiligen Urquell der Wahrheit, des Lichts und des Lebens, der die Liebe ist, handelt sichs hier in erster Reihe. Freilich war bei diesem männlich forschenden und grübelnden Geiste die fragende und zweifelnde Vernunft auch stark; stärker gewiß, wie bei uns allen von Natur, die seelische Liebe des Herzens zu dem, „was auf Erden ist“, und am stärksten

die dem allen zu Grunde liegende, angeborne Eigenheit überhaupt, die Selbstigkeit des eignen Willens. Das heilige „nichts Wollen und nichts Sein, nichts Wünschen und nichts Haben, als sich nur ganz allein an Gottes Willen laben" ist unsrer Freundin nicht so leicht geworden. Eigene Kraft vermag es ja auch nicht; und es ist doch allein der wahre Glaube, das Glauben vielmehr, als fortgehende, wahrhaft sittliche weil wahrhaft selbstüberwindende Lebensthat. Auch die Muse mit all ihren Schönheitsgaben muß da nachgeworfen werden, um des Einen willen, der alles tiefste Bedürfen unsers ewigen Geistes allein stillen kann: Jesus Christus. Zwar liebte sie unsern Heiland, Gottes und Mariensohn und bekennt es freudig; aber es war doch noch mehr eine Liebe nach der Natur, eine pathologische oder seelische Liebe zu dem „Schönsten unter den Menschenkindern", der uns zuerst geliebt, als schon eine heilige und selbstverleugnende nach dem Geiste. Denn diese ist ewig nur der gänzlichen Hingebung Frucht, und nicht ohne die zu solcher Selbsthingabe ziehende Gottesliebe möglich — nicht möglich und wirklich ohne die Gnade und das Ergreifen derselben. Darum wird doch das Wort, das der Heiland von der Sünderin gesprochen: „ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet," in seiner Verbindung mit dem scheinbar gegensätzlich begründenden: „Wem viel vergeben ist, der liebet viel", eine feste und unverbrüchliche Einheit bilden, aber nur dem geistlichen Auge, der innersten Erfahrung geheimnisvolloffenbar. Die Liebe ist des Glaubens, wie der Glaube der Liebe Wurzel und Frucht zugleich; aber eine andere ist die Liebe vor, eine andere nach dem zuerst geschenkten, herzerneuernden Glauben. Und der Grund der Einheit der nach Konfessionen geteilten und zerspaltenen, und leider! in ihren Teilen einander befehdenden, weil ein-

ander und jenen Grund nicht verstehenden Kirche ist doch in diesem zu erfahrenden Geheimnis — Christus für und in uns durch Glauben und Liebe — beschlossen!

Nirgends aber ist die Seelennot in den geistlichen Geburten, welche zu jener Einheit, jenem wahren Frieden allein führen kann, uns deutlicher und ergreifender vor Augen gestellt worden, als in diesem „Geistlichen Jahr", wo die Liebe des Verlangens nach der des ewigen Besitzes, das Liebe-Üben nach dem Liebe-Werden und Sein weint und ringt, und doch nicht bald durchdringen und es erringen kann: denn nur dem völlig umgewandten Willen, dem in Gericht und Gnade gleich gelassenen, nach seiner Eigenheit zerbrochenen, zerschmolzenen, wird das ewige Gut, die unendliche Liebes-Gnade frei geschenkt. Diesen Zug des Vaters zu dem Sohne, durch die strenge Gerechtigkeit zur Gnade und Versöhnung, spiegeln und bezeugen diese Lieder, wie vielleicht keine zweiten unsrer deutschen Dichtung und, außer den Psalmen der h. Schrift, der Dichtung überhaupt. Sie sind die innerlichsten Geistes-Zeugnisse, die es giebt, und um so bedeutungsvoller, als die katholische Kirche, der unsre Dichterin ja angehörte, sonst vielmehr die gegenständliche Seite des Glaubens und des Thuns hervorkehrt. Hier bricht der Quell des Innersten der Seele auf und strömt in dieses Innerste zurück, um in seiner Tiefe Gott zu finden als sein eigenstes, beseligendes Teil.

Hiernach wird der Einsichtige auch jene häufig vorkommenden schweren Selbstanklagen richtig verstehen: nämlich geistlicher, nicht buchstäblicher Weise. Mit dem Maßstabe bürgerlicher Gerechtigkeit und Sittlichkeit gemessen, war die, welche von sich also sprach, untadelig ihr Leben lang; wir wissen es. Wer sich aber erinnert an des h. Apostels Bekenntnis, daß er der Sünder vornehmster sei, wird auch diese

Kundgebungen tiefster Demut und Gewissensnöte nicht mißdeuten. Sind die Psalmen nicht von solchen voll? Und was Fr. L. v. Stolberg von diesen schrieb, das gilt in hohem Grade von jenen unsrer Dichterin: „Alle Psalmen enthalten das Lob Gottes. Denn auch die tiefe Demut des reuigen Sünders, welche aus zerknirschtem Herzen mit Vertrauen der Liebe zum Erbarmenden emporfleht, weinet sein Lob."

So viel zur Kennzeichnung des Geistes und Gehalts im ganzen. Hören wir noch einige anderweitige Aussagen über diese Lieder, wie sie gedruckt vorliegen. Der Verfasser des Nekrologes sagt:

„Der originellste, tiefste, reichhaltigste und bedeutendste ihrer dichterischen Ergüsse sind ihre geistlichen Gedichte. Die Dichterin geht von einem Text des jedesmaligen (Sonn- und Festtags-) Evangeliums, der sie unwillkürlich bewegt und zum Nachdenken vorzüglich anreizt, aus und verfolgt dann das Thema ihrer Betrachtung nach eigenem Sinn, sich in selbes vertiefend, wobei sie mit seltener Macht des Gefühls und des Gedankens den eigenen innern, religiös-sittlichen Zustand ohne Schonung und Rückhalt sich vorführt, zergliedert und an den Maßstab des Evangeliums legt. Ihr Glaube, ihre Zweifel und Bedenken, ihre Angst, ihre Hoffnung, ihre Befürchtung, ihre Gottes- und Menschenliebe, ihr Mangel an Liebe, Vertrauen und Zuversicht, an Treue im Kleinsten, wenn sie sich mit ihrem hohen Ideale vergleicht, werden mit einer erschütternden lyrischen Kunst und tief einschneidenden Wahrheit, schonungslos gegen sich selbst, in den mannigfachsten Formen und Weisen, in denen jedes kühne gewaltige Bild der Gedanke selbst zu sein scheint, in einer man möchte sagen shakspeareschen Sprache ausgesprochen, sodaß man über der Macht und Gewalt des überreichen Gehaltes die mannigfach wechselnde, kunstreiche Form kaum

bemerkt, worin diese bald kühnen und kraftvollen, bald wieder überaus milden und zarten Ergüsse des Herzens und der betrachtenden Seele gekleidet sind, deren Muse das Gewissen und die Furcht vor dem Kunstrichter, der Herzen und Nieren prüft, gewesen zu sein scheint. So sind sie das treue Abbild eines christlichen, mächtig erregten, nach dem Höchsten ringenden und um das ewige Heil kämpfenden Herzens, worin andere Herzen sich als in einem Spiegel betrachten und ihren inneren, höheren Lebenszustand bemessen und beurteilen können."

Selbst Schücking hat bemerkt: „Die Poesie Annettens v. Droste erreicht in diesen geistlichen Gedichten oft ihren höchsten Schwung. Es ist in vielen derselben eine erhabene Kraft und eine hinreißende Glut, welche die Dichterin wie eine Sibylle erscheinen läßt, die vor uns tritt, als ob sie eben aus den Hallen niederstiege, in welchen die Psalmenharfe des königlichen Büßers, die Hymnen des Ambrosius und Gregors d. Gr. wiederklingen, und jenes markerschütternde Lied der prophetischen Ekstase des Thomas von Celano tönt. In andern dieser Lieder werden uns mitunter Bilder vorgezaubert, als ob wir in einem Dom des Mittelalters eines jener in wunderbarer Farbenpracht und Innigkeit der Komposition leuchtenden Glasgemälde sähen, das von eben so großer Wärme als durchsichtiger Klarheit ist." Wolfgang Menzel nicht unähnlich, und doch weiter reichend: „Diese Lieder verbinden mit der heiligen Kindlichkeit altdeutscher Bilder, zumal der alten Kölner Schule, die Andachtsglut der späteren spanischen Maler, die edle Einfachheit altdeutscher Weihnachts- und Osterlieder mit dem süßen Feuer der italienischen Lieder des h. Franziskus von Assisi. Es weht uns daraus an, wie aus dem uralten Frieden der Kirche (wo der Streit ein inwendiger — wider die Sünde allein), wie

aus einer Zeit, die den Zank um die göttlichen Dinge noch nicht kannte, wie Duft von Blumen aus einem noch nicht entweihten Paradiese."

Nicht auf die Form indes, nicht auf die Schönheit ästhetischer Art, sondern ganz auf die heilige Wahrheit kommt es vielmehr in diesen Herzensliedern an; alles andere ist nur Mittel für diesen Ausdruck und Eindruck. Hierüber äußert sich W. Herbst mit eingehender und im ganzen gewiß zutreffender Ausführlichkeit. „In A. v. Droste's übrigen Dichtungen spiegelte sich vor allem doch ihr Welt- und Selbstbewußtsein, die Welt in Natur und Geschichte, der Reflex von beiden im eigenen Innenleben. Wohl ruhten alle diese Bilder auf einem tieferen Grunde, der hie und da auch zu Tage kam, aber nur sporadisch und bruchstückartig. Alles aber drängte bei ihr aus der Vielheit zur Einheit, und es war nichts als organisches Wachstum aus einer Lebenswurzel, wenn sie grade am Abend ihres Lebens ihre große Dichtergabe wie ein Opfer auf den Altar legte. Am vollsten und vollkommensten enthüllen doch Mensch wie Dichter ihr Wesen, wenn sie ihr Gottesbewußtsein aussprechen. Dann erst blicken wir in die Tiefen des Herzens. Sage mir, was du glaubst, und ich sage dir, was du bist. So auch bei A. v. Droste. Ihrem Lebensbaum mit seinen vieläftigen Wurzeln und Zweigen, in denen so manche liebliche Naturstimme erklungen, würde die Krone fehlen ohne diese Enträtselung des Innersten, ohne dies Betreten des Allerheiligsten . . . Ihre nächste Bedeutung haben also diese poetischen Laienpredigten für unsere Kenntnis der inneren Bildungs- (Um- und Neubildungs-!) Geschichte der Verfasserin selbst. Wir sahen ihre persönliche Gestalt wohl auch durch ihre früheren Dichtungen hindurchschreiten, denn sie alle waren losgelöste Stücke ihres Selbsts und Lebens. Aber jetzt erst erhält sie völlig aus-

geprägte Züge, jetzt offenbart sie ihr Eigenstes und Bestes. Das Kind einer katholischen und festgläubigen Familie, war sie in dem Glauben ihrer Kirche aufgewachsen, aber die Zeitbildung pochte stark genug an die Herzensthür und begehrte Einlaß. Mehr noch waren es tiefliegende Eigenheiten, die sich gegen die überlieferte Lebensanschauung sträubten. Es lag in ihr ein unruhiger Grübelgeist, eine schwer zu befriedigende Zweifelsucht, eine fast männliche Verstandesschärfe. Sie hat den Kampf des Selbstwissens gegen die Offenbarung des Eigenwillens gegen das göttliche Gesetz wohl gekannt. Aber sie hat bis zum Siege ihn durchgekämpft."

Vorbereitungen und Anklänge, ja Grundzüge und Elemente der religiösen Erhebung, der wir im geistlichen Jahr begegnen, findet Herbst einmal in „dem ethischen Geist, den alle früheren Gedichte so lebendig atmen, wie er nach aller Zeugnis auch die Persönlichkeit der Dichterin selbst adelte. Das tiefe Gemüt, die Treue und Liebe, mit der sie im Leben Wohlthun nach allen Seiten verbreitete, mit vollen Händen gab, dies Dringen bei sich und andern auf die höchsten sittlichen Ziele — hier aber ist mehr als Thun, hier ist ein Sein" .... „Ein anderer vorbereitender Zug in ihrem sonstigen Dichten ist die Vertrautheit mit den Bildern des Todes und des Vergehens. An ihrem eigenen siechen Körper erfuhr sie die Unsicherheit des Lebens auf Schritt und Tritt, das „mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen". Das Innewerden des Vergehens weist tiefere Naturen auf das Trachten nach ewigen Gütern." Dieses Ewige freilich regt sich, schon nach Dichters Wort, in allen; denn die Ewigkeit hat Gott dem Menschen ins Herz gegeben, wie die Schrift und die Erfahrung sagt. Meist aber schläft sie, umnachtet von den Nebeln und Finsternissen der Irdigkeit und Begier, sie tritt nur zuweilen als Gewissensruf des

Richters oder auch als sehnsüchtiges Herzensgefühl hervor, und wenige verstehen die Sehnsucht und den Ruf; und noch wenigere machen sich auf mit dem verlornen Sohne zum Vater. Anna von Droste that es, wie ihre Lieder und so manches aus ihrem Leben bezeugt, und sie wird darum im Vater den Sohn, im Sohne den Vater gefunden haben. Denn Er ist es ja im letzten Grunde selbst, der das Verlangen und die Angst, wie ihre Stillung schafft.

Über den Inhalt dieser Dichtungen selbst sagen wir mit Herbst ferner: „Der Schrifttext ist in diesen Liedern nur Ausgangspunkt und Anstoß, die inneren Erfahrungen auszusprechen. Oft springt das Dichterwort willkürlich ab von dem Schriftwort, aus dem objektiven Gehalt des letztern in das allersubjektivste Erlebnis über. Aber immer spiegelt sich das letztere in dem untrüglichen Spiegel des ersteren, vor welchem das Auge hell wird und der schöne Schein zerrinnt. .. Es ist echte Lyrik, aber doch gehalten und getragen durch den realistischen Hintergrund des biblischen Worts. Selten, in neueren Zeiten kaum, ist in poetischer Form eine solche Tiefe christlicher Selbsterkenntnis offenbar geworden. Die unerbittliche Schärfe der Beobachtung, die A. v. Droste sonst gegen die Welt und andere Menschen geübt, hier kehrt sie sie gegen sich selbst; wie ein zweischneidig Schwert fährt ihr Wort in das eigene dunkle Herz. Es ist ein Friedensruf „aus tiefer Not“. Mitunter sinkt ihre Stimmung bis zur Verzweiflung hinab. Sturm und Nacht ringsum und der rettende Anker entglitten. Aber wie krankhaft und mit leidenschaftlicher Inbrunst klammert sie sich immer wieder an die emporziehende Hand der göttlichen Liebe. Aus diesem trotzigen und verzagten Widerstreit von Hoffen und Fürchten, von dem seligsten Gefühl des Besitzes und dem unseligen Bangen um das ewige Gut entspringen die tiefsten und eigentümlichsten

Lieder des geistlichen Jahres. Aber eben weil sie keine linden Frühlingsstimmen sind, die uns Kühlung zufächeln in der Hitze des Tages, weil in ihnen noch die Staubwolke des Kampfplatzes wirbelt, darum beruhigen sie nicht sowohl, als sie (heilsam doch nur!) aufregen und zur Selbstprüfung auffordern. „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“ das ist Thema und Inschrift dieser Lieder; das Wort: „Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern,“ bezeichnet die Seelenhaltung in der sie geboren sind, in welche auch der empfängliche Leser versetzt wird. Der Anblick des Ringens einer solchen Natur aber hat auch eine erbauende Kraft.“

Daß die meisten dieser Lieder zugleich „die höchste poetische Befriedigung gewähren, nicht wenige von hinreißender Macht sind, daß ein reicher Wechsel kunstvoller Metren sich mit seinem Formensinn den wechselnden Gedanken und Stimmungen anschmiegt“ — dieses und anderes steht uns in zweiter Reihe. In erster, daß, um immer noch mit den Worten des Letztgenannten zu reden, „die Grundzüge alles Christentums, die Erfahrung von Sünde und Gnade — von Gnade in Hoffnung! — auch diese so eigenartigen Lieder durchziehen, daß sie die allen offene Quelle der h. Schrift zum Hintergrund und Halt haben.“ Als unsern Wunsch und unsere Hoffnung aber setzen wir hinzu, daß viele daraus lernen mögen, wie sie daraus lernen können, wenn sie wollen! Was doch? Die Einen, daß es um den Glauben zur Seligkeit, um Tod, Gericht und Ewigkeit kein Spiel ist, dessen man sich beliebig für dies Dasein entschlagen könne, sondern heiligster Ernst und gewisseste Wahrheit. Die Andern, daß der rechtfertigende Glaube nicht in einem äußern, bekenntnismäßigen oder auch gefühligen Fürwahrhalten der Gottesgnade besteht, sondern nur im schmerzlichen Ringen wider die verborgenste Eigenheit, in Gebet und Opfer des

Herzens bleibend errungen wird, und daß Jesus Christus nicht bloß zurechnungs-, sondern auch wesentlicher Weise unser eigen werden muß, wenn anders wir uns der Liebe des Vaters in seinem Sohne als unserm Versöhner getrösten wollen. Die Dritten endlich, daß aller Heiligen Fürbitte und aller guten Werke Verdienstlichkeit, ja alle guten, gottgewirkten Werke selbst uns den Frieden der Seele nicht verschaffen noch verbürgen können, wenn der Grund durch ganze Hingebung nicht in Jesum Christum allein gelegt und immerdar gefunden wird, im eigenen Innersten, zu dem großen Geheimnis: „Ich in ihnen und sie in mir.“ Und wir wiederholen es auch an dieser Stelle nach innigster Überzeugung: Hier, in dem Geheimnis der Glaubens- und Liebe-Vereinigung mit Christo, in der Verleugnung seiner selbst, ist auch allein das Geheimnis der Vereinigung und Wiedervereinigung aller kirchlichen Bekenntnisse und Kirchen beschlossen: in der heiligen Liebe, die das A und das O des Christentums, ja Christus selbst in seiner Kirche ist. Dieses Geheimnis aber leuchtet uns, wenn auch im Stande des Ringens und des Suchens, nirgend heller auf als in dem „Geistlichen Jahr“. Mit Recht sagt von demselben K. Barthel: „Für alle, die Gott suchen, welcher Kirche sie auch angehören mögen; für alle, die das ernste Ringen der Seele nach dem Einen was not thut verstehen, wird diese geistliche Liedergabe der heimgegangenen Dichterin von der allertiefsten Bedeutung sein.“

Wir wollen den Leser nicht ermüden. Dem Denkmal durften aber diese Auslassungen und Urteile von andern nicht wohl fehlen. Wir schließen mit Herbsts Worten: „Dadurch, daß die Lieder nun wie eine Stimme von jenseit des Grabes klingen, gewinnen sie noch etwas ungewöhnlich Feierliches, Aufweckendes. Und weil die Dichterin dieselbe nicht mehr

bei Lebzeiten wollte ausgehen lassen, konnte sie ihre Stimme um so ungehemmter erheben, sonder Rücksicht und Fessel, frei vom letzten Rest von Menschenfurcht oder falscher Scham. Es sind Selbstgespräche, wo die Seele allein ist mit ihrem Gott. Der Schleier des Erdenlebens zerreißt, die Flitter sind verblichen, und das Licht, das ihrem Auge schon geworden, verlangt nur nach mehr Licht. Und ein Strahl aus der Welt des Schauens fiel auf diese Worte des Glaubens."

Nun aber, nachdem die, welche sie schrieb, den Kampf dieses Glaubens vollendet, mag es gerechtfertigt sein, mit ihren eigenen Worten, die sie sonder Stolz und Überhebung auszusprechen wagte, dieses Denkmal ihrer Dichtung zu beschließen. Es gilt noch, und heute mehr als je, wenn sie ruft (zum 4. Sonntage nach Ostern):

„Ich hebe meine Stimme laut,
Ein Wüstenherold für die Not:
Wacht auf, ihr Träumer, aufgeschaut!
Im Osten steht das Morgenrot —
Nur aufgeschaut!
Nur nicht zurück, dort steht der Tod!

Nur aufgeschaut, nur nicht zurück,
Laßt Menschenweisheit hinter euch —
Sie ist der Tod! ihr schnödes Glück
Ist übertünchtem Grabe gleich;
O hebt den Blick!
Der Himmel ist so mild und reich!"

Was die Hochbegabte sonst noch geschaffen und vollendet? Wenig Bedeutenderes mehr, und so manches Angefangene vermochte sie nicht zu vollenden. Sie selbst erwähnt dies

einmal ausführlich in einem Briefe an W. J. aus 1837, worin es heißt: „Ich habe den Fehler, nichts zu vollenden. Sie glauben nicht, lieber Freund, wie viel Arbeit ich schon auf diese Weise verschwendet; denn ich höre nicht so bald auf, erst nachdem ich mich ein halbes oder viertel Jahr schachmatt gearbeitet . . .“ Wenig von dem Geplanten, das sie dann aufzählt, ist, zumal bei ihrem leidenden Körperzustande, zur Ausführung gekommen; von einigen Novellen und Erzählungen sprachen wir schon; das Meiste verwarf sie selbst später. So den Entwurf einer Kriminalgeschichte, worin die „Entdeckung eines Mordes an einem Juden von einem blinden Bettler dadurch befördert wird, daß dieser den Mörder veranlaßt, dieselben Worte auszusprechen, die jener, der ungesehen in einem Gebüsche ruhend gegenwärtig war, denselben während des Mordes sagen hörte,“ — wie Verfasserin selbst sich ausdrückt. Also eine Art prosaisches Seitenstück zu Schillers Kranichen des Ibykus oder zu St. Meinrads Raben. Mit höchster, und hinwieder so einfacher Erzählungs- und Schilderungskunst ausgeführt aber ist die ebenfalls „peinliche“ Dorfgeschichte: „Die Judenbuche“. „Die Naturwahrheit darin, sagt ein Litteraturhistoriker von Ruf (J. Schmidt), zeugt von einer Meisterhand, und die schwere Aufgabe, das Entsetzliche und Humoristische, Grauen und Ironie so ineinander zu verweben, daß das eine das andere nicht aufhebt, ist ihr aufs vollkommenste gelungen. Diese eine Arbeit stellt A. v. Droste unsern besten Novellisten an die Seite.“

Von dem nur im Entwurf teilweise ausgeführten Werk über Westfalen unter dem Titel „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ war schon oben die Rede, mit Anführung einiger Stellen über das Elternhaus und seine Bewohner, als Vertreter des münsterländischen Adels überhaupt. Lange

war übrigens die Dichterin über Form und Plan des Ganzen unschlüssig, wie ihre Briefe an den Freund in Münster beweisen mögen. „Die Leute hier zu Lande sind noch gar nicht gewohnt, schrieb sie dort, sich abkonterfeien zu lassen, sie werden den gelindesten Schatten als persönliche Beleidigung aufnehmen. Ich weiß am besten, daß ich meinen Landsleuten weit weniger Unrecht thue, als viel eher durch zu große Vorliebe und Idealisieren mancher an sich unbedeutenden Eigenschaft mich lächerlich machen werde; und dennoch fürchte ich gänzlich in Verruf zu kommen, denn alles kann ich ihnen und meiner eigenen Liebe nicht aufopfern, nicht Wahrheit, Natur, die zur Vollendung eines Gemäldes so nötigen kleinen Schatten." Zuletzt wählte sie dann die Form von W. Irvings „Bracebridge Hall": „eine Reihefolge von kleinen Begebenheiten und eigenen Meditationen, durch einen losen, leichten Faden zusammengehalten. Es werden alle normalen Charaktere, Sitten, Institute, Sagen und Aberglauben darin vorkommen, teils geradezu in die Scene gebracht, teils in den häufig eingestreuten Erzählungen; ich hoffe Gutes von dem Buche."

Sie hat es nicht vollendet, obwohl sie es auf der Meersburg zu thun beabsichtigte (1841). Indes ist auch das Vorhandene hinlänglicher Beweis, wenn es dessen bedürfte, von ihrem unvergleichlichen Schilderungstalent, mit welchem sie ein Bild der Umgebung entworfen hat, in der sie aufgewachsen war und in der sie die glücklichsten Zeiten ihres Erdenlebens zugebracht. Sie *sollte* es nicht vollenden: eine bessere Heimat wartete schon ihrer. Überdies hat sie einen guten Teil dessen, was ihr als Dichtung zu Ende zu bringen nicht gegeben war, in Prosa wahrheitstreu ausgeführt in den am Schlusse der Letzten Gaben gedruckten „*Bildern aus Westfalen*", worin über die Art des Münsterlandes und der

Münsterländer alles Hauptsächliche, vom Kirchlichen noch abgesehen, enthalten ist. Es war, ähnlich wie die meisten ihrer Balladen für Schückings und Freiligraths „Malerisches und romantisches Westfalen“, so für ein ähnliches von ersterem geplantes, aber nicht ausgeführtes Werk bestimmt. Wir haben im ersten Abschnitt dieses Denkmals manches daraus aufgenommen.

Eins noch dürfen wir unerwähnt nicht lassen, und das möge denn das Letzte sein. Es ist der Entwurf zu einer tiefsinnigen allegorischen Dichtung, wozu der Münstersche Freund durch ein geliehenes Buch und ausdrücklichen Hinweis die Anregung gegeben. Jener findet sich in einem der gedruckten Briefe und lautet daselbst (Ostermontag 1846):

„Siri und B. träumen als zwei Feuerrosen-Knospen im Garten der Poesie, erwachen, nehmen die sie umgebenden Eindrücke von Kunst und Natur, heidnischer oder religiöser Begeisterung in sich auf oder stoßen sie zurück; die bestimmendsten Erscheinungen ihres Lebens schreiten bildlich an ihnen vorüber. Endlich schmückt die eine den Altar, zuerst als Blütenzweig, nach vergangener Blüte als Dornenkrone am Fuße des Kruzifixes niedergelegt; die andere öffnet ihre Brust dem heidnischen Helios so weit, daß seine Strahlen das Wurmei darin ausbrüten, was ihr nachher am Herzen nagt, und sie zuletzt, nachdem Helios ihr untergegangen, als nackten Dornstrauch erscheinen läßt, der in seinem Grimm die Kleider der Pilger zerreißt, die dem nie verlöschenden und in der Nacht doppelt glänzenden ewigen Lichte der Kapelle zuwallen, von der sie sich ausgeschlossen fühlt . . . .“

So der Entwurf, dem man weder hochpoetische Schönheit noch heilige, tiefblickende Wahrheit wird absprechen können. Aber die Schwierigkeiten, welche die Dichterin in der Durchführung des Verhältnisses des Bildes zur Sache — Feuer-

rosen zu Feuerseelen — zu finden glaubte, dann die letzte Reise nach dem Süden hinderten die Ausführung. Sie wäre wahrscheinlich, in Anbetracht des Gegenstandes wie der dichtenden Feder, von größter Wirkung gewesen. Es sollte, oder es durfte nicht sein.

Fassen wir jetzt mit den Worten anderer das Endurteil über A. v. Droste als Dichterin wie über ihre Dichtungen zusammen. Der Nekrolog des Freundes vom J. 1848 sagte:

„Wenn die Poesieen der A. v. D. an Gestalt und Bedeutung, an objektivem und dauerndem Werte die meisten poetischen Produkte unsrer Tage so weit überragen, so war keineswegs der ausgezeichnete Charakter, das tiefe, reiche Gemüt und das seltene, angeborne Talent der Dichterin davon die einzige Ursache. Die großen Muster der Klassiker alter Zeit, namentlich der Römer, sowie die vorzüglichsten Englands und Italiens hatten ihren Geschmack gebildet und ihr poetisches Gefühl erzogen und geläutert; und indem sie sinnig und nachdenkend in ihre Werke sich vertiefte, empfing sie zugleich an ihnen einen gediegenen Prüfstein, woran sie wohl mit Zuversicht erkennen mochte, ob und inwiefern sie ihrem eigenen Genius vertrauen oder folgen dürfe. Doch besaß sie Elasticität des Geistes und an der lebendigen Gegenwart gereiftes Urteil genug, um einzusehen, daß Nachahmung nur zu schlechter Kopierung führe, und nicht diese, sondern Wetteifer mit jenen die Aufgabe für die Dichter der Gegenwart sei. Zudem ward sie nicht müde, namentlich bei ihren ersten größeren Versuchen ihre Produkte erbarmungslos zu verbessern, zu beschneiden und in neue angemessenere Formen umzuschreiben; gern auch ließ sie es sich gefallen, die hoffnungslosen Kinder ihrer Feder gänzlich zu verwerfen .... Einer jeden Gestalt und Weise, welcher der Schöpfer Dasein und

Leben vergönnt, eine gerechte und unparteiische Würdigung zuzuwenden strebend, und so an allem Leben sich erfreuend, suchte sie die Anschauungen, Erinnerungen, Ereignisse ihres Lebens, die Erzählungen und Sagen, welche sie angeregt hatten, wie es sich eben traf, rein objektiv, treu und wahr in ein Bild zu fassen und es in einer schmucklosen, aber markierten und höchst bestimmten Sprache poetisch auszudrücken, stets bemüht mehr für die Sache als für die Form und Einkleidung, oder für ihre Subjektivität den Leser zu interessieren. In ihren Poesieen ist an den Natur- wie Seelenschilderungen objektive Wahrheit, Gehalt, feinste Richtigkeit und unverkümmertes, ursprüngliches menschliches Fühlen, bei Abwesenheit jeder falschen Sentimentalität gerühmt worden, sowie daß dieselben, nirgends der Konvenienz und Mode huldigend, stets ihre ursprüngliche Eigentümlichkeit und Frische bewahren."

In einer andern „Grabschrift" vom J. 1848, u. a. in der Kölnischen Zeitung abgedruckt, heißt es: „Ihre Gedichtsammlung birgt einen Schatz von Innerlichkeit, der nie versiegt, und bei jedem poetisch begabten Leser stets neue Gedanken weckt; ihn vollständig zu heben, wird freilich nie einem Ungeweiheten gelingen. Wem die Tiefen der poetischen Intuition nicht zugänglich sind, der muß vor den geheimnisvollen Aussprüchen dieser Dichterin, und noch mehr vor der spröden Neuheit ihrer Form zurückschrecken. Aber selbst dem Überblick der Oberflächlichkeit sowohl, wie der Splitterrichterei, wird die Meisterhand imponieren, die sich siegreich hier des Stoffes bemächtigt hat und sogar in den Mißgriffen noch sichtbar ist. Die Urkraft dieses Dichtergeistes konnte sich nicht in den ausgefahrenen Geleisen unsrer Lyrik anmutig weiblich bewegen; sie schneidet überall tiefer ein als man es gewohnt ist, oder sie verläßt dieselben ganz, Schlachtgemälde, wilde Naturschauspiele und Balladenstoffe dafür ein-

tauschend. Die Gefühlslyra unsrer Sängerinnen, Liebesweh, dunkle Sehnsucht, Naturschwärmerei, hat der Droste keine Kompositionen zu verdanken; sie hat ganz andere Töne angeschlagen als ihre deutschen Mitschwestern. Mit der englischen Muse hat sie dagegen manche Verwandtschaft . . Genialität ist überall der Stempel ihres Schaffens gewesen, und die Kritik wird nicht anstehen, sie als die genialste Dichterin unsrer Zeit zu verkünden. Was heißt genial anders, als abstammend vom Genius, dessen Merkmal es ist, das Platonische (bloß?) Menschheitsideal darzustellen: die Vollendung durch Vereinigung der Geschlechtsvorzüge, des männlichen Geistes und des weiblichen Gemütes."

Die dritte Stimme sei wiederum die eines Freundes, W. Junkmanns, der ihr im Leben so wert gewesen. Derselbe ehrte die Verstorbene u. a. mit etwa folgenden Worten:

„Es war ein ernstes, besonnenes, christliches Gemüt, aber echt weiblich. Es erscheint durch viele Erlebnisse, bittere und erfreuliche, durch viele Gedanken und Betrachtungen, düstere und lichte, vertieft, aber klar und ruhig und, dürfen wir sagen, milde erwärmt von göttlicher Liebe und milde erwärmend. Er kennt die düstere See des Irrtums und segelt auf dem Meere der Wahrheit, aus dem Reiche der Vergänglichkeit wendet es sich langsam und leise zu der Ewigkeit und ist geflohen aus dem Frost in die Wärme der Liebe. Freudig lebt es in der Kirche, hat aber seine Blicke und sein Gefallen nicht abgewendet von der Herrlichkeit der gottgeschaffenen Welt, wie sie in menschlichen Anlagen und Fähigkeiten, in wundersamen Erlebnissen und Zuständen, in der Natur und im Menschenleben sich bietet, gleichsam den Resten des Erbgutes, womit die ewige Schönheit die Welt und den Menschen so gütig ausgestattet. Es zieht, wie aus demüti-

ger Scheu, nicht die Hülle ab von dieser Welt und allem was in ihr ist, jene Bande, welche die Heiligen so schmerzlich trugen, jene Schleier, welche uns allenthalben den Himmel und die wiedergeborene Welt mit ihrer Schönheit und Seligkeit verdecken. Sie kennt den dunkeln Hintergrund unsrer Erde, unsrer Seele, mit seinen Leiden, seinen Schrekken: er ist der Inhalt der dichterischen Erzählungen wie der geistlichen Lieder; aber ebenso beleuchtet und erwärmt, durchdringt und verscheucht ihn die Sonne der Gerechtigkeit, Weisheit und Gnade, wie in der wirklichen Welt, so in der ihrer Gedichte, sowohl indem der Mensch mit ganzer Freiheit ihre Strahlen aufnimmt und Raum ihnen bahnt nach allen Seiten, als auch indem die Natur, unfrei und voll Sehnsucht, von ihnen sich verschönen und verklären läßt . . . Und darin liegt auch der Zauber, das Leben, das Band der Freundschaft: daß in Freundes wahrem, treuem, offenem Herzen Weg und Sporn ist zu dem höchsten Freunde, der sich selbst uns zum Freunde erniedrigt hat" — um uns, setzen wir hinzu, durch das Sterben unsrer selbstischen Natur zu sich zu erheben in das Reich der Freiheit und der reinen, demütigen Liebe!

Wir wüßten nicht ein Mehreres zu sagen.

Wir haben Anna Elisabeth von Droste als Jungfrau, als Freundin, als Dichterin und als gläubige Christin zu zeichnen und ihr in allen den Beziehungen dieses einfache Denkmal zu erheben gesucht. Kaum ihrer Person jedoch; denn sie bedarf dessen nicht, und „es würde sie drücken", wie, nach Tacitus, schon unsre heidnischen Vorfahren von ihren Toten glaubten. Es ist das auch, und in noch anderem, tieferem Verstande, unser *christlicher* Glaube. Ziemt sichs doch nicht, das Lob eines Menschen im Angesichte des Allheiligen

zu verkünden; ist doch auch die Dichtergabe kein Verdienst, sondern eben Seine Gabe allein. Und die Ruhe unsrer Freundin ist nicht unter einem Denkmal von Menschenhand, und sei es eben so kostbar als dieses geringe es nicht ist, sondern zu den Füßen Dessen, vor dem nur die grundtiefe Demut Platz und die heilige Liebe ein Lob findet, da sie selber das ewige Lob dem Lamme in dem Dreieinigen bringt.

Von der Dichterin aber wiederholen wir nach allem Gesagten: sie war dem Gemüte nach eine romantische, hinsichts der Form großenteils eine klassische, überdies die objektivste und die subjektivste Dichterkraft zugleich. Zwar Dramen wie Goethes Iphigenie und Schillers Jungfrau hat sie nicht geschaffen, und kein Epos wie Hermann und Dorothea. Aber jenes deshalb nicht, weil sie selber Iphigenie und Johanna im Wesen war ihres Geistes, ihrer Gesinnung und ihres Charakters; und dieses nicht, weil sie jene unruhige und begehrliche, zwar zuweilen himmlisch anfangende, aber irdisch endigende Neigung, welche aus dem zeitlichen Gegensatz der Geschlechter urständet, in sich überwunden und zu einer Freundschaft höherer und reinerer Art geadelt hatte. So und in allem war sie die in Einfachheit und Bescheidenheit wie in edlem Ernst und Abgeschlossenheit westfälische, deutsche, adelige und immer mehr auch geheiligte Dichterin. Und wahr geworden ist nun längst, was sie einst in tiefer innerer Not dennoch von sich sagen gedurft:

„Meine Lieder werden leben, wann ich längst entschwand;
Mancher wird bei ihnen beben, der gleich mir empfand.
Ob ein andrer sie gegeben oder meine Hand:
Sieh, die Lieder durften leben, aber ich entschwand.“

Ihre Seele ruhe in Frieden!

II.

Die Dichtungen.

I. Natur.

Haidebilder.

---

1. Der Weiher.

Er liegt so still im Morgenlicht,
So friedlich wie ein fromm Gewissen;
Wenn Weste seinen Spiegel küssen,
Des Ufers Blume fühlt es nicht.
Libellen zittern über ihn,
Blaugoldne Stäbchen und Karmin,
Und auf des Sonnenbildes Glanz
Die Wasserspinne führt den Tanz.
Schwertlilienkranz am Ufer steht
Und horcht des Schilfes Schlummerliede,
Ein lindes Säuseln kommt und geht,
Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede! —

(Die Linde.)

Ich breite über ihn mein Blätterdach,
So weit ich es vom Ufer strecken mag;
Schau her, wie langaus meine Arme reichen,
Ihm mit den Fächern das Gewürm zu scheuchen,
Das hundertfarbig zittert in der Luft —
Ich hauch ihm meines Odems besten Duft,

Und auf sein Lager laß ich niederfallen
Die lieblichste von meinen Blüten allen;
Und eine Bank lehnt sich auf meinen Stamm,
Da schaut ein Dichter von dem Uferdamm,
Den hör ich flüstern wunderliche Weise,
Von mir und dir und der Libell so leise,
Daß er den frommen Schläfer nicht geweckt;
Sonst wahrlich hätt' die Raupe ihn erschreckt,
Die ich geschleudert aus dem Blätterhag —
Wie grell die Sonne blitzt! schwül wird der Tag.
O könnt ich, könnt ich meine Wurzeln strecken
Recht mitten in das tief krystallne Becken,
Den Fäden gleich, die, grünlicher Asbest,
Schaun so behaglich aus dem Wasserneft —
Wie mir zum Hohne, die im Sonnenbrande
Hier einsam niederlechzt vom Uferrande!

(Das Schilf.)

Stille, er schläft, stille! stille!
Libelle, reg die Schwingen sacht,
Daß nicht das Goldgewebe schrille,
Und, Ufergrün, hab gute Wacht,
Kein Kieselchen laß niederfallen!
Er schläft auf seinem Wolkenflaum,
Und über ihn läßt säuselnd wallen
Das Laubgewölb der alte Baum.
Hoch oben, wo die Sonne glüht,
Wieget der Vogel seine Flügel,
Und wie ein schlüpfend Fischlein zieht
Sein Schatten durch des Teiches Spiegel.
Stille, stille! er hat sich geregt,
Ein fallend Reis hat ihn bewegt,
Das grad zum Nest der Hänfling trug;
Su, su! breit', Ast, dein grünes Tuch —
Su, su! nun schläft er fest genug.

2. Die Lerche.

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Ätherbecken
Taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau,
Ob Licht sie zünde oder trink' im Blau.
Glührote Pfeile zucken auf und nieder,
Und wecken Thaues Blitze, wenn im Flug
Sie streifen durch der Haide braunen Zug.
Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold seine Liverei,
Ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster scheu,
Blinzt nun mit diesem, nun mit jenem Aug,
Dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,
Und wirbelnd des Mandates erste Note
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf, auf! die junge Fürstin ist erwacht!
„Schlaftrunkne Kämmrer, habt des Amtes acht;
„Du mit dem Saphirbecken, Genziane,
„Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,
„Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,
„Die Fürstin wacht, bald tritt sie in den Saal!"

Da regen tausend Wimpern sich zugleich,
Maßliebchen hält das klare Auge offen,
Die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,
Erschrocken, daß im Bade sie betroffen,
Wie steht der Zitterhalm verschämt und zage!
Die kleine Weide pudert sich geschwind
Und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,
Daß zu der Hoheit Händen er es trage.
Ehrfürchtig beut den thauigen Pokal
Das Genzian, und nieder langt der Strahl;

Prinz von Geblüte, hat die erste Stätte
Er, immer dienend an der Fürstin Bette.

Der Purpur lischt gemach im Rosenlicht,
Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
Des Vorhangs Falten, und aufs neue singt
Die Lerche, daß es durch den Äther klingt:

„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!
„Frischauf, ihr Musikanten in den Hallen,
„Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,
„Und, florbeflügelt Volk, heb an den Chor,
„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!“

Da krimmelt, wimmelt es im Haidgezweige,
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Thaues Kolophonium
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige;
Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt,
Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen,
Diskant und auch Tenor die Fliege surrt,
Und immer mehrend ihren werten Gurt,
Die reiche Katze um des Leibes Mitten,
Ist als Bassist die Biene eingeschritten,
Schwerfällig hockend in der Blüte, rummeln
Das Kontraviolon die trägen Hummeln.
So tausendartig ward noch nie gebaut
Des Münsters Halle, wie im Haidekraut
Gewölbe an Gewölben sich erschließen,
Gleich Labyrinthen in einander schießen;
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
Wie's musiziert aus grünem Haid hervor.

Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,
Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,

Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
Und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute auf, herauf aus eurem Schacht,
„Bringt eure Schätze! und du, Fabrikant,
„Breit' vor der Fürstin des Gewandes Pracht,
„Kaufherrn, enthüllt den Saphir, den Demant!“

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schoß,
Wie sich die schwarzen Knappen drängen, streifen,
Und mühsam stemmend aus den Stollen schleifen
Gewalt'ge Stufen, wie der Träger groß:
Ameisenvolk, du machst es dir zu schwer!
Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.
Doch sieh die Spinne rutschend hin und her,
Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,
Wie Perlen klar, ein düftig Elfenkleid,
Viel edle Funken sind darin entglommen —
Da kommt der Wind und häkelt es vom Haid
Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen . . .

Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch,
Die Lerche schwieg und sank zum Ginsterstrauch.

---

3. Die Jagd.

Die Luft hat schlafen sich gelegt,
Behaglich in das Moos gestreckt,
Kein Rispeln, das die Kräuter regt,
Kein Seufzer, der die Halme weckt.
Nur eine Wolke träumt mitunter
Am blassen Horizont hinunter,
Dort, wo das Tannicht übern Wall
Die dunkeln Candelabern streckt.

Da horch, ein Ruf, ein ferner Schall:
„Hallo! hoho!“ so lang gezogen,
Man meint, die Klänge schlagen Wogen
Im Ginsterfeld und wieder dort:
„Hallo! hoho!“ — am Dickicht fort
Ein zögernd Echo — alles still!
Man hört der Fliege Angstgeschrill
Im Spinnennetz, den Fall der Beere,
Man hört im Kraut des Käfers Gang,
Und dann wie zieh'nder Kranichheere
Kling, klang! von ihrer luft'gen Fähre,
Wie fernen Unkenruf: kling! klang!
Ein Läuten das Gewäld entlang,
Hui schlüpft der Fuchs den Wall hinab,
Er gleitet durch die Binsenspeere
Und zuckelt fürder seinen Trab:
Und aus dem Dickicht, weiß die Flocken,
Nachstäuben die lebend'gen Glocken,
Radschlagend an des Dammes Hang,
Wie Aale schnellen sie vom Grund,
Und weiter, weiter, Fuchs und Hund.
Der schwankende Wachholder flüstert,
Die Binse rauscht, die Haide knistert
Und stäubt Phalänen um die Meute.
Sie jappen, klaffen nach der Beute,
Schaumflocken sprühn aus Nas' und Mund:
Noch hat der Fuchs die rechte Weite,
Gelassen trabt er, schleppt den Schweif,
Und zeigt verächtlich seine Socken.
Doch bald hebt er die Lunte frisch,
Und, wie im Weiher schnellt der Fisch,
Fort setzt er über Kraut und Schmehlen,
Wirft mit den Läufen Kies und Staub;
Die Meute mit geschwoll'nen Kehlen
Ihm nach wie rasselnd Winterlaub;

Man höret ihre Kiefern knacken,
Wenn fletschend in die Luft sie hacken;
In weitem Kreise so zum Tann,
Und wieder aus dem Dickicht dann
Ertönt das Glockenspiel der Bracken . . .

Was bricht dort im Gestrüppe am Revier?
Im holprichten Galopp stampft es den Grund;
Ha, brüllend Herdenvieh! voran der Stier,
Nun ihnen nach klafft ein versprengter Hund.
Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,
Das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
Und taumeln noch ein paarmal in die Runde,
Eh Posto wird gefaßt im Haidegrunde.
Nun endlich stehn sie, murren noch zurück,
Das Dickicht messend mit verglas'tem Blick,
Dann sinkt das Haupt, und unter ihrem Zahne
Ein leises Rupfen knirrt im Thymiane;
Unwillig schnauben sie den gelben Rauch,
Das Euter streifend am Wachholderstrauch,
Und peitschen mit dem Schweife in die Wolke
Von summendem Gewürm und Fliegenvolke.
So langsam schüttelnd den gefüllten Bauch,
Fort grasen sie bis zu dem Haidekolke.

Ein Schuß: „Hallo!" ein zweiter Schuß: „Hoho!"
Die Herde stutzt, des Kolkes Spiegel kraust
In Blasen, dann die Hälse streckend, so
Wie in des Dammes Röhr' der Strudel saust,
Ziehn sie das Wasser in den Schlund, sie pusten;
Die kranke Stärke schaukelt träg herbei,
Sie schaudert, schüttelt sich in hohlem Husten,
Und dann — ein Schuß, und dann — ein Jubelschrei!

Das grüne Käppchen auf dem Ohr,
Den halben Mond am Lederband,

Trabt aus der Lichtung rasch hervor
Bis mitten in das Haideland
Ein Waidmann ohne Tasch' und Büchse;
Er schwenkt das Horn, er ballt die Hand,
Dann setzt er an, und tausend Füchse
Sind nicht so kräftig totgeblasen,
Als heut es schmettert übern Rasen.

„Der Schelm ist tot, der Schelm ist tot!
„Laßt uns den Schelm begraben!
„Kriegen ihn die Hunde nicht,
„Dann fressen ihn die Raben,
„Hoho hallo!"

Da stürmt von allen Seiten es heran,
Die Bracken brechen aus Genist und Tann;
Durch das Gelände sieht in wüsten Reifen
Man johlend sie um den Hornisten schweifen.
Sie ziehen ihr Geheul so hohl und lang,
Daß es verdunkelt der Fanfare Klang,
Doch lauter, lauter schallt die Gloria,
Braust durch den Ginster die Viktoria:
„Hängt den Schelm, hängt den Schelm!
„Hängt ihn an die Weide,
„Mir den Balg und ihr den Talg,
„Dann lachen wir alle beide;
„Hängt ihn! Hängt ihn,
„Den Schelm, den Schelm! — —"

---

4. Das Hirtenfeuer.

Dunkel, dunkel im Moor,
Über der Haide Nacht,
Nur das rieselnde Rohr

Neben der Mühle wacht,
Und an des Rades Speichen
Schwellende Tropfen schleichen.

Unke kauert im Stumpf,
Igel im Grase duckt,
In dem modernden Sumpf
Schlafend die Kröte zuckt,
Und am sandigen Hange
Rollt sich fester die Schlange.

Was glimmt dort hinterm Ginster,
Und bildet lichte Scheiben?
Nun wirft es Funkenflinster,
Die löschend niederstäuben;
Nun wieder alles dunkel,
Ich hör des Strahles Picken,
Ein Knistern, ein Gefunkel —
Und auf die Flammen zücken!

Und Hirtenbuben hocken
Im Kreis umher, sie strecken
Die Hände, Torfes Brocken
Seh ich die Lohe lecken.
Da bricht ein starker Knabe
Aus des Gestrüppes Windel,
Und schleifet nach dem Trabe
Ein wüst Wachholderbündel.

Er läßt's am Feuer klippen —
Hei, wie die Buben johlen
Und mit den Fingern schnippen
Die Funken-Girandolen!
Wie ihre Zipfelmützen
Am Ohre lustig flattern,

Und wie die Nadeln spritzen,
Und wie die Äste knattern!

Die Flamme sinkt, sie hocken
Aufs neu umher im Kreise,
Und wieder fliegen Brocken
Und wieder schwehlt es leise;
Glührote Lichter streichen
An Haarbusch und Gesichte,
Und schier Dämonen gleichen
Die kleinen Haidewichte.

Der da, der Unbeschuhte,
Was streckt er in das Dunkel
Den Arm wie eine Rute,
Im Kreise welch Gemunkel?
Sie spähn wie junge Geier
Von ihrer Ginsterschütte:
Ha, noch ein Hirtenfeuer,
Recht an des Dammes Mitte!

Man sieht es eben steigen
Und seine Schimmer breiten,
Den wirren Funkenreigen
Übern Wachholder gleiten;
Die Buben flüstern leise,
Sie räuspern ihre Kehlen,
Und alte Haideweisen
Verzittern durch die Schmehlen.

„Helo, heloe!
„Heloe, loe!
„Komm du auf unsre Haide,
„Wo ich meine Schäflein weide,
„Komm, o komm in unser Bruch,

„Da giebts der Blümelein genug. —
„Helo, heloe!“

Die Knaben schweigen, lauschen nach dem Tann,
Und leise durch den Ginster ziehts heran:

„Helo, heloe!
„Ich sitze auf dem Walle,
„Meine Schäflein schlafen alle,
„Komm, o komm in unsern Kamp,
„Da wächst das Gras wie Brahm so lang!
„Helo, heloe!“
„Heloe, loe!“

---

5. Die Mergelgrube.

Stoß deinen Scheit drei Spannen in den Sand,
Gesteine siehst du aus dem Schnitte ragen,
Blau, gelb, zinnoberrot, als ob zur Gant
Natur die Trödelbude aufgeschlagen.
Kein Pardelfell ward je so bunt gefleckt,
Kein Rebhuhn, keine Wachtel so geschreckt,
Als das Gerölle gleißend wie vom Schliff
Sich aus der Scholle bröckelt bei dem Griff
Der Hand, dem Scharren mit des Fußes Spitze.
Wie zürnend sturt dich an der schwarze Gneis,
Spatkugeln kollern nieder, milchig weiß,
Und um den Glimmer fahren Silberblitze;
Gesprenkelte Porphyre, groß und klein,
Die Okerdruse und der Feuerstein.
Nur wenige hat dieser Grund gezeugt,
Der sah den Strand, und der des Berges Kuppe;
Die zorn'ge Welle hat sie hergescheucht,
Leviathan mit seiner Riesenschuppe,

Als schäumend übern Sinai er fuhr,
Des Himmels Schleusen dreißig Tage offen,
Gebirge schmolzen ein wie Zuckerkand,
Als dann am Ararat die Arche stand,
Und eine fremde üppige Natur,
Ein neues Leben quoll aus neuen Stoffen.
Findlinge nennt man sie, weil von der Brust,
Der mütterlichen, sie gerissen sind,
In fremde Wiege, schlummernd unbewußt,
Die fremde Hand sie legt' wie's Findelkind.
O welch ein Waisenhaus ist diese Haide,
Die Mohren, Blaßgesicht, und rote Haut
Gleichförmig hüllet mit dem braunen Kleide!
Wie endlos ihre Zellenreihn gebaut!
Tief ins Gebröckel, in die Mergelgrube
War ich gestiegen, denn der Wind zog scharf;
Dort saß ich seitwärts in der Höhlenstube,
Und horchte träumend auf der Luft Geharf.
Es waren Klänge, wie wenn Geisterhall
Melodisch schwinde im zerstörten All;
Und dann ein Zischen, wie von Moores Klaffen,
In sich zusammen brodelnd eingesunken,
Mir überm Haupt ein Rispeln und ein Schaffen,
Als scharre in der Asche man den Funken.
Findlinge zog ich Stück auf Stück hervor,
Und lauschte, lauschte mit berauschtem Ohr.

Vor mir, um mich der graue Mergel nur.
Was drüber, sah ich nicht; doch die Natur
Schien mir verödet, und ein Bild erstand
Von einer Erde, mürbe, ausgebrannt;
Ich selber schien ein Funke mir, der doch
Erzittert in der toten Asche noch,
Ein Findling im zerfallnen Weltenbau.
Die Wolke teilte sich, der Wind ward lau;

Mein Haupt nicht wagt ich aus dem Hohl zu strecken,
Um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,
Wie neues quoll und altes sich zersetzte —
War ich der erste Mensch oder der letzte?

Ha, auf der Schieferplatte hier Medusen!
Noch schienen ihre Strahlen sie zu zücken,
Als sie geschleudert von des Meeres Busen
Und das Gebirge sank, sie zu zerdrücken.
Es ist gewiß, die alte Welt ist hin,
Ich Petrefakt, ein Mammutsknochen drin!
Und müde, müde sank ich an den Rand
Der staub'gen Gruft; da rieselte der Grand
Auf Haar und Kleider mir, ich ward so grau
Wie eine Leich' im Katakomben-Bau,
Und mir zu Füßen hört' ich leises Knirren,
Ein Rütteln, ein Gebröckel und ein Schwirren.
Es war der Totenkäfer, der im Sarg
So eben eine frische Leiche barg;
Ihr Fuß, ihr Flügelchen empor gestellt
Zeigt eine Wespe mir von dieser Welt.
Und anders ward mein Träumen nun gewandet,
Zu einer Mumie ward ich versandet,
Mein Linnen Staub, fahlgrau mein Angesicht,
Und auch der Skarabäus fehlte nicht.

Wie, Leichen über mir? — so eben gar
Rollt mir ein Byssusknäuel in den Schoß;
Nein, das ist Wolle, ehrlich Lämmerhaar —
Und plötzlich ließen mich die Träume los.
Ich gähnte, dehnte mich, fuhr aus dem Hohl,
Am Himmel stand der rote Sonnenball
Getrübt von Dunst, ein glüher Karneol,
Und Schafe weideten am Haidewall.
Dicht über mir sah ich den Hirten sitzen,

Er schlingt den Faden und die Nadeln blitzen,
Wie er bedächtig seinen Socken strickt —
Zu mir hinunter hat er nicht geblickt.
„Ave Maria" hebt er an zu pfeifen,
So sacht und schläfrig, wie die Lüfte streifen;
Er schaut so seelengleich die Heerde an,
Daß man nicht weiß, ob Schaf er oder Mann.
Ein Räuspern dann, und langsam aus der Kehle
Schiebt den Gesang er in das Garngestrehle:

„Es steht ein Fischlein in einem tiefen See,
Darnach thu ich wohl schauen, ob er kommt in die Höh;
Wandl' ich über Grunhaide bis an den kühlen Rhein —
Alle meine Gedanken bei meinem Feinsliebchen sein.

„Gleich wie der Mond ins Wasser schaut hinein,
Und gleich wie die Sonn im Wald giebt güldenen Schein,
Also sich verborgen bei mir die Liebe findt, —
Alle meine Gedanken, die sind bei dir, mein Kind.

„Wer da hat gesagt, ich wollte wandern fort,
Der hat sein Feinsliebchen an einem andern Ort:
Trau nicht den falschen Zungen, was sie dir blasen ein —
Alle meine Gedanken, die sind bei dir allein."

Ich war hinaufgeklommen, stand am Bord,
Dicht vor dem Schäfer, reichte ihm den Knäuel;
Er steckt' ihn an den Hut, und strickte fort,
Sein weißer Kittel zuckte wie ein Weihel.
Im Moose lag ein Buch, ich hob es auf —
„Bertuchs Naturgeschichte! les't ihr das?" —
Da zog ein Lächeln seine Lippen auf:
„Der lügt mal, Herr! doch das ist just der Spaß!
Von Schlangen, Bären, die in Stein verwandelt,
Als, wie Genesis sagt, die Schleusen offen;

Wärs nicht zur Kurzweil, wär es schlecht gehandelt:
Man weiß ja doch, daß alles Vieh versoffen.
Ich reichte ihm die Schieferplatte: „Schau,
Das war ein Tier!“ Da zwinkert er die Brau,
Und hat mir lange pfiffig nachgelacht —
Daß ich verrückt sei, hätt' er nicht gedacht!

---

6. Der Hünenstein.

Zur Zeit der Scheide zwischen Nacht und Tag,
Als wie ein siecher Greis die Haide lag
Und ihr Gestöhn des Mooses Teppich regte;
Krankhafte Funken im verwirrten Haar
Elektrisch blitzten, und, ein dunkler Mahr,
Sich über sie die Wolkenschichte legte:

Zu dieser Dämmerstunde wars, als ich
Einsam hinaus mit meinen Sorgen schlich
Und wenig dachte, was es draußen treibe.
Nachdenklich schritt ich, und bemerkte nicht
Des Krautes Wallen und des Wurmes Licht,
Ich sah auch nicht, als stieg die Mondesscheibe.

Grad war der Weg, ganz sonder Steg und Bruch;
So träumt ich fort und wie ein schlechtes Buch,
Ein Pfennigs-Magazin uns auf der Reise
Von Station zu Stationen plagt,
Hab zehnmal Weggeworfnes ich benagt,
Und fortgeleiert überdrüss'ge Weise.

Entwürfe wurden aus Entwürfen reif,
Doch wie die Schlange packt den eignen Schweif,
Fand ich mich immer an derselben Stelle.

Da plötzlich fuhr ein plumper Schröter jach
Ans Auge mir, ich schreckte auf und lag
Am Grund, um mich des Haidekrautes Welle.

Seltsames Lager, das ich mir erkor!
Zur Rechten, Linken schwoll Gestein empor,
Gewalt'ge Blöcke, rohe Porphyrbrote;
Mir überm Haupte reckte sich der Bau,
Langhaar'ge Flechten rührten meine Brau,
Und mir zu Füßen schwankt' die Ginsterlode.

Ich wußte gleich, es war ein Hünengrab,
Und fester drückt ich meine Stirn hinab,
Wollüstig saugend an des Grauens Süße,
Bis es mit eis'gen Krallen mich gepackt,
Bis wie ein Gletscher-Bronn des Blutes Takt
Aufquoll und hämmert' unterm Mantelvließe.

Die Decke über mir gesunken, schief,
An der so blaß gehärmt das Mondlicht schlief
Wie eine Witwe an des Gatten Grabe;
Vom Hirtenfeuer Kohlenscheite sahn
So leichenbrandig durch den Thymian,
Daß ich sie abwärts schnellte mit dem Stabe.

Husch fuhr ein Kibitz schreiend aus dem Moos;
Ich lachte auf; doch trug wie bügellos
Mich Phantasie weit über Spalt und Barren.
Dem Wind hab ich gelauscht so scharf gespannt,
Als bring er Kunde aus dem Geisterland,
Und immer mußt ich an die Decke starren.

Ha! welche Sehnen wälzten diesen Stein?
Wer senkte diese wüsten Blöcke ein,
Als durch das Haid die Todtenklage schallte?

Wer war die Drude, die im Abendstrahl
Mit Run' und Spruch umwandelte das Thal,
Indes ihr goldnes Haar im Winde wallte?

Dort ist der Osten, dort, drei Schuh im Grund,
Dort steht die Urne und in ihrem Rund
Ein wildes Herz zerstäubt zu Aschenflocken;
Hier lagert sich der Traum vom Opferhain,
Und finster schütteln über diesen Stein
Die grimmen Götter ihre Wolkenlocken.

Wie, sprach ich Zauberformel? Dort am Damm —
Es steigt, es breitet sich wie Wellenkamm,
Ein Riesenleib, gewalt'ger, höher immer;
Nun greift es aus mit langgedehntem Schritt —
Schau, wie es durch der Eiche Wipfel glitt,
Durch seine Glieder zittern Mondesschimmer.

Komm her, komm nieder — um ist deine Zeit!
Ich harre dein, im heil'gen Bad geweiht;
Noch ist der Kirchenduft in meinem Kleide! —
Da fährt es auf, da ballt es sich ergrimmt,
Und langsam, eine dunkle Wolke, schwimmt
Es über meinem Haupt entlang die Haide.

---

7. Kinder am Weiher.

O sieh doch! siehst du nicht die Blumenwolke
Da drüben in dem tiefsten Weiherkolke?
O, das ist schön! hätt' ich nur einen Stecken!
Schmalzweiße Kelch' mit dunkelroten Flecken,
Und jede Glocke ist frisiert so fein
Wie unser wächsern Engelchen im Schrein.
Was meinst du, schneid' ich einen Haselstab,
Und wat' ein wenig in die Furt hinab?

Pah! Frösch und Hechte können mich nicht schrecken —
Allein, ob nicht vielleicht der Wassermann
Dort in den langen Kräutern hocken kann?
Ich geh, ich gehe schon — ich gehe nicht —
Mich dünkt, ich sah am Grunde ein Gesicht —
Komm laß uns lieber heim, die Sonne sticht!

---

8. Der Haidemann.

„Geht, Kinder, nicht zu weit ins Bruch,
Die Sonne sinkt, schon surrt den Flug
Die Biene matter, schlafgehemmt,
Am Grunde schwimmt ein nasses Tuch,
Der Haidemann kommt! —“

Die Knaben spielen fort am Raine,
Sie rupfen Gräser, schnellen Steine,
Sie plätschern in des Teiches Rinne,
Erhaschen die Phalän' am Ried,
Und freun sich, wenn die Wasserspinne
Langbeinig in die Binsen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras —
Seht, wo noch grad' die Biene saß,
Wie weißer Rauch die Glocken füllt;
Scheu aus dem Busche glotzt der Has',
Der Haidemann schwillt! —“

Kaum hebt ihr schweres Haupt die Schmehle
Noch aus dem Dunst, in seine Höhle
Schiebt sich der Käfer und am Halme
Die träge Motte höher kreucht,
Sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
Der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus,
Lauft ja nicht in das Bruch hinaus!
Seht, wie bereits der Dorn ergraut,
Die Drossel ächzt zum Nest hinaus,
Der Haidemann braut! —“

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen,
Und vor ihm her die Herde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenscharen
Heimschwemmt im grauen Ocean.
Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren
Und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder, bleibt am Hofe dicht!
Seht, wie die feuchte Nebelschicht
Schon an des Pförtchens Klinke reicht;
Am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
Der Haidemann steigt! —“

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
Noch aus dem Dunste grüne Gipfel,
Wie übern Schnee Wachholderbüsche;
Ein leises Brodeln quillt im Moor,
Ein schwaches Schrillen, ein Gezische
Dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder, kommt, kommt schnell herein!
Das Irrlicht zündet seinen Schein,
Die Kröte schwillt, die Schlang' im Ried;
Jetzt ist's unheimlich draußen sein,
Der Haidemann zieht! —“

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend
Zergeht die Fichte, langsam tauchend
Steigt Nebelschemen aus dem Moore,

Mit Hünenschritten gleitets fort;
Ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
Der Krötenchor beginnt am Bord.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen
Des Hünen Glieder zu durchziehen;
Es siedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet sich —
Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,
Der Horizont ein Lavastrich!

Gott gnad' uns! wie es zuckt und dräut,
Wie's schwehlet an der Dünenscheid'! —
Ihr Kinder faltet eure Händ',
Das bringt uns Pest und teure Zeit —
Der Haidemann brennt! —“

---

9. Der Knabe im Moor.

O schaurig ists übers Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Heiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche,
Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt —
O schaurig ists übers Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind —
Was raschelt drüben am Hage?
Das ist der gespenstige Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht;

Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinducket das Knäblein zage.

Vom Ufer starret Gestumpf hervor,
Unheimlich nicket die Föhre,
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin!
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinnlenor',
Die den Haspel dreht im Geröhre!

Voran, voran, nur immer im Lauf,
Voran, als woll' es ihn holen;
Vor seinem Fuße brodelt es auf,
Es pfeift ihm unter den Sohlen
Wie eine gespenstige Melodei:
Das ist der Geigenmann ungetreu,
Das ist der diebische Fiedler Knauf,
Der den Hochzeitheller gestohlen!

Da birst das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die unsel'ge Margret:
„Ho, ho, meine arme Seele!"
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär nicht Schutzengel in seiner Näh,
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwehle.

Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimatlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief atmet er auf, zum Moor zurück

Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre wars fürchterlich,
O schaurig wars in der Haide!

---

10. Das Haus in der Haide.

Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,
Die strohgedeckte Hütte,
Recht wie im Nest der Vogel duckt,
Aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fensterloche streckt das Haupt
Die weißgestirnte Stärke,
Bläst in den Abendduft und schnaubt
Und stößt ans Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,
Mit reinlichem Gelände,
Wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,
Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,
Das scheint den Grund zu jäten,
Nun pflückt sie eine Lilie lind
Und wandelt längs den Beeten.

Am Horizonte Hirten, die
Im Haidekraut sich strecken,
Und mit des Ave Melodie
Träumende Lüfte wecken.

Und von der Tenne ab und an
Schallt es wie Hammerschläge,
Der Hobel rauscht, es fällt der Span
Und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach
Sich aus den Föhrenzweigen,
Und grade ob der Hütte Dach
Scheint er sich mild zu neigen —

Es ist ein Bild, wie still und heiß
Es alte Meister hegten,
Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß
Es auf den Goldgrund legten:

Der Zimmermann, die Hirten gleich
Mit ihrem frommen Liede,
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig,
Und rings der Gottesfriede.

Des Sternes wunderlich Geleucht
Aus zarten Wolkenfloren —
Ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren? —

Fels, Wald und See.

11. Die Elemente.

(Luft.)

Der Morgen, der Jäger.

Wo die Felsenlager stehen,
Sich des Schneees Daunen blähen,
Auf des Chimborasso Höhen
Ist der junge Strahl erwacht;
Regt und dehnt die ros'gen Glieder,
Schüttelt dann sein Goldgefieder,

Mit dem Flimmerauge nieder
Blinzt er in des Thales Schacht.
Hörst du, wie es fällt und steigt?
Fühlst du, wie es um dich streicht?
Dringt zu dir im weichen Duft
Nicht der Himmelsodem — Luft?

Ins frische Land der Jäger tritt:
„Gegrüßt, du fröhlicher Morgen!
Gegrüßt, du Sonn', mit dem leichten Schritt
Wir beide ziehn ohne Sorgen.
Und dreimal gegrüßt, mein Geselle Wind,
Der stets mir wandelt zur Seite,
Im Walde flüstert durch Blätter lind,
Zur Höh giebt springend Geleite.
Und hat die Gems, das listige Tier,
Mich verlockt in ihr zackiges Felsrevier,
Wie sind wir drei dann so ganz allein,
Du, Luft, und ich, und der uralte Stein!

(Wasser.)

Der Mittag, der Fischer.

Alles still ringsum —
Die Zweige ruhen, die Vögel sind stumm.
Wie ein Schiff, das im vollen Gewässer brennt
Und das die Windsbraut jagt,
So durch den Azur die Sonne rennt,
Und immer flammender tagt.
Natur schläft — ihr Odem steht,
Ihre grünen Locken hangen schwer,
Nur auf und nieder ihr Pulsschlag geht
Ungehemmt im heiligen Meer.
Jedes Räupchen sucht des Blattes Hülle,
Jeden Käfer nimmt sein Grübchen auf;
Nur das Meer liegt frei in seiner Fülle
Und blickt zum Firmament hinauf.

In der Bucht wiegt ein Kahn,
Ausgestreckt der Fischer drin,
Und die lange Wasserbahn
Schaut er träumend überhin.
Neben ihm die Zweige hängen,
Unter ihm die Wellchen drängen,
Plätschernd in der blauen Flut
Schaukelt seine heiße Hand:
„Wasser, spricht er, Welle gut,
Hauchst so kühlig an den Strand;
Du, der Erde köstlich Blut,
Meinem Blute nah verwandt,
Sendest deine blanken Wellen,
Die jetzt kosend um mich schwellen
Durch der Mutter weites Reich,
Börnlein, Strom und glatter Teich,
Und an meiner Hütte gleich
Schlürf ich dein geläutert Gut,
Und du wirst mein eignes Blut,
Liebe Welle! heil'ge Flut!" —
Leiser plätschernd schläft er ein,
Und das Meer wirft seinen Schein
Um Gebirg und Feld und Hain,
Und das Meer zieht seine Bahn
Um die Welt und um den Kahn.

(Erde.)

Der Abend, der Gärtner.

Rötliche Flöckchen ziehen
Über die Berge fort,
Und wie Purpurgewänder
Und wie farbige Bänder
Flattert es hier und dort
In der steigenden Dämmerung Hort.

Gleich einem Königsgarten,
Den verlassen die Fürstin hoch —
Nur in der Kühle ergehen
Und um die Beete sich drehen
Flüsternd ein paar Hoffräulein noch.

Da des Himmels Vorhang sinkt,
Öffnet sich der Erde Brust,
Leise, leise Kräutlein trinkt
Und entschlummert unbewußt;
Und sein furchtsam Wächterlein,
Würmchen mit dem grünen Schein,
Zündet an dem Glühholz sein
Leuchtchen klein.

Der Gärtner, über die Blumen gebeugt,
Spürt an der Sohle den Thau,
Gleich vom nächsten Halme er streicht
Lächelnd die Tropfen lau;
Geht noch einmal entlang den Wall,
Prüft jede Knospe genau und gut:
„Schlaft denn, spricht er, ihr Kindlein all,
Schlafet! ich laß euch der Mutter Hut.
Liebe Erde, mir sind die Wimpern schwer,
Hab die letzte Nacht durchwacht,
Breit wohl deinen Thaumantel um sie her,
Nimm wohl mir die Kleinen in acht!“

(Feuer.)

Die Nacht, der Hammerschmied.

Dunkel! All Dunkel schwer!
Wie Riesen schreiten Wolken her!
Über Gras und Laub
Wirbelts wie schwarzer Staub;
Hier und dort ein grauer Stamm,

Am Horizont des Berges Kamm
Hält die gespenstige Wacht,
Sonst alles Nacht — Nacht — nur Nacht!

Was blitzt dort auf? — ein roter Stern!
Nun scheint es nah, nun wieder fern;
Schau, wie es zuckt und zuckt und schweift,
Wie's ringelnd gleich der Schlange pfeift!
Nun am Gemäuer glimmt es auf,
Unwillig wirfts die Asch hinauf,
Und wirbelnd überm Dach hervor
Die Funkensäule steigt empor.

Und dort der Mann im ruß'gen Kleid
— Sein Angesicht ist bleich und kalt,
Ein Bild der listigen Gewalt —
Wie er die Flamme dämpft und facht,
Und hält den Eisenblock bereit!
Den soll ihm die gefangne Macht,
Die wilde hartbezähmte Glut
Zermalmen gleich in ihrer Wut.

Schau, wie das Feuer sich zersplittert,
Wie's tückisch an der Kohle knittert,
Lang aus die rote Kralle streckt
Und nach dem Kerkermeister reckt!
Wie's vor verhaltnem Grimme zittert:
„O, hätt ich dich, o könnte ich
Mit meinen Klauen fassen dich!
Ich lehrte dich den Unterschied
Von dir zu Elementes Zier
An deinem morschen, staub'gen Glied,
Du ruchlos Menschentier!"

12. Das alte Schloß.

Auf der Burg hauſ' ich am Berge,
Unter mir der blaue See,
Höre nächtlich Koboldzwerge,
Täglich Adler aus der Höh';
Und die grauen Ahnenbilder
Sind mir Stubenkameraden,
Wappentruh' und Eiſenſchilder
Sopha mir und Kleiderladen.

Schreit ich über die Terraſſe
Wie ein Geiſt am Runenſtein,
Sehe unter mir die blaſſe
Alte Stadt im Mondenſchein,
Und am Walle pfeift es weidlich,
— Sind es Käuze oder Knaben? —
Iſt mir ſelber oft nicht deutlich,
Ob ich lebend, ob begraben!

Mir genüber gähnt die Halle,
Grauen Thores, hohl und lang,
Drin mit wunderlichem Schalle
Langſam dröhnt ein ſchwerer Gang;
Mir zur Seite Riegelzüge,
Ha, ich öffne, laß die Lampe
Scheinen auf der Wendelſtiege
Loſe modergrüne Rampe.

Die mich lockt wie ein Verhängnis,
Zu dem unbekannten Grund:
Ob ein Brunnen? ob Gefängnis?
Keinem Lebenden iſts kund.
Denn zerfallen ſind die Stufen
Und der Steinwurf hat nicht Bahn,
Doch als ich hinab gerufen,
Donnerts fort wie ein Orkan.

Ja, wird mir nicht baldigst fade
Dieses Schlosses Romantik,
In den Trümmern, ohne Gnade,
Brech ich Glieder und Genick;
Doch, wie trotzig sich die Düne
Mag am flachen Strande heben,
Fühl ich stark mich wie ein Hüne,
Von Zerfallendem umgeben.

---

13. Am Bodensee.

Über Gelände, matt gedehnt,
Hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt,
Müde, müde die Luft am Strande stöhnt,
Wie ein Roß, das den schlafenden Reiter trägt;
Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
Im öden Turme kein Heimchen schrillt,
Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
In dem zitternden Element.

Ich hör es wühlen am feuchten Strand,
Mir unterm Fuße es wühlen fort,
Die Kiesel knistern, es rauscht der Sand,
Und Stein an Stein entbröckelt dem Bord.
An meiner Sohle zerfährt der Schaum,
Eine Stimme klaget im hohlen Grund,
Gedämpft, mit halbgeschlossenem Mund,
Wie des grollenden Wetters Traum.

Ich beuge mich lauschend am Turme her,
Sprühregenflitter fährt in die Höh,
Ha, meine Locke ist feucht und schwer! —
Was treibst du denn, unruhiger See?

Kann dir der heilige Schlaf nicht nahn?
Doch nein, du schläfst, ich seh es genau.
Dein Auge decket die Wimper grau,
Am Ufer schlummert der Kahn.

Hast du so vieles, so vieles erlebt,
Daß dir im Traume es kehren muß,
Daß dein gleißender Nerv erbebt,
Naht ihm am Strand eines Menschen Fuß?
Dahin, dahin! die einst so gesund,
So reich und mächtig, so arm und klein,
Und nur ihr flüchtiger Spiegelschein
Liegt zerflossen auf deinem Grund!

Der Ritter, so aus der Burg hervor
Vom Hange trabte in aller Früh —
Jetzt nickt die Esche vom grauen Thor,
Am Zwinger zeichnet die Mylady.
Das arme Mütterlein, das gebleicht
Sein Leichenhemde den Strand entlang,
Der Kranke, der seinen letzten Gang
An deinem Borde gekeucht;

Das spielende Kind, das neckend hier
Sein Schneckenhäuschen geschleudert hat,
Die glühende Braut, die lächelnd dir
Von der Ringelblume gab Blatt um Blatt;
Der Sänger, der mit trunkenem Aug
Das Metrum geplätschert in deiner Flut,
Der Pilger, so am Gesteine geruht —
Sie alle dahin wie Rauch!

Bist du so fromm, alte Wasserfey,
Hältst nur umschlungen, läßt nimmer los?
Hat sich aus dem Gebirge die Treu
Geflüchtet in deinen heiligen Schoß?

O, schau mich an! ich zergeh wie Schaum —
Wenn aus dem Grabe die Distel quillt,
Dann zuckt mein längst zerfallenes Bild
Wohl einmal durch deinen Traum!

---

14. Die Schenke am See.

An . . .

Ists nicht ein heitrer Ort, mein junger Freund,
Das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,
Wo so possierlich uns der Wirt erscheint,
So übermächtig sich die Landschaft breitet;
Wo uns ergötzt im neckischen Kontrast
Das Wurzelmännchen mit verschmitzter Miene,
Das wie ein Aal sich schlingt und kugelt fast,
Im Angesicht der stolzen Alpenbühne?

Sitz nieder! — Trauben! — und behend erscheint
Zopfwedelnd der geschäftige Pigmäe;
O sieh, wie die verletzte Beere weint
Blutige Thränen um des Reifes Nähe;
Frisch greif in die krystallne Schale, frisch,
Die saftigen Rubinen glühn und locken;
Schon fühl ich an des Herbstes reichem Tisch
Den kargen Winter nahn auf leisen Socken.

Das sind dir Hieroglyphen, junges Blut,
Und ich, ich will an deiner lieben Seite
Froh schlürfen meiner Neige letztes Gut.
Schau her, schau drüben in die Näh und Weite:
Wie uns zur Seite sich der Felsen bäumt,
Als könnten wir mit Händen ihn ergreifen,
Wie uns zu Füßen das Gewässer schäumt,
Als könnten wir im Schwunge drüber streifen!

Hörst du das Alphorn überm blauem See?
So klar die Luft, mich dünkt ich seh den Hirten
Heimzügeln von der duftbesäumten Höh —
Wars nicht als ob die Rinderglocken schwirrten?
Dort, wo die Schlucht in das Gestein sich drängt —
Mich dünkt, ich seh den kecken Jäger schleichen;
Wenn eine Gemse an der Klippe hängt,
Gewiß, mein Auge müßte sie erreichen.

Trink aus! — die Alpen liegen stundenweit,
Nur nah die Burg, uns heimisches Gemäuer,
Wo Träume lagern langverschollner Zeit,
Seltsame Mär und zorn'ge Abenteuer,
Wohl ziemt es mir, in Räumen schwer und grau
Zu grübeln über dunkler Thaten Reste;
Doch du, mein Freund, schaust aus dem grimmen Bau
Wie eine Schwalbe aus dem Mauerneste.

Sieh drunten auf dem See im Abendrot
Die Taucherente hin und wieder schlüpfend!
Nun sinkt sie wieder wie des Netzes Lot,
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;
Seltsames Spiel — recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;
Du flüsterst lächelnd: immer kömmt sie auf —
Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder!

Noch einen Blick dem segensreichen Land,
Den Hügeln, Auen, üpp'gem Wellenrauschen,
Und heimwärts dann, wo von der Zinne Rand
Freundliche Augen unserm Pfade lauschen;
Brich auf! — Da haspelt in behendem Lauf
Das Wirtlein Abschied wedelnd uns entgegen:
— „Geruh'ge Nacht — stehn's nit zu zeitig auf!“ —
Das ist der lust'gen Schwaben Abendsegen.

---

15. Am Turme.

Ich steh auf hohem Balkone am Turm,
Umstrichen vom schreienden Stare,
Und laß gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare:
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen,
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch,
Und glänzende Flocken schnellen:
O, springen möcht ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallenen Wald
Das Wallroß, die lustige Beute!

Und drüben seh ich ein Wimpel wehn
So keck wie eine Standarte,
Seh auf und nieder den Kiel sich drehn
Von meiner luftigen Warte:
O, sitzen möcht ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen,
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöve streifen!

Wär ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten!
Nun muß ich sitzen so fein und klar
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde.

16. Das öde Haus.

Tiefab im Tobel liegt ein Haus,
Zerfallen nach des Försters Tode,
Dort ruh ich manche Stunde aus,
Vergraben unter Rank und Lode;
'S ist eine Wildnis, wo der Tag
Nur halb die schweren Wimpern lichtet;
Der Felsen tiefe Kluft verdichtet
Ergrauter Äste Schattenhag.

Ich horche träumend, wie im Spalt
Die schwarzen Fliegen taumelnd summen,
Wie Seufzer streifen durch den Wald,
Am Strauche irre Käfer brummen;
Wenn sich die Abendröte drängt
An sickernden Geschiefers Lauge,
Dann ists, als ob ein trübes Auge,
Ein rotgeweintes drüber hängt.

Wo an zerrißner Laube Joch
Die langen magern Schossen streichen,
An wildverwachs'ner Hecke noch
Im Mose Nelkensprossen schleichen,
Dort hat vom tröpfelnden Gestein
Das dunkle Naß sich durchgesogen,
Kreucht um den Buchs in trägen Bogen
Und sinkt am Fenchelstrauche ein.

Das Dach, von Moose überschwellt,
Läßt wirre Schober niederragen,
Und eine Spinne hat ihr Zelt
Im Fensterloche aufgeschlagen;
Da hängt, ein Blatt von zartem Flor,
Der schillernden Libelle Flügel,
Und ihres Panzers goldner Spiegel
Ragt kopflos am Gesims hervor.

Zuweilen hat ein Schmetterling
Sich gaukelnd in der Schlucht gefangen
Und bleibt sekundenlang am Ring
Der kränkelnden Narzisse hangen;
Streicht eine Taube durch den Hain,
So schweigt am Tobelrand ihr Girren,
Man höret nur die Flügel schwirren
Und sieht den Schatten am Gestein.

Und auf dem Herde, wo der Schnee
Seit Jahren durch den Schlot geflogen,
Liegt Aschenmoder feucht und zäh,
Von Pilzes Glocken überzogen;
Noch hängt am Mauerpflock ein Rest
Verwirrten Wergs, das Seil zu spinnen,
Wie halbvermorschtes Haar und drinnen
Der Schwalbe überjährig Nest.

Und von des Balkens Haken nickt
Ein Schellenband an Schnall und Riemen,
Mit grober Wolle ist gestickt
„Diana“ auf dem Lederstriemen;
Ein Pfeifchen auch vergaß man hier,
Als man den Tannensarg geschlossen;
Den Mann begrub man, tot geschossen
Hat man das alte treue Tier.

Sitz ich so einsam am Gesträuch
Und hör die Maus im Laube schrillen,
Das Eichhorn blafft von Zweig zu Zweig,
Am Sumpfe läuten Unk' und Grillen —
Wie Schauer überläufts mich dann,
Als hör ich klingeln noch die Schellen,
Im Walde die Diana bellen
Und pfeifen noch den toten Mann.

---

17. Im Moose.

Als jüngst die Nacht dem sonnemüden Land
Der Dämmrung leise Boten hat gesandt,
Da lag ich einsam noch in Waldes Moose.
Die dunklen Zweige nickten so vertraut,
An meiner Wange flüsterte das Kraut,
Unsichtbar duftete die Haiderose.

Und flimmern sah ich, durch der Linde Raum,
Ein mattes Licht, das im Gezweig der Baum,
Gleich einem mächt'gen Glühwurm schien zu tragen.
Es sah so dämmernd wie ein Traumgesicht,
Doch wußte ich, es war der Heimat Licht,
In meiner eignen Kammer angeschlagen.

Ringsum so still, daß ich vernahm im Laub
Der Raupe Nagen, und wie grüner Staub
Mich leise wirbelnd Blätterflöckchen trafen.
Ich lag und dachte, ach! so manchem nach,
Ich hörte meines eignen Herzens Schlag,
Fast war es mir, als sei ich schon entschlafen.

Gedanken tauchten aus Gedanken auf,
Das Kinderspiel, der frischen Jahre Lauf,
Gesichter, die mir lange fremd geworden;
Vergeßne Töne summten um mein Ohr,
Und endlich trat die Gegenwart hervor,
Da stand die Welle, wie an Ufers Borden.

Dann, gleich dem Bronnen, der verrinnt im Schlund
Und drüben wieder sprudelt aus dem Grund,
So stand ich plötzlich in der Zukunft Lande;
Ich sah mich selber, gar gebückt und klein,
Geschwächten Auges, am ererbten Schrein
Sorgfältig ordnen staub'ge Liebespfande.

Die Bilder meiner Lieben sah ich klar
In einer Tracht, die jetzt veraltet war,
Mich sorgsam lösen aus verblichnen Hüllen,
Löckchen, vermorscht, zu Staub zerfallen schier —
Sah über die gefurchte Wange mir
Langsam herab die karge Thräne quillen.

Und wieder an des Friedhofs Monument,
Dran Namen standen, die mein Lieben kennt,
Da lag ich betend, mit gebrochnen Knieen.
Und horch — die Wachtel schlug! kühl strich der Hauch —
Und noch zuletzt sah ich, gleich einem Rauch,
Mich leise in der Erde Poren ziehen.

Ich fuhr empor, und schüttelte mich dann,
Wie einer, der dem Scheintod erst entrann,
Und taumelte entlang die dunklen Hage —
Noch immer zweifelnd, ob der Stern am Rain
Sei wirklich meiner Schlummerlampe Schein,
Oder das ew'ge Licht am Sarkophage.

---

18. Der Säntis. (vgl. S. 70.)

(Frühling.)

Die Rebe blüht, ihr linder Hauch
Durchzieht das thauige Revier,
Und nah und ferne wiegt die Luft
Vielfarb'ger Blumen bunte Zier.

Wie's um mich gaukelt, wie es summt
Von Vogel, Bien' und Schmetterling,
Wie seine seidnen Wimpel regt
Der Zweig, so jüngst voll Reifes hing!

Noch sucht man gern den Sonnenschein
Und nimmt die trocknen Plätzchen ein;
Denn nachts schleicht an die Grenze doch
Der landesflücht'ge Winter noch.

O du mein ernst gewalt'ger Greis,
Mein Säntis mit der Locke weiß!
In Felsenblöcke eingemauert,
Von Schneegestöber überschauert,
In Eisespanzer eingeschnürt:
Hu! wie dich schaudert, wie dich friert!

(Sommer.)

Du gute Linde, schüttle dich!
Ein wenig Luft, ein schwacher West!
Wo nicht, dann schließe dein Gezweig
So recht, daß Blatt an Blatt sich preßt.

Kein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder übern Rain
Und läßt sich rösten in der Glut.

Sogar der Bäume dunkles Laub
Erscheint verdickt und atmet Staub.
Ich liege hier wie ausgedorrt
Und scheuche kaum die Mücken fort.

O Säntis, Säntis! läg' ich doch
Dort, grad an deinem Felsenjoch,
Wo sich die kalten, weißen Decken
So frisch und saftig drüben strecken,
Viel tausend blanker Tropfen Spiel:
Glücksel'ger Säntis, dir ist kühl!

(Herbst.)

Wenn ich an einem schönen Tag
Der Mittagsstunde habe acht,
Und lehne unter meinem Baum
So mitten in der Trauben Pracht;

Wenn die Zeitlose übers Thal
Den amethystnen Teppich webt,
Auf dem der letzte Schmetterling
So schillernd wie der frühste bebt:

Dann denk ich wenig drüber nach,
Wie's nun verkümmert Tag für Tag,
Und kann mit halbverschloßnem Blick
Vom Lenze träumen und vom Glück.

Du mit dem frischgefallnen Schnee
Du thust mir in den Augen weh!
Willst uns den Winter schon bereiten:
Von Schlucht zu Schlucht sieht man ihn gleiten,
Und bald, bald wälzt er sich herab
Von dir, o Säntis! ödes Grab!

(Winter.)

Aus Schneegestäub und Nebelqualm
Bricht endlich doch ein klarer Tag;
Da fliegen alle Fenster auf,
Ein jeder späht was er vermag.

Ob jene Blöcke Häuser sind?
Ein Weiher jener ebne Raum?
Fürwahr, in dieser Uniform
Den Glockenturm erkennt man kaum.

Und alles Leben liegt zerdrückt,
Wie unterm Leichentuch erstickt,

Doch schau! an Horizontes Rand
Begegnet mir lebend'ges Land.

Du starrer Wächter, laß ihn los,
Den Föhn aus deiner Kerker Schoß!
Wo schwärzlich jene Riffe spalten,
Da muß er Quarantaine halten,
Der Fremdling aus der Lombardei;
O Säntis, gieb den Thauwind frei!

---

19. Am Weiher.

(Ein milder Wintertag.)

An jenes Waldes Enden,
Wo still der Weiher liegt
Und längs den Fichtenwänden
Sich lind Gemurmel wiegt;

Wo in der Sonnenhelle,
So matt und kalt sie ist,
Doch immerfort die Welle
Das Ufer flimmernd küßt:

Da weiß ich, schön zum Malen,
Noch eine schmale Schlucht,
Wo all' die kleinen Strahlen
Sich fangen in der Bucht;

Ein trocken, windstill Eckchen,
Und so an Grüne reich,
Daß auf dem ganzen Fleckchen
Mich kränkt kein dürrer Zweig.

Will ich den Mantel dichte
Nun legen übers Moos,
Mich lehnen an die Fichte,
Und dann auf meinen Schoß

Gezweig und Kräuter breiten,
So gut ichs finden mag —
Wer will mirs übel deuten,
Spiel ich den Sommertag?

Will nicht die Grille hallen,
So säuselt doch das Ried;
Sind stumm die Nachtigallen,
So sing ich selbst ein Lied.

Und hat Natur zum Feste
Nur wenig dargebracht:
Die Lust ist stets die beste,
Die man sich selber macht.

(Ein harter Wintertag.)

Daß ich dich so verkümmert seh,
Mein lieb lebend'ges Wasserreich,
Daß ganz versteckt in Eis und Schnee
Du siehst der plumpen Erde gleich;

Auch daß voll Reif und Schollen hängt
Dein überglas'ter Fichtengang:
Das ist es nicht, was mich beengt,
Geh ich an deinem Bord entlang.

Zwar in der immer grünen Zier
Erschienst, o freundlich Element,
Du ähnlich den Oasen mir,
Die des Arabers Sehnsucht kennt;

Wenn neben der verdorrten Flur
Erblühten deine Moose noch,
Wenn durch die schweigende Natur
Erklangen deine Wellen doch.

Allein auch heute wollt ich gern
Mich des krystallnen Flimmers freun,
Belauschen jeden Farbenstern
Und keinen Sommertag bereun:

Wär nicht dem Ufer längs, so breit
Die glatte Schlittenbahn gefegt,
Worauf sich wohl zur Mittagszeit
Gar manche rüst'ge Ferse regt.

Bedenk ich nun, wie manches Jahr
Ich nimmer eine Eisbahn sah,
Wohl wird mirs trüb und wunderbar,
Und tausend Bilder treten nah.

Was blieb an Wünschen unerfüllt,
Das nähm ich noch gelassen mit:
Doch ach, der Frost so manchen hüllt,
Der einst so fröhlich drüber glitt!

---

20. Am Wasserfall.

(Aus „des Arztes Vermächtnis".)

So mild die Landschaft und so kühn,
Aus Felsenritzen Ranken blühn;
So wild das Wasser stürmt und rauscht,
Und drüber Soldanella*) lauscht!
Nichts, was ein wundes Herz so kühlt,
Als Bergesluft, die einsam spielt,
Wenn Maienmorgens frische Rosen
Mit Fichtendunkel flüsternd kosen.
Wo überm Wipfelmeer das Riff
Im Äther steht, ein flaggend Schiff,

*) Soldanella alpina, Alpendrottelblume.

Um seinen Mast der Geier schweift:
Tief im Gebüsch das Berghuhn läuft,
Es stutzt — es kauert sich — es pfeift
Und flattert auf; — ein Blättchen streift
Die Rolle in des Jünglings Hand!
Der schaut, versunken, über Land,
Wie einer, so in Stromes Rauschen
Will längst verklungner Stimme lauschen.
Er ruht am feuchten Uferrand.
In seinem Auge Einklang liegt
Mit dem, was über ihm sich wiegt,
Mit Windgestöhn' und linden Zweigen:
Was ist ihm fremd, und was sein eigen? —
Gedankenvoll dem Boden ein
Gräbt Zeichen er mit spitzem Stein
Und löst gedankenvoll das Band
Am Blatt, wo, regelloser Spur,
Ach! eine Hand, zu teuer nur,
Vertraut gestörter Seele Leiden,
Die Wahr und Falsch nicht konnte scheiden.
Und will er — soll er — dringen ein
In ein Geheimnis, das nicht sein?
Es sei! es sei! die Hand ist Staub,
Und ein Vermächtnis ja kein Raub! . . .

Mich dünkt, es flüst're durch den Raum:
O Leben, Leben! bist du nur ein Traum? —

---

21. Westfalen.

(Aus der „Schlacht am Loener Bruch".)

'S ist Abend, und des Himmels Schein
Spielt um Westfalens Eichenhain,
Giebt jeder Blume Abschiedskuß,
Und auch dem Weiher linden Gruß,

Der ihm mit seinen blanken Wellen
Will tausendfach entgegenschwellen.
Am Ufer Wasserlilien stehn,
Und durch das Schilf Gesäusel gehn,
Wie Kinder, wenn sie, eingewiegt,
Verfallen halb des Schlafes Macht,
Noch einmal flüstern: „Gute Nacht!“
Es ist so still; die Ebne liegt
So fromm, in Abendduft gehüllt,
Der Witwe gleich in Trauer mild,
Die um sich zieht den Schleier fein,
So doch nicht birgt der Thränen Schein.
Am Horizont das Wolkenbild,
Ganz wie ihr Sinnen, zuckend Licht,
Das bald sich birgt, bald aufwärts bricht,
Phantastisch, fremd, ein Traumgesicht.

Seh ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand —
Ich meine, auch der Fremdling muß
Dir traulich bieten Freundesgruß.
Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach, mit allen seinen Trieben
Gelernt vor allem, dich zu lieben!
So daß auch keines Menschen Hohn,
Der an des Herzens Fäden reißt,
Und keine Pracht, wie sie auch gleißt,
Dir mag entfremden deinen Sohn.
Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
Des Berges Aar sein Haupt umzieht,
Was grübelt er? Er schaut nach Norden!
Und wo ein Schiff die Segel bläht
An würzereichen Meeresborden,
Er träumerisch am Ufer steht. . .

Ich meine, was so heiß geliebt,
Es darf des Stolzes sich erkühnen.
Ich liebe dich, ich sag es laut,
Mein Kleinod ist dein Name traut!
Und oft mein Auge ward getrübt,
Sah ich in Südens reichen Zonen,
Erdrückt von tausend Blumenkronen,
Ein schüchtern Haidekräutchen grünen.
Es wär mir eine werte Saat,
Blieb ich so treu der guten That,
Als ich mit allen tiefsten Trieben,
Mein kleines Land, dir treu geblieben!

(Bruchstücke, aus dem zwanzigsten Lebensjahre.)

„Möchtest du nicht mit den wagenden Seglern
Kreisen auf dem unendlichen Plan?“ —
O ich möchte wie ein Vogel fliehen,
Mit den hellen Wimpeln möcht' ich ziehen
Weit, o weit, wo noch kein Fußtritt schallte,
Keines Menschen Stimme wiederhallte,
Noch kein Schiff durchschnitt die flücht'ge Bahn.

„Stille, stille, mein thörichtes Herz,
Willst du denn ewig vergebens dich sehnen,
Mit der Unmöglichkeit hadernde Thränen
Ewig vergießen in fruchtlosem Schmerz?“
Und noch weiter, endlos, ewig neu
Mög' durch fremde Schöpfungen voll Lust
Hinzuschwingen fessellos und frei,
O das pocht, das glüht in meiner Brust!
Rastlos treibts mich um im engen Leben
Und zu Boden drücken Raum und Zeit;
Freiheit heißt der Seele banges Streben
Und im Busen tönts Unendlichkeit.

II. Gemüt.

22. Der Abend.

(Aus dem dreizehnten Lebensjahre.)

Oft gepriesen ist zwar die Kühle des thauigten Abends,
Doch gepriesen zu oft ist nie das Gute und Schöne.
In dem Garten belauscht' ich heute das friedliche Dunkel,
Welches mit Ruhe erquickt das Meer der unendlichen Schöpfung.
Einsam wandelt' ich hier durchkreuzend die sandigen Wege,
Zwischen den Zwiebeln, die hoch dastanden und strotzend von Blüte;
Alle streckten sie sich, als wollten gen Himmel sie wachsen,
Eine vorzüglich erhob sich neben mir, höhnend sich messend.
Strecke dich immer, du Ding; du bist doch nicht größer, als ich bin!
Auch der Blumen Gemisch, der Kürbisse prangende Staude,
Alle standen sie da, beglänzt vom freundlichen Monde.

Wenig kümmern indes mich Küchensachen und Blumen;
Darum wandt' ich mich weg, und siehe, die Fläche des Baches,
Welcher den Garten umkreist, war sanft versilbert vom Monde.
Staunend stand ich hier still, versenkt im entzückenden Anschaun.
Aus der Wonne Gefühl erweckte die Stimme der Glocke

Mich, ich horchte, und oh! — es tönte der achte der Schläge!
Jetzund eilt' ich hinweg zum schaurigen Dunkel des Parkes.
Freundlich schimmerte durch die Äste die trauliche Luna,
Und so wag ich mich in die heimlichsten dunkelsten Gänge.
Schaurig ists hier fürwahr, mir bangt bei jeglichem Laute,
Und es bildet die Angst mir trügend schreckliche Bilder.
Sehe ich moderndes Holz, des Glühwurms kleine Laterne,
Zaubert die Phantasie mir feurige Männer und Geister,
Flinke Elfen, die sich im Tanze durchkreuzen und Gnomen!
Bange wird es mir drin und ich eile hinaus in das Freie,
In das freundliche Feld, wo schon der Weizen heranreift;
Und es rauschet das Korn, es zirpt die Grille im Grase,
Und es liegen umher in blauer Ferne die Berge,
Sanft beschienen vom Glanz des allbeleuchtenden Mondes.
Schweigend wandelte ich am silbern blinkenden Bache
Und es stimmte mein Herz sich still zur Freude voll Wehmut;
Wehmutsvoll begann ich und sang voll innrer Empfindung:

„Sage, wo wohnet das Glück, wo wohnet die Ruhe des Herzens,
Wohnt es im goldnen Palast und wohnt es im fürstlichen Saal?
Ach, da herrschet der Neid, da herrschen der Eifersucht Schrecken,
Dort kann nicht wohnen das Glück, wo Bruder den Bruder nicht liebt!
O so wohnt es vielleicht an Indiens reichen Gestaden,
Bei dem Wilden, der frei, Freiheit und Gleichheit nur kennt?
Aber die Musen, sie sind die Trösterinnen im Leben,
Sage, besitzt der das Glück, der nicht die Himmlischen kennt?
Ach, so wohnt es nicht hier, es wohnt nicht bei Reichtum und Ehre —
Sage, wo wohnt denn das Glück, wo wohnet die friedliche Ruh? —

Suche das Glück in dir selbst, der Zufriedenheit, suchs bei den Musen,
Dem, ders im Busen nicht trägt, giebt es das Irdische nicht!" —

Als ich geendet das Lied, so ging ich voll innerer Schwermut
Still die Felder entlang, betrachtend die Wahrheit des Liedes.
Aber es löset Äol des Westes gebundene Flügel,
Ha, wie schütteln sich schon des Parks erhabene Gipfel —
Ach, wie weht es so kalt und mahnt nach Hause zu gehen!
Und ich folge dem Ruf und eile geschwind durch die Felder
Und den Garten ins Haus, wo lange das Essen schon wartet ....

---

23. Das erste Gedicht. (Vgl. S. 22.)

Auf meiner Heimat Grunde
Da steht ein Zinnenbau,
Schaut finster in die Runde
Aus Wimpern schwer und grau.
An seines Fensters Gittern
Wimmert des Kauzes Schrei,
Und drüber siehst du wittern
Den sonnetrunknen Weih.

Ein Wächter fest wie Klippen,
Von keinem Sturm bewegt,
Der in den harten Rippen
Gar manche Kugel trägt;
Ein Mahner auch, ein strenger,
Des Giebel, grün und feucht,
Mit spitzem Hut und Fänger
Des Hauses Geist besteigt.

Und sieht ihn das Gesinde
Am Fahnenschafte stehn,
Sich wirbelnd vor dem Winde
Mit leisem Schreie drehn,
Dann pocht im Schloßgemäuer
Gewiß die Totenuhr,
Oder ein tückisch Feuer
Frißt glimmend unterm Flur.

Wie hab ich ihn umstrichen
Als Kind oft stundenlang,
Bin heimlich dann geschlichen
Den schwer verpönten Gang
Hinauf die Wendelstiege,
Die unterm Tritte bog,
Bis zu des Sturmes Wiege,
Zum Hahnenbalken hoch.

Und saß ich auf dem Balken
Im Dämmerstrahle falb,
Mich fühlend halb als Falken,
Als Mauereule halb,
Dann hab ich aus dem Brodem
Den Geist citiert mit Mut,
Ich, Hauch von seinem Odem
Und Blut von seinem Blut.

Doch als nun immer tiefer
Die Schlangenstiege sank,
Als schiefer stets und schiefer
Dräute die Stufenbank,
Da klomm ich sonder Harren
Hinan den Zinnenring,
Und in des Daches Sparren
Barg ich ein heimlich Ding!

Das sollten Enkel finden,
Wenn einst der Turm zerbrach,
Es sollte etwas künden,
Das mir am Herzen lag.
Nun sinn' ich oft vergebens,
Was mich so tief bewegt,
Was mit Gefahr des Lebens
Ich in den Spalt gelegt.

Vielleicht mit Glasopalen
Ein Ring — ein Dockenkleid —
Das herrlich sollte strahlen
In die zukünft'ge Zeit;
Denn daß es hell geflittert,
Mir wie im Traume scheint,
Und daß ich sehr gezittert
Und bitterlich geweint.

Mit einmal will mirs tagen!
Es war — ich irre nicht —
In Goldpapier geschlagen
Mein allererst Gedicht!
Mein Lied vom Hähnchen, was ich
So still gemacht bei Seit,
Mich so geschämt und das ich
Der Ewigkeit geweiht.

Wolltest so hoch du fahren,
Du thöricht Kind? Wer weiß?
Vielleicht nach dreißig Jahren
Treibt schwach dein Lorbeerreis.
Du wirst noch schwer und blutig
Durch manche Schule gehn,
Und dann nicht halb so mutig
Vor deiner Nachwelt stehn! —

Zerfallen am Gewände
Ist längst der Stiege Rund,
Kaum liegt noch vom Geländе
Ein morsches Brett am Grund;
Und wenn die Balken knarren,
Im Sturm die Fahne kreist,
Dann gleitet an den Sparren
Nicht mehr des Ahnen Geist.

Es schien ihm übel hausen
In dieser Zeiten Lauf;
Ich aber stehe draußen
Und schau die Wand hinauf,
Späh' durch der Sonne Lodern,
In welcher Ritze wohl
Es einsam mag vermodern,
Mein schüchtern arm Idol.

Nie sorgt' ein Falke schlechter
Für seine erste Brut!
Doch du, mein grauer Wächter,
Nimm es in deine Hut;
Und ist des Daches Schiene
Hinfürder nicht zu traun,
So laß die fromme Biene
Dran ihre Zelle baun!

---

24. Das vierzehnjährige Herz.

Er ist so schön! — sein lichtes Haar
Das möcht ich mit keinem vertauschen,
Wie seidene Fäden so weich und klar,
Wenn zarte Löckchen sich bauschen;

Oft streichl' ich es, dann lacht er traun,
Nennt mich „seine alberne Barbe“;
Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,
Nun ratet, wie nennt sich die Farbe?

Und seine Gebärde ist königlich,
Geht majestätisch zu Herzen,
Zuckt er die Braue, dann fürcht ich mich,
Und möchte auch weinen vor Schmerzen;
Und wieder, seh ich sein Lächeln blühn,
So klar wie das reine Gewissen,
Da möchte ich gleich auf den Schemel knien,
Und die guten Hände ihm küssen.

Heut bin ich in aller Frühe erwacht,
Beim ersten Glitzern der Sonnen,
Und habe mich bald auf die Sohlen gemacht
Zum Hügel drüben am Bronnen:
Erdbeeren fand ich, glüh wie Rubin,
Schau, wie im Korbe sie lachen!
Die stell ich ihm nun an das Lager hin,
Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick,
„Das that meine alberne Barbe!“
Und freundlich streicht er das Haar zurück
Von seiner rühmlichen Narbe,
Ruft mich bei Namen, und zieht mich nah,
Daß Thränen die Augen mir trüben —
Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,
Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!

---

25. Junge Liebe.

Über dem Brünnlein nicket der Zweig,
Waldvögel zwitschern und flöten,
Wild Anemon' und Schlehdorn bleich
Im Abendstrahle sich röten,
Und ein Mädchen mit blondem Haar
Beugt über der glitzernden Welle,
Schlankes Mädchen, kaum fünfzehn Jahr,
Mit dem Auge der scheuen Gazelle.

Ringelblumen blättert sie ab:
„Liebt er, liebt er mich nimmer?“
Und wenn „liebt“ das Orakel gab,
Um ihr Antlitz gleitet ein Schimmer:
„Liebt er nicht“ — o Grimm und Graus!
Daß der Himmel den Blüten gnade!
Gras und Blumen, den ganzen Strauß,
Wirft sie zürnend in die Kaskade.

Gleitet dann in die Kräuter lind,
Ihr Auge wird ernst und sinnend;
Frommer Eltern heftiges Kind,
Nur Minne nehmend und minnend,
Kannte sie nie ein anderes Band
Als des Blutes, die schüchterne Hinde;
Und nun einer, der nicht verwandt —
Ist das nicht eine schwere Sünde?

Mutlos seufzet sie niederwärts,
In argem Schämen und Grämen,
Will zuletzt ihr verstocktes Herz
Recht ernstlich in Frage nehmen.
Abenteuer sinnet sie aus:
Wenn das Haus nun stände in Flammen,
Und um Hülfe riefen heraus
Der Karl und die Mutter zusammen?

Plötzlich ein Perlenregen dicht
Stürzt ihr glänzend aus beiden Augen;
In die Kräuter gedrückt ihr Gesicht,
Wie das Blut der Erde zu saugen,
Ruft sie schluchzend: „Ja, ja, ja!“
Ihre kleinen Hände sich ringen,
„Retten, retten würd ich Mama,
Und zum Karl in die Flamme springen!“

---

26. Die Nadel im Baume.

Vor Zeiten, ich war schon groß genug,
Hatt' die Kinderschuhe vertreten,
Nicht alt war ich, doch eben im Zug,
Zu Sankt Andreas zu beten,
Da bin ich gewandelt Tag für Tag
Das Feld entlang mit der Kathi;
Ob etwas Liebes im Wege lag?
Tempi passati — passati!

Und in dem Haideland stand ein Baum,
Eine schlanke schmächtige Erle,
Da saßen wir oft in wachendem Traum,
Und horchten dem Schlage der Merle;
Die hatte ihr struppiges Nest gebaut
Grad in der schwankenden Krone,
Und hat so keck hernieder geschaut
Wie ein Gräflein vom winzigen Throne.

Wir kos'ten so viel und gingen so lang,
Daß drüber der Sommer verflossen;
Dann hieß es: „Scheiden, o weh wie bang!“
Viel Thränen wurden vergossen;

Die Hände hielten wir stumm gepreßt —
Da zog ich aus flatternder Binde
Eine blanke Nadel, und drückte fest,
Sie fest in die saftige Rinde.

Und drunter merkte ich Tag und Stund,
Dann sind wir fürder gezogen,
So kläglich schluchzend aus Herzensgrund,
Daß schreiend die Merle entflogen:
O junge Seelen sind Königen gleich,
Sie können ein Peru vergeuden
Im braunen Haid, unterm grünen Zweig,
Ein Peru an Lieben und Leiden! —

Die Jahre verglitten mit schleichendem Gang,
Verrannen gleich duftiger Wolke,
Und wieder zog ich das Feld entlang
Mit jungem lustigem Volke;
Die schleuderten Stäbe und schrieen „Halloh!"
Die sprudelten Witze wie Schlossen,
Mir wards im Herzen gar keck und froh,
Mutwillig wie unter Genossen.

Da plötzlich rauscht' es im dichten Gezweig:
„Eine Merle, rief's, eine Merle!"
Ich fuhr empor — ward ich etwa bleich?
Ich stand an der alternden Erle;
Und rückwärts zog mirs den Schleier vom Haar,
Ach Gott, ich erglühte wie Flamme,
Als ich sah, daß die alte Nadel es war,
Meine rostige Nadel im Stamme!

Drauf hab ich genommen ganz still in Schau
Die Inschrift zu eigenem Frommen,
Und fühlte dann plötzlich, es steige der Thau
Und werde mir schwerlich bekommen.

Ich will nicht klagen, mir blieb ein Hort,
Den rosten nicht Wetter und Wogen;
Allein für immer, für immer ist fort
Der Schleier vom Auge gezogen.

---

27. Spätes Erwachen.

Wie war mein Dasein abgeschlossen,
Als ich im grünumhegten Haus
Durch Lerchenschlag und Fichtensprossen
Noch träumt' in den Azur hinaus!

Als keinen Blick ich noch erkannte,
Als den des Strahles durchs Gezweig,
Die Felsen meine Brüder nannte,
Schwester mein Spiegelbild im Teich!

Nicht rede ich von jenen Jahren,
Die dämmernd uns die Kindheit beut,
Nein, so verdämmert und zerfahren
War meine ganze Jugendzeit.

Wohl sah ich freundliche Gestalten
Am Horizont vorüberfliehn,
Ich konnte heiße Hände halten
Und heiße Lippen an mich ziehn.

Ich hörte ihres Grußes Pochen,
Ihr leises Wispern um mein Haus,
Und sandte schwimmend, halbgebrochen,
Nur einen Seufzer halb hinaus.

Ich fühlte ihres Hauches Fächeln
Und war doch keine Blume süß,
Ich sah der Liebe Engel lächeln,
Und hatte doch kein Paradies.

Mir war, als habe in den Noten
Sich jeder Ton an mich verwirrt,
Sich jede Hand, die mir geboten,
Im Dunkel wunderlich verirrt.

Verschlossen blieb ich, eingeschlossen
In meiner Träume Zauberturm,
Die Blitze waren mir Genossen
Und Liebesstimme mir der Sturm.

Dem Wald ließ ich ein Lied erschallen,
Wie nie vor einem Menschenohr,
Und meine Thräne ließ ich fallen,
Die heiße, in den Blumenflor.

Und alle Pfade mußt ich fragen:
Kennt Vögel ihr und Strahlen auch?
Doch keinen: Wohin magst du tragen?
Von welchem Odem schwillt dein Hauch? —

Wie ist das anders nun geworden,
Seit ich ins Auge dir geblickt!
Wie ist nun jeder Welle Borden
Ein Menschenbildnis eingedrückt!

Wie fühl ich allen warmen Händen
Nun ihre leisen Pulse nach,
Und jedem Blick sein scheues Wenden
Und jeder schweren Brust ihr Ach.

Und alle Pfade möcht ich fragen:
Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,
In dem lebend'ge Herzen schlagen,
Lebend'ger Odem schwillt hinaus?

Entzünden möcht' ich alle Kerzen
Und rufen jedem müden Sein:
Auf ist mein Paradies im Herzen,
Zieht alle, alle nun hinein!

---

28. An meine Mutter.

So gern hätt ich ein schönes Lied gemacht
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise;
Die Gabe, die für andre immer wacht,
Hätt ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluten wallten drüber her,
Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin —
Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen.

---

29. An meine liebe Mutter.

Als ich des Liedes Blütenkron geschwungen,
Da wollt ich manche schöne Blume pflücken,
Die freundlich dir und heiter sollte nicken
Vom bunten Garten der Erinnerungen.

Nur einen Namen hab ich dir gesungen,
Vielleicht aus dunkler Vorzeit hell dich grüßend;
Doch in den Strom, durch ferne Reiche fließend,
Hat manche fremde Welle sich gedrungen.

Nur eine Quelle hat mich nicht betrogen,
Und ungemischt teilt sie des Liebes Wellen,
Stark, wie der Rhein des Bodensees Wogen.

Dein' Augen sind des Börnleins klare Quellen!
Das Börnlein Liebe heißt, ein stilles, lindes,
Und fließt im Herzen deines treuen Kindes.

---

30. Was bleibt.

Seh ich ein Kind zur Weihnachtsfrist,
Ein rosig Kind mit Taubenaugen
Die Kunde von dem kleinen Christ
Begierig aus den Lippen saugen,
Aufhorchen, wenn es rauscht im Tann,
Ob draußen schon sein Pferdchen schnaube:
„O Unschuld, Unschuld, denk ich dann,
Du zarte, scheue flücht'ge Taube!"

Und als die Wolke kaum verzog,
Studenten klirrten durch die Straßen,
Und „Vivat Bona!" donnerts hoch,
So keck und fröhlich sonder Maßen;
Sie scharten sich wie eine Macht,
Die gegen den Koloß sich bäume:
„O Hoffnung, hab ich da gedacht,
Wie bald zerrinnen Träum' und Schäume!"

Und ihnen nach ein Reiter stampft,
Geschmückt mit Kreuz und Epaulette,
Den Tzacko lüftet er, es dampft
Wie Öfen seines Scheitels Glätte;
Kühn war der Blick, der Arm noch stramm,
Doch droben schwebt der Zeitenrabe:
Da schien mir Kraft ein Meeresdamm,
Den jeder Pulsschlag untergrabe.

Und wieder durch die Gassen zog
Studentenhauf, und vor dem Hause
Des Rektors dreimal: „Hurrah hoch!“
Und wieder: „Hoch!“ — Aus seiner Klause,
In Zipfelmütze und Flanell,
Ein Schemen nickt am Fensterbogen.
„Ha, dacht ich, Ruhm, du Mordgesell,
Kommst nur als Leichenhuhn geflogen!“

An meine Wange haucht es dicht,
Und wie das Haupt ich seitwärts regte,
Da sah ich in das Angesicht
Der Frau, die meine Kindheit pflegte;
Dies Antlitz, wo Erinnerung
Und werte Gegenwart sich paaren:
„O Liebe, dacht ich, ewig jung,
Und ewig frisch bei grauen Haaren!“

---

31. Abschied von der Jugend.

Wie der zitternde Verbannte
Steht an seiner Heimat Grenzen;
Rückwärts er das Antlitz wendet,
Rückwärts seine Augen glänzen;
Winde, die hinüber streichen,
Vögel in der Luft beneidet,
Schaudernd vor der kleinen Scholle,
Die das Land vom Lande scheidet;

Wie die Gräber seiner Toten,
Seine Lebenden, die süßen,
Alle stehn am Horizonte,
Und er muß sie weinend grüßen;

Alle kleinen Liebesschätze,
Unerkannt und unempfunden,
Alle ihn wie Sünden brennen
Und wie ewig offne Wunden:

So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume,
Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen, begraben,
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Thräne haben.

Und die Jahre, die sich langsam,
Tückisch reihten aus Minuten,
Alle brechen auf im Herzen,
Alle nun wie Wunden bluten;
Mit der armen kargen Habe,
Aus so reichem Schacht erbeutet,
Mutlos, ein gebrochner Wandrer,
In das fremde Land er schreitet . .

Und doch ist des Sommers Garbe
Nicht geringer als die Blüten,
Und nur in der feuchten Scholle
Kann der frische Keim sich hüten;
Über Fels und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite,
Und es segnet Gottes Rechte
Übermorgen so wie heute.

---

32. Meine Toten.

Wer eine ernste Fahrt beginnt,
Die Mut bedarf und frischen Wind,
Er schaut verlangend in die Weite
Nach eines treuen Auges Brand,
Nach einem warmen Druck der Hand,
Nach einem Wort, das ihn geleite.

Ein ernstes Wagen heb ich an,
So tret ich denn zu euch hinan,
Ihr meine stillen strengen Toten!
Ich bin erwacht an eurer Gruft:
Aus Wasser, Feuer, Erde, Luft
Hat eure Stimme mir geboten.

Wenn die Natur in Hader lag,
Und durch die Wolkenwirbel brach
Ein Funke jener tausend Sonnen —
Sprecht aus der Elemente Streit
Ihr nicht von einer Ewigkeit
Und unerschöpften Lichtes Bronnen?

Am Hange schlich ich, krank und matt,
Da habt ihr mir das welke Blatt
Mit Warnungsflüstern zugetragen,
Gelächelt aus der Welle Kreis,
Habt aus des Angers starrem Eis
Die Blumenaugen aufgeschlagen.

Was meine Adern muß durchziehn,
Sah ichs nicht flammen und verglühn,
An eurem Schreine nicht erkalten?
Vom Auge hauchtet ihr den Schein,
Ihr meine Richter, die allein
In treuer Hand die Wage halten.

Kalt ist der Druck von eurer Hand,
Erloschen eures Blickes Brand,
Und euer Laut der Öde Odem,
Doch keine andre Rechte drückt
So traut, so hat kein Aug geblickt,
So spricht kein Wort, wie Grabesbrodem!

Ich fasse eures Kreuzes Stab,
Und beuge meine Stirn hinab
Zu eurem Gräserhauch, dem stillen:
Zumeist geliebt, zuerst gegrüßt,
Laßt, lauter wie der Äther fließt,
Mir Wahrheit in die Seele quillen!

---

33. Katharine Schücking. (Vgl. S. 51.)

Du hast es nie geahnet, nie gewußt,
Wie groß mein Lieben ist zu dir gewesen,
Nie hat dein klares Aug in meiner Brust
Die scheu verhüllte Runenschrift gelesen;
Wenn du mir freundlich reichtest deine Hand,
Und wir zusammen durch die Grüne wallten,
Nicht wußtest du, daß wie ein Götterpfand
Ich, wie ein köstlich Kleinod sie gehalten.

Du sahst mich nicht, als ich, ein heftig Kind,
Vom ersten Kuß der jungen Muse trunken,
Im Garten kniete, wo die Quelle rinnt,
Und weinend in die Gräser bin gesunken;
Als zitternd ich gedreht der Thüre Schloß,
Da ich zum erstenmal dich sollte schauen,
Westfalens Dichterin! und wie da floß
Durch mein bewegtes Herz ein selig Grauen.

Sehr jung war ich und sehr an Liebe reich,
Begeisterung der Hauch, von dem ich lebte;
Ach! manches ist zerstäubt, der Asche gleich,
Was einst als Flamme durch die Adern bebte.
Mein Blick war klar und mein Erkennen stark —
Von seinem Throne mußte manches steigen;
Und was ich einst genannt des Lebens Mark,
Das fühl ich jetzt mit frischem Stolz mein eigen.

So scheut' ich es als fromme Schülerin,
Dir wieder in das dunkle Aug zu sehen,
Ich wollte nicht vor meiner Meisterin
Hochmütig, mit bedecktem Haupte stehen.
Auch war ich krank, mein Sinnen sehr verwirrt,
Und keinen Namen mocht ich sehnend nennen;
Doch hat dies deine Liebe nicht geirrt,
Du drangst zu mir nach langer Jahre Trennen.

Und als du vor mich tratest, fest und klar,
Und blicktest tief mir in der Seele Gründe,
Da ward ich meiner Schwäche wohl gewahr;
Was ich gedacht, das schien mir schwere Sünde.
Dein Bild, du Starke in der Läutrung Brand,
Stieg wie ein Phönix aus der Asche wieder,
Und tief im Herzen hab ich es erkannt,
Wie zehnfach größer du als deine Lieder.

Du sahst, Bescheidne, nicht, daß damals hier
Aus deinem Blick Genesung ich getrunken,
Daß deines Mundes Laute damals mir
Wie Naphtha in die Seele sind gesunken.
Ein jedes Wort, durchsichtig wie Krystall
Und kräftig gleich dem edelsten der Weine,
Schien mir zu rufen: „Auf! der Launen Ball,
Steh auf! erhebe dich, du Schwach' und Kleine!“ —

Nun bist du hin! von Gottes reinstem Bild
Ist nur ein grüner Hügel uns geblieben,
Den heut umziehn die Winterstürme wild
Und die Gedanken derer, die dich lieben.
Auch hör ich, daß man einen Kranz gelegt
Von Lorbeer in des Grabes dunkle Moose:
Doch ich, Kathinka, widme dir bewegt
Den Epheu und die dornenvollste Rose!

---

34. An Henriette von Hohenhausen. (Vgl. S. 57.)

Wie lieb, o Nähe! Ferne, ach wie leid;
Wie bald wird Gegenwart Vergangenheit!
Warum hat Trauer denn so matten Schritt,
Da doch so leicht die frohe Stunde glitt?
Ach, wer mir liebe Stunden könnte bannen,
Viel werter sollt er sein, als der vermöchte
Der trüben schlaffe Sehnen anzuspannen,
Denn Leid im Herzen wirbt sich teure Rechte,
Und wer es nimmt, der nimmt ein Kleinod mit.

Reich' mir die Hand, du hast mich froh gemacht!
In öder Fremde hab ich dein gedacht,
Werd oft noch sinnen deinem Blicke nach:
So mildes Auge hellt den trübsten Tag.
Laß Ferne denn zur Nähe sich gestalten
Durch Wechselwort und inniges Gedenken.
Reich' mir die Hand! — ich will sie treulich halten,
Und drüber her mag immer grün sich senken
Der Tannenzweig, ein schirmend Wetterdach!

35. Nachruf an Henriette von Hohenhausen.

An deinem Sarge standen wir,
Du fromme milde Leidenspalme:
Wir legten in die Hände dir
Des Lenzes linde Blütenhalme;
An deiner Brust, wie eingenickt,
Die blauen Seidenschleifen lagen:
So, mit der Treue Bild geschmückt,
Hat man dich in die Gruft getragen.

Die Sonne sticht, der Regen rauscht,
Wir sitzen schweigend und beklommen;
Es knirrt im Flur, und jeder lauscht,
Als dächten wir, du könntest kommen;
In jedem Winkel suchen wir
Nach deinem Lächeln, deinem Blicke:
Wer lehnte je am Busen dir,
Und fühlt' im Herzen keine Lücke?

Daß dein Erkennen stark und klar,
Auch andre mögens mit dir teilen;
Doch daß du so gerecht und wahr,
Daß Segen jede deiner Zeilen,
Der Odem, den dein Leben sog,
Der letzte noch, ein Liebeszeichen:
Das, Henriette, stellt dich hoch
Ob andern, die an Geist dir gleichen!

Du warst die, welche nie gehorcht
Des Ruhmes lockender Sirene,
Und keine Tünche je geborgt,
Und keine süßen Taumeltöne;
Die jede Perl' aus ihrem Hort
Vor Gottes Auge erst getragen,
Um ernstes wie um heitres Wort,
Um keines durft' im Tode zagen.

Am Sarge fällt die Blüte ab,
Zerrinnt der Glorie Zauberschemen,
Dein Lorbeerreis, es bleibt am Grab,
Du kannst es nicht hinüber nehmen;
Doch vor dem Richter kannst du knien,
Die reinen Hände hoch gefaltet:
„Sieh, Herr, die Pfunde, mir verliehn,
Ich habe redlich sie verwaltet.“

Nicht möcht ich einen kalten Stein
Ob deinem warmen Herzen sehen,
Auch keiner glühen Rosen Schein,
Die üppig unter Dornen wehen;
Des Sinnlaubs immergrünen Stern
Möcht ich um deinen Hügel ranken,
Und überm Grüne säh ich gern
Die segensreiche Ähre schwanken.

---

36. Clemens von Droste. (Vgl. S. 38.)

An seinem Denkmal saß ich, das Getreibe
Des Lebens schwoll und wogt in den Alleen,
Ich aber mochte nur zum Himmel sehn,
Von dem ihr Silber goß die Mondenscheibe.
Und alle Schmerzenskeime fühlt' ich sprießen,
Im Herzen sich entfalten, Blatt um Blatt,
Und allen Segen fühlt' ich niederfließen
Um eines Christen heil'ge Schlummerstatt.

Da nahte durch die Gräser sich ein Rauschen,
Geflüster hallte an der Marmorwand,
Der mir so theure Name ward genannt,
Und leise Wechselrede hört ich tauschen.

Es waren tiefe achtungsvolle Worte,
Und dennoch war es mir, als dürfte hier
Kein anderer an dem geweihten Orte,
Kein Wesen ihn betrauern neben mir.

Wer könnte unter diesen Gräbern wandeln,
Der ihn gekannt wie ich, so manches Jahr,
Der seine Kindheit sah, so frisch und klar,
Des Jünglings Glut, des Mannes kräftig Handeln?
Welch fremdes Aug' hat in den ernsten Lettern,
Dem strengen Wort des Herzens Schlag erkannt?
Die Blitze saht ihr, aber aus den Wettern
Saht ihr auch segnen eines Engels Hand?

Sie standen da wie vor Pantheons Hallen,
Wie unter Bannern, unter Lorbeerlaub;
Ich saß an einem Hügel, wo zu Staub
Der Menschenherzen freundlichstes zerfallen.
Sie redeten von den zersprengten Kreisen,
Die all er wie ein mächt'ger Reif geeint;
Ich dachte an die Witwen und die Waisen,
Die seinem dunklen Sarge nachgeweint.

Sie redeten von seines Geistes Walten,
Von seinem starken ungebeugten Sinn,
Und wie er nun der Wissenschaft dahin,
Der Mann, an dem sich mancher Arm gehalten;
Ich hörte ihres Lobes Wogen schießen,
Es waren Worte wohlgemeint und wahr,
Doch meine Thränen fühlt ich heißer fließen,
Als ob man ihn verkenne ganz und gar.

Und endlich hört' ich ihre Stimmen schwinden,
Ihr letztes Wort war eine Klage noch:
Daß nicht so leicht ein gleiches Wissen doch,
Daß selten nur ein gleicher Geist zu finden.

Ich aber, beugend in des Denkmals Schatten,
Hab seines Grabes feuchten Halm geküßt:
„Wo giebt es einen Vater, einen Gatten,
Und einen Freund, wie du gewesen bist!“

---

37. Gruß. (Vgl. S. 54.)

An W. J.

Mein Lämpchen zuckt, sein Docht verglimmt,
Die Funken knistern im Kamine;
Wie eine Nebeldecke schwimmt
Es an des Saales hoher Bühne;
Im Schneegestöber schläft die Luft,
Am Scheite ist das Harz entglommen:
Mich dünkt, als spür ich einen Duft
Wie Weihrauch an der Gruft des Frommen.

Dies ist die Stunde, das Gemach,
Wo sich Gedanken mögen wiegen,
Verklungne Laute hallen nach,
Es dämmert in verloschnen Zügen;
Im Hirne summt es wie ein Lied,
Das mit den Flocken möchte steigen,
Und, flüsternd wie der Hauch im Ried,
An eines Freundes Locke neigen.

Schon seh ich ihn im gelben Licht,
Das seines Ofens Flamme spielet,
Er selbst ein wunderlich Gedicht,
Begriffen schwer, doch leicht gefühlet.
Ich seh ihn, wie, die Stirn gestützt,
Er leise lächelt in Gedanken —
Wo weilen sie? wo blühen jetzt
Und treiben diese zarten Ranken?

Baun sie im schlichten Haidekraut
Ihr Nestchen sich aus Immortellen?
Sind mit der Flocke sie gethaut
Als Thräne, wo die Gräber schwellen?
Vielleicht in fernes fernes Land
Wie Nachtigallen fortgezogen,
Oder am heil'gen Meeresstrand,
Gleich der Morgana auf den Wogen.

Ihm hat Begeistrung, ein Orkan,
Des Lebens Cedern nicht gebeuget,
Nicht sah er sie als Flamme nahn,
Die lodernd durch den Urwald steiget;
Nein, als entschlief der Morgenwind,
Am Strauche summten fromme Bienen,
Da ist der Herr im Säuseln lind
Gleich dem Elias ihm erschienen.

Und wie er sitzt, so vorgebeugt,
Die hohe Stirn vom Schein umflossen,
Das Ohr wie fremden Tönen neigt
Und lächelt geistigen Genossen,
Ein lichter Blitz in seinem Aug,
Wie ein verirrter Strahl aus Eden —
Da möcht ich leise, leise auch
Als Aeolsharfe zu ihm reden.

---

38. Locke und Lied.

Meine Lieder sandte ich dir,
Meines Herzens strömende Quellen,
Deine Locke sandtest du mir,
Deines Hauptes ringelnde Wellen;

Hauptes Welle und Herzens Flut,
Sie zogen einander vorüber;
Haben sie nicht im Kusse geruht;
Schoß nicht ein Leuchten darüber?

Und du klagest: verblichen sei
Die Farbe der wandernden Zeichen;
Scheiden thut weh, mein Liebchen, ei,
Die Scheidenden dürfen erbleichen;
Warst du blaß nicht, zitternd und kalt,
Als ich von dir mich gerissen?
Blicke sie an, du Milde, und bald,
Bald werden den Herrn sie nicht missen.

Auch deine Locke hat sich gestreckt,
Verdrossen, gleich schlafendem Kinde,
Doch ich hab' sie mit Küssen geweckt,
Hab' sie gestreichelt so linde,
Ihr geflüstert von unsrer Treu',
Sie geschlungen um deine Kränze,
Und nun ringelt sie sich auf's neu,
Wie eine Rebe im Lenze.

Wenig Wochen, dann grünet der Stamm,
Hat Sonnenschein sich ergossen,
Und wir sitzen am rieselnden Damm,
Die Händ' in einander geschlossen,
Schaun in die Welle und schaun in das Aug'
Uns wieder und wieder und lachen,
Und Bekanntschaft mögen dann auch
Die Lock' und der Liederstrom machen.

---

39. Der Traum. (Vgl. S. 57.)

An Amalie H.

Jüngst hab ich dich gesehn im Traum!
So lieblich saßest du behütet
In einer Laube grünem Raum,
Von duftendem Jasmin umblütet;
Durch Zweige fiel das goldne Licht,
Aus Vogelkehlen ward gesungen:
Da saßest du, wie ein Gedicht
Von einem Blumenkranz umschlungen.

Und deine liebe Rechte trug
Das Antlitz mit so edlen Sitten,
Im Sand das aufgeschlagne Buch
Schien von dem Schoße dir geglitten;
Dich lehnend an den frischen Hag
Hauchtest du flüsternd leise Küsse,
Im Auge eine Thräne lag
Wie Thau im Kelche der Narzisse.

Dich anzuschaun war meine Lust,
Zu lauschen deiner Züge Regen,
Und dennoch hätt' ich gern gewußt,
Was dich so innig mocht bewegen?
Da bogst du sacht hinab den Zweig,
Strichst lächelnd an der Spitzenhaube,
An deine Schulter huscht' ich gleich,
Sah einen Baum in schlichtem Laube:

Und auf dem Baume saß ein Fink,
Der schleppte dürres Moos und Reisig:
„Schaut her, schaut wieder!“ zirpt er flink
Und förderte am Nestchen fleißig;

Er sah so keck und fröhlich aus,
Als trüg' er des Flamingo Kleider,
So sorglich hüpft' er um sein Haus,
Als fürcht' er bösen Blick und Neider.

Und wenn ein Reischen er gelegt,
Dann rief er alle Welt zu Zeugen,
Als müsse, was der Garten hegt,
Blum und Gesträuch sich vor ihm neigen.
Um deine Lippe flog ein Zug,
Wie ich ihn oft an ihr gesehen,
Und meinen Namen ließ im Flug
Sie über ihre Spalte gehen.

Schon hob ich meine Hand hinauf,
Mit leisem Schlage dich zu strafen,
Allein da wacht ich plötzlich auf
Und bin nicht wieder eingeschlafen;
Nur deiner hab ich fortgedacht,
Säh dich so gern am grünen Hage,
Mich dünkt, so lieb wie in der Nacht
Sah ich dich noch an keinem Tage. —

Im Eise schlummern Blum und Zweig,
Dezemberwinde schneidend wehen,
Der Garten steht im Wolkenreich,
Wo tausend schön're Gärten stehen;
So golden ist kein Sonnenschein,
Daß er wie der erträumte blinke —
Doch du, bist du nicht wirklich mein?
Und bin ich nicht dein dummer Finke? —

---

40. An Elise. (Vgl. S. 57.)

Am 19. November 1843.

Du weißt es lange wohl, wie wert du mir,
Was sollt ich es nicht froh und offen tragen,
Ein Lieben, das so frischer Ranken Zier
Um meinen kranken Lebensbaum geschlagen?
Und manchen Abend hab ich nachgedacht,
In leiser Stunde träumerischem Sinnen,
Wie deinen Morgen, meine nah'nde Nacht
Das Schicksal ließ aus Einer Urne rinnen.

Zu alt zur Zwillingsschwester, möchte ich
Mein Töchterchen dich nennen, meinen Sprossen;
Mir ist, als ob mein fliehend Leben sich,
Mein rinnend Blut in deine Brust ergossen.
Wo flammt im Herzen mir ein Opferherd,
Daß nicht der deine loderte daneben,
Von gleichen Landes lieber Luft genährt,
Von gleicher Freude frommem Kreis umgeben?

Und heut, am Sankt Elisabethentag,
Vereinend uns mit gleichen Namens Banden,
Schlug ich bedächtig im Kalender nach,
Welch' Heilige am Taufborn uns gestanden;
Da fand ich eine königliche Frau,
Die ihre milde Segenshand gebreitet,
Und eine Patriarchin, ernst und grau,
Nur wert um den, des Wege sie bereitet.

Fast war es mir, als ob dies Doppelbild
Mit strengem Mahnen strebte uns zu trennen,
Als woll es dir die Fürstin zart und mild,
Mir nur die ernste Hüterin vergönnen;

Doch — lächle nicht — ich hab mich abgekehrt,
Bin fast verschmäht zur Seite dir getreten:
Nun wähle, Lieb, und die du dir beschert,
Zu der will ich als meiner Heil'gen beten.

---

41. An Philippa. (Vgl. S. 75.)

Im Osten quillt das junge Licht,
Sein goldner Duft spielt auf den Wellen,
Und wie ein zartes Traumgesicht
Seh ich ein fernes Segel schwellen.
O könnte ich der Möve gleich
Umkreisen es im lust'gen Ringen!
O wäre mein der Lüfte Reich,
Mein junge, lebensfrische Schwingen!

Um dich, Philippa, spielt das Licht,
Dich hat der Morgenhauch umgeben,
Du bist ein liebes Traumgesicht
Am Horizont von meinem Leben;
Seh deine Flagge ich so fern
Und träumerisch von Duft umflossen,
Vergessen möcht ich dann so gern,
Daß sich mein Horizont geschlossen —

Vergessen, daß mein Abend kam,
Mein Licht verzittert Funk' an Funken,
Daß Zeit mir längst die Flagge nahm
Und meine Segel längst gesunken.
Doch können sie nicht jugendlich
Und frisch sich neben deinen breiten:
Philippa, lieben kann ich dich
Und segnend deine Fahrt begleiten.

---

42. Sit illi terra levis! (Vgl. S. 60.)

So sonder Arg hast du in diesem Leben
Mich deinen allerbesten Freund genannt,
Hast mir so oft gereicht die magre Hand —
Hab ich gelächelt, mag mir Gott vergeben!
Die Schlange wacht in jedes Menschen Brust;
Was ich dir bot, es war doch treue Gabe,
Und hier bekenn ich es, an deinem Grabe:
Du warst mir lieber als ich es gewußt

Ob ich auch nie zu jenen mich gesellte,
Die lachend deine Einfalt angeschaut;
Des Hauptes, das in Ehren ward ergraut,
Verhöhnung nimmer mir die Adern schwellte:
Doch erst, wo aller Menschen Witz versiegt,
Ein armer Tropfen in Ägyptens Sande,
Hier erst erkenn ich, an der Seelen Brande,
Wie schwer des Auges warme Thräne wiegt.

Sah ich sie nicht an deine Wimper steigen,
Wenn du dem fremden Leide dich geeint?
Hast du nicht meinen Toten nachgeweint,
So heiß wie deines eignen Blutes Zweigen?
Oh, wenn ich in der Freude des vergaß,
Mit bitterm Herzen muß ich es beklagen,
Denn, von des Schicksals harter Hand geschlagen,
Wie gern ich dann in deinem Auge las!

Noch seh ich dich im Hauch des Winterbrodems
Herstapfen, wie den irren Haidegeist,
Wie Tropf an Tropfen deiner Stirn entfleußt,
Hör noch das Keuchen deines armen Odems.

Es waren schlimme Wege, rauh und weit,
Die du gewandelt manche Winterwende,
Um des Altares heil'ge Gnadenspende
Zu tragen mir in meine Einsamkeit.

O manchem Spötter gabst du ernst Gedenken,
Wenn höhnend deine kleine Hab' er pries,
Für schlechtes Ding dir Tausende verhieß,
Und du nur glücklich warst ihn zu beschenken!
So wert war dir kein Gut, so ehrenreich,
Daß du es nicht mit Freuden hingegeben:
Dann sah man deine Lippen freundlich beben,
Und zucken wie das Dämmerlicht im Teich.

An deinem Kleide, schwarz und fadenscheinend,
War jeder Fleck ein heimlich Ehrenmal,
Du frommer Dieb am Eignen! ohne Wahl
Das Schlechteste dir noch genugsam meinend.
Mann ohne Falsch und mit der offnen Hand,
Drin wie Demant der Witwe Heller blinken,
Sanft soll der Thau auf deinen Hügel sinken,
Und leicht, leicht sei dir das geweihte Land!

Schlaf sanft, schlaf still in deinem grünen Bette,
Dir überm Haupt des Glaubens fromm Symbol!
Die Welt vergißt, der Himmel kennt dich wohl,
Ein Engel wacht an dieser schlichten Stätte.
Auch eine Thräne wird dir nachgeweint,
Und wahrlich keine falsche: „Ach sie haben,
Sie haben einen guten Mann begraben,
Und mir, mir war er mehr" — mein wärmster Freund!

43. Das Bild.

1.

Sie stehn vor deinem Bild und schauen
In dein verschleiert Augenlicht,
Sie prüfen Lippe, Kinn und Brauen
Und sagen dann: „du seist es nicht;
Zu klar die Stirn, zu voll die Wange,
Zu üppig in der Locken Hange,
Ein lieblich, fremdes Angesicht!"

O wüßten sie es, wie ein treues
Gemüt die kleinsten Züge hegt!
Ein Zucken schon, ein flücht'ges, scheues,
Als Kleinod in die Seele legt;
Wie schon ein Wort von gleichem Klange
Gehaucht, dem Feinde selbst, das bange,
Bewegte Herz entgegen trägt:

Sie würden besser mich begreifen,
Sehn deiner Locken dunklen Hag
Sie mich mit leisem Finger streifen,
Als lüft' ich sie dem jungen Tag;
Den Flor mich breiten dicht und dichter,
Daß deiner Augen zarte Lichter
Kein Sonnenstaub verletzen mag.

Was fremd, dahin will ich nicht schauen
Und will nicht wissen, wo sie brennt,
Ob an der Lipp', der Wang', den Brauen,
Die Flamme, die dein Herz nicht kennt.
Ich will nur sehn in deine Augen,
Den einen frommen Blick nur saugen,
Der leise meinen Namen nennt —

Ihn, der wie Mondlicht mich umflossen,
Als in der ernsten Abendzeit
Wir saßen, Hand in Hand geschlossen,
Und dachten Tod und Ewigkeit;
Ihn, der sich von der Sonne Schwinden
Heilig gewendet, mich zu finden,
Und lächelnd sprach: ich bin bereit!

2.

Und wär es wahr auch, daß der Jahre Hand
Dir Furchen in die reine Stirn geschrieben,
Nicht so elastisch deiner Züge Band
Bezeichne mehr dein Zürnen und dein Lieben,
Wenn dichter auch die Hülle dich umschlingt,
Durch die der Strahl, der gottbeseelte, dringt:
Mir bist die Gleiche immer du geblieben.

Wenn minder stolz und edel die Gestalt,
Ich kenne sie, die ungebeugte Seele;
Wenn es wie Nebel deine Stirn umwallt,
Ich weiß es, daß die Wolke Gluten hehle;
Und deiner weichen Stimme tiefrer Klang,
Verhallend geisterhaft wie Wellensang,
Ich fühl' es, daß kein Liebeshauch ihm fehle.

O Fluch des Alters, wenn das beſſ're Teil
Mit ihm, dem Gottesbilde, müßte weichen!
Wenn minder liebewarm ein Lächeln, weil
Ihm Kummer eingegraben seine Zeichen!
Ein Auge gütig nur, so lange leicht
Und silbern sich die Thräne ihm entschleicht,
Und rosʼge Wangen züchtʼger als die bleichen!

Und dennoch hält sie alle uns bethört,
Die staubgeborne Form, die wandelbare,
Scheint willig uns ein Ohr, das leise hört,
Kühn einer frischen Kehle Lustfanfare;

Wir alle sehen nur des Pharus Licht,
Die Glut im Erdenschoße sehn wir nicht,
Und keiner denkt der Lampe am Altare!

3.

Ich weiß ein bessres Bild zu finden,
Als jenes, das dir ferner weicht,
Wie tiefer deine Wurzeln gründen
Und reifer sich die Ähre neigt;
Ein bessres, als zu dessen Rahmen,
Wenn Jahre schwanden, Jahre kamen,
Man wie sein eigner Schatten schleicht.

Lausch' ich am Strande ob der lauen
Entschlafnen Flut mit scheuer Lust;
Wird unterm Flore dann, dem blauen,
Lebendig mir die ernste Rust;
Am Grunde glühende Korallen,
Der Fischlein goldig schimmernd Wallen:
Dann schau ich tief in deine Brust.

Und wieder an der Grüfte Bogen
Seh' ich der Mauerflechte Stab
Mit allen Fasern eingesogen
Tief in das Felsenherz hinab;
Vom Thaue schwer die grauen Locken,
Leuchtwürmer in der Wimper Flocken:
Das ist dein Lieben übers Grab!

Und wann an der Genesung Bronnen —
Im Saale tafeln Stern und Band —
Sich mittags kranke Bettler sonnen
Und gierig schlürfen übern Rand;
Mitleidig tränkt der Quell die Armen:
Dann denk ich still an dein Erbarmen,
An deine warme, offne Hand.

O jener Quell, der heiß und springend,
Ein Sprudel deiner Brust entquillt,
Durch Schnee und Eisesscholle dringend
Mit Blumen seinen Gletscher füllt:
Ihm sieht nur gleich, was nie verloren,
Was ewig frisch und neugeboren,
Und die Natur nur ist dein Bild!

---

44. Meine Sträuße.

So oft mir ward eine liebe Stund
Unterm blauen Himmel im Freien,
Da habe ich, zu des Gedenkens Bund,
Mir Zeichen geflochten mit Treuen:
Einen schlichten Kranz, einen wilden Strauß,
Ließ drüber die Seele wallen —
Nun stehe ich einsam im stillen Haus,
Und sehe die Blätter zerfallen.

Vergißmeinnicht mit dem Rosaband —
Das waren dämmrige Tage,
Als euch entwandte der Freundin Hand
Dem Weiher drüben am Hage!
Wir schwärmten in wirrer Gefühle Flut,
In sechzehnjährigen Schmerzen;
Nun schläft sie lange — Sie war doch gut,
Ich liebte sie recht von Herzen!

Gar weite Wege hast du gemacht,
Kamelia, staubige Schöne,
In deinem Kelche die Flöte wacht,
Trompeten und Cymbelgetöne;
Wie zitterten durch das grüne Revier
Buntfarbige Lampen und Schleier!

Da brach der freundliche Gärtner mir
Den Strauß beim bengalischen Feuer.

Dies Alpenröschen nährte mit Schnee
Ein eisgrau starrender Riese;
Und diese Tange entfischt' ich der See
Aus Muschelgescherbe und Kiese —
Es war ein volles, gesegnetes Jahr,
Die Trauben hingen gleich Pfunden,
Als aus der Rebe flatterndem Haar
Ich diesen Kranz mir gewunden.

Und ihr, meine Sträuße von wildem Haid,
Mit lockerem Halme geschlungen,
O süße Sonne, o Einsamkeit,
Die uns redet mit heimischen Zungen!
Ich hab sie gepflückt an Tagen so lind,
Wenn die goldenen Käferchen spielen,
Dann fühlte ich mich meines Landes Kind,
Und die fremden Schlacken zerfielen.

Und wenn ich grüble an meinem Teich,
Im duftigen Moose gestrecket,
Wenn aus dem Spiegel mein Antlitz bleich
Mit rieselndem Schauer mich necket,
Dann lang' ich sachte, sachte hinab,
Und fische die träufelnden Schmehlen;
Dort hängen sie, drüben am Fensterstab,
Wie arme vertrocknete Seelen!

So mocht ich still und heimlich mir
Eine Zauberhalle bereiten,
Wenn es dämmert dort, und drüben, und hier,
Von den Wänden seh ich es gleiten;

Eine Fey entschleicht der Kamelia sich,
Liebesseufzer stöhnet die Rose,
Und wie Blutes Adern umschlingen mich
Meine Wasserfäden und Moose.

---

45. Die Bank.

Im Parke weiß ich eine Bank,
Die schattenreichste nicht von allen,
Nur Erlen lassen, dünn und schlank,
Darüber karge Streifen wallen.
Da sitz ich manchen Sommertag
Und laß mich rösten von der Sonnen;
Rings keiner Quelle Plätschern wach,
Doch mir im Herzen springt der Bronnen.

Dies ist der Fleck, wo man den Weg
Nach allen Seiten kann bestreichen,
Das staub'ge Gleis, den grünen Steg,
Und dort die Lichtung in den Eichen:
Ach manche, manche liebe Spur
Ist unterm Rade aufgeflogen!
Was mich erfreut, bekümmert, nur
Von drüben kam es hergezogen.

Du frommer Greis im schlichten Kleid,
Getreuer Freund seit zwanzig Jahren,
Dem keine Wege schlimm und weit,
Galt es den heil'gen Dienst zu wahren:
Wie oft sah ich den schweren Schlag
Dich drehn mit ungeschickten Händen,
Und langsam steigend nach und nach
Dein Käppchen an des Dammes Wänden.

Und du in meines Herzens Grund,
Mein lieber schlanker blonder Junge,
Mit deiner Büchs' und braunem Hund,
Du klares Aug und muntre Zunge:
Wie oft hör ich dein Pfeifen nah,
Wenn zu der Dogge du gesprochen —
Mein lieber Bruder warst du ja,
Wie sollte mir das Herz nicht pochen?

Und manches was die Zeit verweht,
Und manches was sie ließ erkalten:
Wie Banquo's Königsreihe geht
Und trabt es aus des Waldes Spalten!
Auch was mir noch geblieben und
Was neu erblüht im Lebensgarten,
Der werten Freunde heitrer Bund,
Von drüben muß ich ihn erwarten . . .

So sitz ich Stunden wie gebannt,
Im Gestern halb und halb im Heute,
Mein gutes Fernrohr in der Hand
Und laß es streifen durch die Weite.
Am Damme steht ein wilder Strauch,
O, schmählich hat mich der betrogen:
Rührt ihn der Wind, so mein' ich auch,
Was Liebes komme hergezogen!

Mit jedem Schritt weiß er zu gehn,
Sich anzuformen alle Züge;
So mag er denn am Hange stehn,
Ein wert Phantom, geliebte Lüge;
Ich aber hoffe für und für,
So fern ich mich des Lebens freue,
Zu rösten an der Sonne hier,
Geduld'ger Märtyrer der Treue!

---

46. Die Taxuswand.

Ich stehe gern vor dir,
Du Fläche schwarz und rauh,
Du schartiges Visier
Vor meines Liebsten Brau;
Gern mag ich vor dir stehen,
Wie vor grundiertem Tuch,
Und drüber gleiten sehen
Den bleichen Krönungszug.

Als mein die Krone hier,
Von Händen die nun kalt;
Als man gesungen mir
In Weisen die nun alt:
Vorhang am Heiligtume,
Mein Paradiesesthor!
Dahinter alles Blume
Und alles Dorn davor.

Denn jenseits weiß ich sie,
Die grüne Gartenbank,
Wo ich das Leben früh
Mit glühen Lippen trank,
Als mich mein Haar umwallte
Noch golden wie ein Strahl,
Als noch mein Ruf erschallte,
Ein Hornstoß, durch das Thal.

Das zarte Epheureis,
So Liebe pflegte dort,
Sechs Schritte — und ich weiß,
Ich weiß dann, daß es fort.

So will ich immer schleichen
Nur an dein dunkles Tuch,
Und achtzehn Jahre streichen
Aus meinem Lebensbuch.

Du starrtest damals schon
So düster treu wie heut,
Du unsrer Liebe Thron
Und Wächter manche Zeit;
Man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,
Dir aus den Nadeln raucht —
Ach, wacher war ich nimmer,
Als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt,
Und möcht an deinem Saum
Vergleiten wie ein Blatt,
Geweht vom nächsten Baum;
Du lockst mich wie ein Hafen,
Wo alle Stürme stumm,
O, schlafen möcht ich, schlafen,
Bis meine Zeit herum.

---

47. Instinkt.

Bin ich allein, verhallt des Tages Rauschen,
Im frischen Wald, im braunen Haideland,
Um mein Gesicht die Gräser nickend bauschen,
Ein Vogel flattert an des Nestes Rand,
Und mir zu Füßen liegt ein treuer Hund,
Gleich Feuerwürmern seine Augen glimmen —
Da kommen mir Gedanken, ob gesund,
Ob krank, das mag ich selber nicht bestimmen.

Ergründen möcht ich, ob das Blut, das grüne,
Kein Lebenspuls durch jene Kräuter trägt,
Ob Dionäa*) um die kühne Biene
Bewußtlos ihre rauhen Netze schlägt,
Was in dem weißen Sterne**) zuckt und greift,
Wenn er, die Fäden streckend, leise schauert,
Und ob, vom Duft der Menschenhand gestreift,
Gefühllos ganz die Sensitive trauert?

Und wieder muß ich auf den Vogel sehen,
Der dort so zürnend seine Federn sträubt,
Mit kriegerischem Schrei mich aus den Nähen
Der nackten Brut nach allen Kräften treibt.
Was ist Instinkt? — tiefsten Gefühles Herd!
Instinkt trieb auch die Mutter zu dem Kinde,
Als jene Fürstin, von der Glut verzehrt,
Als Heil'ge ward posaunt in alle Winde.***)

Und du, mein zott'ger Tremm, der schlafestrunken
Noch ob der Herrin wacht, und durch das Grün
Läßt blinzelnd streifen seiner Blicke Funken,
Sag an, was deine klugen Augen glühn?
Ich bin es nicht, die deine Schale füllt,
Nicht gab der Nahrung Trieb dich mir zu eigen,
Und mit der Sklavenpeitsche kann mein Bild
Noch minder dir im dumpfen Hirne steigen.

Wer kann mir sagen, ob des Hundes Seele
Hinaufwärts, oder ob nach unten steigt? —
Und müde, müde drück ich in die Schmehle
Mein Haupt, wo fiedend der Gedanke steigt.

---

*) Dionæa muscipula, auch „die Fliegenfalle" genannt.
**) Sparrmannia.
***) Die Fürstin Schwarzenberg, welche beim Vermählungsfest Napoleons I. mit Maria Luise von Österreich, am 1. Juli 1810, in den Flammen umkam.

Was ist es, daß ein hungermattes Tier
Mit dem gestohlnen Brote für das bleiche,
Blutrünst'ge Antlitz, in das Waldrevier
Läßt flüchten und verschmachten bei der Leiche? —

Das sind Gedanken, die uns könnten töten,
Den Geist betäuben, rauben jedes Glück,
Mit tausendfachem Mord die Hände röten —
Und leise schaudernd wend ich meinen Blick.
O schlimme Zeit, die solche Gäste rief
In meines Sinnes harmlos lichte Bläue!
O schlechte Welt, die mich so lang' und tief
Ließ grübeln über eines Pudels Treue!

---

48. Gemüt.

Grün ist die Flur, der Himmel blau,
Doch tausend Farben spielt der Thau:
Es hofft die Erde bis zum Grabe,
Gewährung fiel dem Himmel zu;
So sprich, was ist denn deine Gabe,
Gemüt, der Seele Iris du?

Du Tropfen Wolkenthau, der sich
In unsrer Scholle Poren schlich,
Daß er dem Himmel sie gewöhne
An seinem lieblichsten Gedicht,
Du irdisch heilig wie die Thräne,
Und himmlisch heilig wie das Licht.

Ein Tropfe nur, ein Wiederschein,
Doch alle Wunder saugend ein:

Ob Perle, dich am Blatte wiegend
Und spielend um der Wiege Fuß,
Ob süßer Traum, im Grase liegend
Und lächelnd bei des Halmes Gruß.

O Erd' und Himmel lächeln auch,
Wenn du, geweckt vom Morgenhauch,
Gleich einem Kinde hebst den weichen,
Verschämten Mondesblick zum Tag,
Erharrend, was die Hand des Reichen
Von Glanz und Duft dir geben mag.

Lächle nur, lächle für und für,
Des Kindes Reichtum wird auch dir:
Dir wird des Zweiges Blatt zur Halle,
Zum Sammet dir des Mooses Vließ;
Opale, funkelnde Metalle
Wäscht Muschelscherbe dir und Kies.

Des kranken Blattes rötlich Grün
Drückt auf die Stirn dir den Rubin;
Mit Chrysolithes goldnen Flittern
Schmückt deinen Spiegel Kraut und Gras,
Und selbst des dürren Laubes Zittern
Schenkt dir den bräunlichen Topas.

Und gar, wenn losch das Sonnenlicht,
Und um dein eigenstes Gedicht
Morgana deines Seees gaukelt,
Ein Traum von Licht um deinen Ball
Und zarte Schattenbilder schaukelt
Gefangner Geister im Krystall:

Dann schläfst du, schläfst in eigner Haft,
Läßt walten die verborgne Kraft;

Was nicht dem Himmel, nicht der Erden,
Was deiner Schöpfung nur bewußt,
Was nie gewesen, nie wird werden,
Die Embryone deiner Brust.

O lächle, träume immer zu,
Iris der Seele, Tropfen du!
Den Wald laß rauschen, im Gewimmel
Entfunkeln laß der Sterne Reih'n;
Du hast die Erde, hast den Himmel,
Und deine Geister obendrein.

---

49. Die tote Lerche.

Ich stand an deines Landes Grenzen,
An deinem grünen Saatenwald,
Und mit des ersten Strahles Glänzen
Ist dein Gesang herabgewallt.
Der Sonne schwirrtest du entgegen,
Gleich einer Mücke um das Licht,
Dein Lied war wie ein Blütenregen,
Dein Flügelschlag wie ein Gedicht.

Da ward es mir, als müsse ringen
Ich selber nach dem jungen Tag,
Als höre ich mein eignes Singen
Und meinen eignen Flügelschlag;
Die Sonne sprühte glühe Funken,
In Flammen brannte mein Gesicht,
Ich selber taumelte wie trunken,
Wie eine Mücke nach dem Licht.

Da plötzlich sank und sank es nieder,
Gleich toter Kohle in die Saat,

Noch zucken sah ich kleine Glieder
Und bin erschrocken dann genaht:
Dein letztes Lied, es war verklungen,
Du lagst, ein armer kalter Rest,
Am Strahl zerflattert und versungen
Bei deinem halbgebauten Nest.

Ich möchte heiße Thränen weinen,
Wie sie das Weh vom Herzen drängt,
Denn auch mein Leben wird verscheinen,
Ich fühls, versungen und versengt;
Dann du, mein Leib, ihr armen Reste,
Dann nur ein Grab auf grüner Flur,
Und nah, nur nah bei meinem Neste,
In meiner süßen Heimat nur!

---

50. Der Abschied.

Das Abendrot war schon zerflossen,
Wir standen an des Weihers Rand,
Und ich hielt ihre Hand geschlossen
So fest in meiner kalten Hand.
So müssen wir denn morgen scheiden?
Das Schicksal würfelt mit uns beiden,
Wir sind wie herrenloses Land.

Von keines Hauses Pflicht gebunden,
Meint jeder nur, wir seien grad
Für sein Bedürfnis nur erfunden,
Das hülfbereite fünfte Rad.
Was hilft es uns, daß frei wir stehen,
Auf keines Menschen Hände sehen?
Man zeichnet dennoch uns den Pfad.

Wo dicht die Bäume sich verzweigen
Und um den schlanken Stamm herab
Sich tausend Nachbaräste neigen,
Da schreitet schnell der Wanderstab.
Doch drüben sieh die einzle Linde:
Ein jeder schreibt in ihre Rinde,
Und jeder bricht ein Zweiglein ab.

O hätten wir nur Mut, zu walten
Der Gaben, die das Glück beschert!
Wer darf uns stören, darf uns halten,
Und wehren uns den eignen Herd?
Wir leiden nach dem alten Rechte,
Daß, der sich selber macht zum Knechte,
Nicht ist der goldnen Freiheit wert.

Zieh hin, wie du berufen worden,
In der Campagna Glut und Schweiß,
Und ich will stehn in meinem Norden,
Zu siechen unter Schnee und Eis.
Nicht würdig sind wir bessrer Tage,
Und daß nur keins dem andern klage:
Schweige, wer nicht zu kämpfen weiß! —

So ward an Weihers Rand gesprochen,
Im Zorne halb und halb in Pein;
Wir hätten gern den Stab gebrochen
Ob all den kleinen Tyrannei'n.
Und als die Regenwolken stiegen,
Da sprachen erst wir mit Vergnügen
Uns in den Ärger recht hinein.

So lang die Tropfen einzeln fielen,
Wars Stoff ja nur für unsern Trutz,
Wie eins von des Geschickes Spielen
Zum Schaden uns und keinem Nutz.

Doch als der Himmel Schlossen streute,
Da machten wirs wie andre Leute
Und suchten bei der Linde Schutz.

Hier stand ein Häuflein dicht beisammen,
Sich schauernd unterm Blätterdach;
Die Wolke zuckte Schwefelflammen
Und jagte Regenstriemen nach.
Wir hörtens auf den Blättern rauschen
Und konnten ganz behaglich lauschen
Aus unserm laubigen Gemach.

Fürwahr, ein armes Völklein war es,
Das hier dem Wettersturm entrann:
Ein dürrer Jud' gebleichten Haares,
Mit seinem Hund ein blinder Mann,
Des Frohners Weib mit blonden Löckchen,
Und dann mit seinem alten Röckchen
Der kleine hinkende Johann.

Und alle sahn bei jedem Blitze
Vertrauend an den Stamm hinauf,
Behaglich rückend sich im Sitze
Und drängten lächelnd sich zu Hauf;
Denn wie gewalt'ger schlug der Regen,
So breiter warf dem Sturm entgegen
Der Baum die grünen Schirme auf.

Der Baum, der keines Menschen Eigen,
Verloren in der Haide stand,
Nicht Früchte trug in seinen Zweigen,
Nicht Nahrung für des Heeres Brand;
Der nur gepflanzt von Gottes Händen,
Dem müden Frohner Schutz zu spenden,
Dem Wandrer in der Steppe Sand.

Wie kämpft er mutig und mit Treuen,
Zu schützen, was sich ihm vertraut,
Wie schien er rauschend sich zu freuen
Des Glaubens, der auf ihn gebaut!
Ich fühlte seltsam mich befangen,
Beschämt, mit hocherglühten Wangen
Hab' in die Krone ich geschaut.

Zur Freundin sah ich, sie herüber:
Wohl Gleiches dachten wir vielleicht,
Denn ihre Mienen wurden trüber
Und ihre lieben Augen feucht;
Doch haben wir kein Wort gesprochen,
Vom Baum ein Zweiglein nur gebrochen,
Und still die Hände uns gereicht.

---

51. An ***

Lebt wohl, es kann nicht anders sein,
Spannt flatternd eure Segel aus!
Laßt mich in meinem Schloß allein,
In meinem geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl,
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Seees Bord,
Mich schaukelnd mit dem Wellenstrich,
Allein mit meinem Zauberwort,
Dem Alpengeist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,
Erschüttert, aber nicht erdrückt,

So lange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt;

So lange mir der frische Wald
Gesang aus jedem Blatte rauscht,
Aus jeder Klippe, jedem Spalt,
Befreundet mir der Elfe lauscht;

So lange sich der Arm mir frei
Und waltend noch zum Äther streckt,
Und jedes wilden Geiers Schrei
In mir die milde Muse weckt.

---

52. Der Brief aus der Heimat.

Sie saß am Fensterrand im Morgenlicht
Und starrte in das aufgeschlagne Buch,
Die Zeilen zählte sie und wußt es nicht —
Ach weithin, weithin der Gedanken Flug!
Was sind so ängstlich ihre nächt'gen Träume?
Was scheint die Sonne durch so öde Räume?
— Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht.

Seit Wochen weckte sie der Lampe Schein,
Hat bebend an der Stiege sie gelauscht;
Wenn plötzlich am Gemäuer knackt der Schrein,
Ein Fensterladen auf im Winde rauscht —
Es kommt, es naht, die Sorgen sind geendet!
Sie hat gefragt, sie hat sich abgewendet,
Und schloß sich dann in ihre Kammer ein.

Kein Lebenszeichen von der liebsten Hand,
Von jener, die sie sorglich hat gelenkt,
Als sie zum erstenmal zu festem Stand
Die zarten Kinderfüßchen hat gesenkt;

Versprengter Tropfen von der Quelle Rande,
Harrt sie vergebens in dem fremdem Lande;
Die Tage schleichen hin, die Woche schwand.

Was ihre rege Phantasie geweckt?
Ach, eine Leiche sah die Heimat schon,
Seit sie den unbedachten Fuß gestreckt
Auf fremden Grund und hörte fremden Ton.
Sie küßte scheidend jung' und frische Wangen,
Die jetzt von tiefer Grabesnacht umfangen —
Ists Wunder, daß sie tödlich aufgeschreckt?

In Träumen steigt das Krankenbett empor
Und Züge dämmern, wie in halber Nacht;
Wo ists? — sie weiß es nicht und spannt das Ohr,
Sie horcht mit ihrer ganzen Seele Macht;
Dann fährt sie plötzlich auf beim Windesrauschen,
Und glaubt dem matten Stöhnen noch zu lauschen
Und kann erst spät begreifen, daß sie wacht.

Doch sieh, dort fliegt sie übern glatten Flur,
Ihr aufgebautes Haar umfließt sie rund,
Und zitternd ruft sie, mit des Weinens Spur:
„Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!"
Und ihre Thränen stürzen wie zwei Quellen,
Die übervoll aus ihren Ufern schwellen —
Ach, eine Mutter hat man einmal nur!

---

53. Grüße.

Steigt mir in diesem fremden Lande
Die allbekannte Nacht empor,
Klatscht es wie Hufesschlag vom Strande,
Rollt sich die Dämmerung hervor,

Gleich Staubeswolken mir entgegen
Von meinem lieben, starken Nord,
Und fühl ich meine Locken regen
Der Luft geheimnisvolles Wort:

Dann ist es mir, als hör ich reiten
Und klirren und entgegenziehn
Mein Vaterland von allen Seiten,
Und seine Küsse fühl ich glühn;
Dann wird des Windes leises Munkeln
Mir zu verworrnen Stimmen bald,
Und jede schwache Form im Dunkeln
Zur tiefvertrautesten Gestalt.

Und meine Arme muß ich strecken,
Muß Küsse, Küsse hauchen aus,
Wie sie die Leiber können wecken,
Die modernden, im grünen Haus;
Muß jeden Waldeswipfel grüßen,
Und jede Haid' und jeden Bach,
Und alle Tropfen, die da fließen,
Und jedes Hälmchen, das noch wach.

Dir, Vaterhaus, mit deinen Türmen,
Vom stillen Weiher eingewiegt,
Wo ich in meines Lebens Stürmen,
So oft erlegen und gesiegt;
Ihr breiten, laubgewölbten Hallen,
Die jung und fröhlich mich gesehn,
Wo ewig meine Seufzer wallen
Und meines Fußes Spuren stehn.

Du feuchter Wind von meinen Haiden,
Der wie verschämte Klage weint;
Du Sonnenstrahl, der so bescheiden
Auf ihre Kräuter niederscheint;

Ihr Gleise, die mich fortgetragen,
Ihr Augen, die mir nachgeblinkt,
Ihr Herzen, die mir nachgeschlagen,
Ihr Hände, die mir nachgewinkt!

Und Grüße, Grüße, Dach, wo nimmer
Die treuste Seele mein vergißt,
Und jetzt bei ihres Lämpchens Schimmer
Für mich den Abendsegen liest,
Wo bei des Hahnes erstem Krähen
Sie matt die graue Wimper streicht,
Und einmal noch vor Schlafengehen
An mein verlaßnes Lager schleicht.

Ich möcht' euch alle an mich schließen,
Ich fühl' euch alle um mich her!
Ich möchte mich in euch ergießen,
Gleich siechem Bache in das Meer.
O wüßtet ihr, wie krank gerötet,
Wie fieberhaft ein Äther brennt,
Wo keine Seele für uns betet,
Und Keiner unsre Toten kennt!

---

54. Mondesaufgang.

An des Balkones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich;
Hoch über mir gleich trübem Eiskrystalle
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;
Grauschimmernd lag der See mit leisem Stöhnen —
Zerfloßne Perlen, oder Wolkenthränen?
Es rieselte, es dämmerte um mich?
Du mildes Licht, ich wartete auf dich,

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,
Tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm;
Im Laube summte der Phalänen Reigen,
Die Feuerfliege sah ich ziehn und steigen,
Und Blüten taumelten wie halb entschlafen:
Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hafen,
Ein Herz, das übervoll von Glück und Leid
Und Bildern seliger Vergangenheit.

Die Schatten stiegen, drängten finster ein:
Wo weilst du, weilst du denn, mein milder Schein?
Sie drangen ein wie sündige Gedanken,
Des Firmamentes Woge schien zu schwanken;
Verzitternd losch der Feuerfliege Funken,
Längst die Phaläne war zum Grund gesunken;
Nur Bergeshäupter standen hart und nah,
Ein düstrer Richterkreis, im Düster da.

Es wisperten die Wipfel mir am Fuß,
Wie Warnungsflüstern oder Todesgruß;
Ein Summen stieg aus weitem Wasserthale,
Wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;
Mir war, als müsse etwas Rechnung geben
Von toten Pfunden, von verträumtem Leben.
Als stehe ein verkümmert Herz allein,
Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein.

Da auf die Wasser sank ein Silberflor,
Und langsam stiegst du, frommes Licht, empor;
Der Alpen finstre Stirnen strichst du leise,
Und aus den Richtern wurden sanfte Greise;
Der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken,
An jedem Blatte sah ich Tropfen blinken,
Und jeder Tropfe schien ein Kämmerlein,
Drin flimmerte der Heimatlampe Schein.

O Mond, du bist mir wie ein später Freund,
Der seine Jugend dem Verarmten eint,
Um seine sterbenden Erinnerungen
Des Lebens zarten Widerschein geschlungen;
Bist, keine Sonne, die entzückt und blendet,
In Feuerströmen lebt, im Blute endet,
Bist, was dem kranken Sänger sein Gedicht,
Ein fremdes, aber o ein mildes Licht!

55. Der kranke Aar.

Am dürren Baum, im fetten Wiesengras
Ein Stier behaglich wiederkäut den Fraß;
Auf niederm Ast ein wunder Adler saß,
Ein kranker Adler mit gebrochnen Schwingen.

„Steig auf, mein Vogel, in die blaue Luft,
Ich schau dir nach aus meinem Kräuterduft!“
„Weh, weh, umsonst die Sonne ruft
Den kranken Adler mit gebrochnen Schwingen.“

„O Vogel, warst so stolz und freventlich
Und wolltest keine Fessel ewiglich!“
„Weh, weh, zu viele über mich,
Und Adler all' — sie brachen mir die Schwingen.“

„So flattre in dein Nest, vom Aste fort,
Dein Ächzen schier die Kräuter mir verdorrt!“
„Weh, weh, kein Nest hab ich hinfort,
Verbannter Adler mit gebrochnen Schwingen.“

„O Vogel, wärst du eine Henne doch,
Dein Nestchen hättest du im Ofenloch!“
„Weh, weh, viel lieber Adler noch,
Viel lieber Adler mit gebrochnen Schwingen!“ —

56. Nach fünfzehn Jahren.

Wie hab ich doch so manche Sommernacht,
Du düstrer Saal, in deinem Raum verwacht!
Und du, Balkon, auf dich bin ich getreten,
Um leise für ein teures Haupt zu beten,
Wenn hinter mir aus des Gemaches Tiefen
Wie Hülfewimmern bange Seufzer riefen,
Die Odemzüge aus geliebtem Mund;
Ja, bitter wein ich — o Erinnerung!
Doch trug ich mutig es, denn ich war jung,
War jung noch und gesund.

Du Bett mit seidnem Franzenhang geziert,
Wie hab ich deine Falten oft berührt,
Mit leiser leiser Hand gehemmt ihr Rauschen,
Wenn ich mich beugte durch den Spalt zu lauschen,
Mein Haupt so müde, daß es schwamm wie trunken,
So matt mein Knie, daß es zum Grnnd gesunken!
Mechanisch löste ich der Zöpfe Bund
Und sucht im frischen Trunk Erleichterung;
Ach, alles trägt man leicht, ist man nur jung,
Nur jung noch und gesund!

Und als die Rose, die am Stock erblich,
Sich wieder auf die kranke Wange schlich,
Wie hab ich an dem Pfeilertische drüben
Dem Töchterchen geringelt seine lieben
Goldbraunen Löckchen! wie ich mich beflissen,
Eh ich es führte an der Mutter Kissen!
Und gute Sitte flüstert' ich ihm ein,
Gelobte ihm die Fabel von dem Schaf
Und sieben Zicklein, wenn es wollte brav,
Recht brav und sittig sein.

Und dort die Hütte in der Tannenschlucht,
Da naschten sie und ich der Rebe Frucht,
Da fühlten wir das Blut so keimend treiben,
Als müss' es immer frisch und schäumend bleiben;
Des Überstandnen lachten wir im Hafen:
Wie ich geschwankt, wie stehend ich geschlafen;
Und wandelten am Rasenstreifen fort,
Und musterten der Stämmchen schlanke Reihn,
Und schwärmten, wie es müsse reizend sein
Nach fünfzehn Jahren dort!

O fünfzehn Jahre, lange öde Zeit!
Wie sind die Bäume jetzt so starr und breit!
Der Hütte Thür vermocht ich kaum zu regen,
Da schoß mir Staub und wüst Gerüll entgegen;
Und an dem blanken Gartensaale drüben
Da steht 'ne schlanke Maid mit ihrem Lieben,
Die schaun sich lächelnd in der Seele Grund,
In ihren braunen Locken rollt der Wind:
Gott segne dich, du bist geliebt, mein Kind,
Bist fröhlich und gesund! —

Sie aber, die vor Lustren dich gebar,
Wie du so schön, so frisch und jugendklar,
Sie steht mit einer an des Parkes Ende
Und drückt zum Scheiden ihr die bleichen Hände,
Mit einer, wie du nimmer möchtest denken,
So könne deiner Jugend Flut sich senken;
Sie schaun sich an, du nennst vielleicht es kalt,
Zwei starre Stämme, aber sonder Wank
Und sonder Thränenquell — denn sie sind krank,
Ach, beide krank und alt!

---

57. Durchwachte Nacht.

Es sank die Sonne glüh und schön,
Und aus versengter Welle dann
Wie rauschte nicht das Nebelmeer
Die sternenlose Nacht heran!
Ich höre ferne Schritte gehn —
Die Uhr schlägt zehn.

Noch ist nicht alles Leben eingenickt,
Der Schlafgemächer letzte Angeln knarren;
Vorsichtig in der Rinne Bauch gedrückt,
Schlüpft noch der Iltis an des Giebels Sparren;
Matt bin ich, möchte träumen nur —
Elf schlägt die Uhr.

Ob mir das Blut so siedend fliegt?
Mich dünkt, ich hör der Sphären Summen;
Ein Schweigen, dem das Ohr erliegt,
Dann wieder fernes, dumpfes Brummen;
Doch horch, des Turmes Glocke wacht —
's ist Mitternacht.

Und bange, gleich verhaltnem Weinen, steigt
Ein langer Klageton aus den Syringen;
O Nachtigall! ob Thal und Höhe schweigt,
Das Dunkel legt verräterische Schlingen!
Ein Käuzlein wacht im Blätterschmuck des Hains —
Die Uhr schlägt eins.

Jetzt möcht ich schlafen, schlafen gleich,
Entschlafen unter Mondeshauch,
Umspielt vom flüsternden Gezweig,
Im Blute Funken, Funk im Strauch,
Und mir im Ohre Melodei —
Die Uhr schlägt zwei.

Wie bin ich aufgeschreckt! o Jugendbild,
Du bist dahin, zerflossen mit dem Dunkel!
Die unerfreulich graue Dämmrung quillt,
Im Walde irrt ein ängstliches Gemunkel.
Doch horch, des Hahnes erster Schrei! —
Die Uhr schlägt drei.

Und wieder ruft der Hahn aufs neu,
Am Sims die Schwalbe giebt sich kund,
Der Tauben Schwärme kreisen scheu
Und taumelnd in des Hofes Rund,
Und drunten knarrt des Stalles Thür —
Die Uhr schlägt vier.

Da flammts im Osten auf, gleich Lavaglut
Die Sonne steigt, und mit den ersten Strahlen
In Wald und Feldern strömt Gesanges Flut,
Das Leben quillt aus schäumenden Pokalen —
Und wie ein Gletscher sinkt der Träume Land
Zerrinnend in des Horizontes Brand!

---

58. Im Grase.

Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht,
Tiefe Flut, tief tieftrunkne Flut,
Wenn die Wolk' am Azure verraucht,
Wenn aufs müde, schwimmende Haupt
Süßes Lächeln gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüt' auf ein Grab.

Wenn im Busen die Toten dann
Jede Leiche sich streckt und regt,

Leise, leise den Odem zieht,
Die geschlossene Wimper bewegt —
Tote Lieb', tote Lust, tote Zeit!
All die Schätze, im Schutt verwühlt,
Sich berühren mit schüchternem Klang
Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger als der Kuß
Eines Strahls auf den trauernden See,
Als des ziehenden Vogels Lied,
Das mir niederperlt aus der Höh,
Als des schillernden Käfers Blitz,
Wenn den Sonnenpfad er durcheilt,
Als der flüchtige Druck einer Hand,
Die zum letzten male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur
Dieses Eine nur: für das Lied
Jedes freien Vogels im Blau
Eine Seele, die mit ihm zieht!
Nur für jeden kärglichen Strahl
Meinen farbigschillernden Saum,
Jeder warmen Hand meinen Druck,
Und für jedes Glück einen Traum.

---

59. Sylvesterabend

Am letzten Tage des Jahres,
Da dacht ich, wie mancher tot,
Den ich bei seinem Beginne
Noch lustig gesehen und rot;
Wie mancher am Sargesbaume
Gelacht, unterm laubigen Zelt,
Und wie vielleicht auch der meine
Zur Stunde schon sei gefällt.

Wer wird dann meiner gedenken,
Wenn ich nun gestorben bin?
Wohl wird man Thränen mir weihen,
Doch diese sind bald dahin!
Wohl wird man Lieder mir singen,
Doch diese verweht die Zeit!
Vielleicht einen Stein mir setzen,
Den bald der Winter verschneit.

Und wenn die Flocke zerronnen
Und kehrt der Nachtigal Schlag,
Dann blieb nur die heilige Messe
An meinem Gedächtnistag;
Nur auf zerrissenem Blatte
Ein Lied von flüchtigem Stift,
Und mir zu Häupten die Decke
Mit mooszerfressener Schrift.

Wohl hab ich viele Bekannte,
Die gern mir öffnen ihr Haus,
Doch wenn die Thüre geschlossen,
Dann schaut man nimmer hinaus;
Dann haben sie einen andern
An meiner Stelle erwählt,
Der ihnen singt meine Lieder
Und meine Geschichten erzählt.

Wohl hab ich ehrliche Freunde,
Die greift es härter schon an;
Doch wenn die Kette zerrissen,
Man flickt sie so gut man kann.
Zwei Tage blieben sie düster,
— Sie meinten es ernst und treu, —
Und gingen dann in die Oper
Am dritten Tage aufs neu.

Ich habe liebe Verwandte,
Die tragen im Herzen das Leid;
Allein wie dürfte verkümmern
Ein Leben so vielen geweiht?
Sie haben sich eben bezwungen,
Für andre Pflichten geschont,
Nur schweben wohl meine Züge
Zuweilen noch über den Mond.

Ich habe Bruder und Schwester,
Da ging ins Leben der Stich,
Da sind viel Thränen geflossen
Und viele Seufzer um mich.
O hätten sie einsam gestanden,
Ich lebte im ewigen Licht!
Nun haben sie meines vergessen
Um ihres Kindes Gesicht.

Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Der kehr' ich im Traum bei Nacht,
Die kann das Auge nicht schließen,
Bis mein sie betend gedacht;
Die sieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauschen des Hains —
Oh, vergessen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht eins!

---

60. Der Todesengel.

'S giebt eine Sage, daß wenn plötzlich matt
Unheimlich Schaudern einen übergleite,
Daß dann ob seiner künft'gen Grabesstatt
Der Todesengel schreite.

Ich hörte sie, und malte mir ein Bild
Mit Trauerglocken, mondbeglänzter Stirne,
So schaurig schön, wie's wohl zuweilen quillt
Im schwimmenden Gehirne.

In seiner Hand sah ich den Ebenstab
Mit leisem Strich des Bettes Lage messen:
— So weit das Haupt — so weit der Fuß — hinab!
Verschüttet und vergessen!

Mich graute, doch ich sprach dem Grauen Hohn,
Ich hielt das Bild in Reimes Netz gefangen,
Und frevelnd wagt ich aus der Totenkron
Ein Lorbeerblatt zu langen.

O manche Stunde denk ich jetzt daran,
Fühl ich mein Blut so matt und stockend schleichen,
Schaut aus dem Spiegel mich ein Antlitz an —
Ich mag es nicht vergleichen.

Als ich zuerst dich auf dem Friedhof fand,
Tiefsinnig um die Monumente streifend,
Den schwarzen Ebenstab in deiner Hand
Entlang die Hügel schleifend;

Als du das Auge hobst, so scharf und nah,
Ein leises Schaudern plötzlich mich befangen —
O wohl, wohl ist der Todesengel da
Über mein Grab gegangen!

---

61. Am letzten Tage des Jahres.

Das Jahr geht um,
Der Faden rollt sich sausend ab.
Ein Stündchen noch, das letzte heut,

Und stäubend rieselt in sein Grab
Was einstens war lebend'ge Zeit.
Ich harre stumm.

'S ist tiefe Nacht!
Ob wohl ein Auge offen noch?
In diesen Mauern rüttelt dein
Verrinnen, Zeit! Mir schaudert doch,
Es will die letzte Stunde sein
Einsam durchwacht.

Geschehen all!
Was ich begangen und gedacht,
Was mir aus Haupt und Herzen stieg,
Das steht nun eine ernste Wacht
Am Himmelsthor. O halber Sieg,
O schwerer Fall!

Wie rast der Wind
Am Fensterkreuze! Ja es will
Auf Sturmesfittigen das Jahr
Zerstäuben, nicht im Schatten still
Verhauchen unterm Sternenklar,
Du Sündenkind!

War nicht ein hohl
Und heimlich Sausen jeden Tag
In der vermorschten Brust Verließ,
Wo langsam Stein an Stein zerbrach,
Wenn es den kalten Odem stieß
Vom starren Pol?

Mein Lämpchen will
Verlöschen, und begierig saugt
Der Docht den letzten Tropfen Öl.

Ist so mein Leben auch verraucht,
Eröffnet sich des Grabes Höhl'
Mir schwarz und still?

Wohl in dem Kreis,
Den dieses Jahres Lauf umzieht,
Mein Leben bricht. Ich wußt es lang,
Und dennoch hat dies Herz geglüht
In eitler Leidenschaften Drang!
Mir bricht der Schweiß

Der tiefsten Angst
Auf Stirn und Hand! — Wie, dämmert feucht
Ein Stern dort durch die Wolken nicht?
Wär es der Liebe Stern vielleicht,
Dir zürnend mit dem trüben Licht,
Daß du so bangst? —

Horch, welch Gesumm!
Und wieder Sterbemelodie!
Die Glocke regt den ehrnen Mund.
O Herr! ich falle auf die Knie.
Sei gnädig meiner letzten Stund! —
Das Jahr ist um!

---

62. Letztes Gedicht.

(An Joseph von Laßberg. Zum Geburtstage am 10. April 1848.)

Grad heute, wo ich gar zu gern
Dir hätt' ein herzlich Wort gesagt,
Grad heute hat mein böser Stern
Mit argem Husten mich geplagt;
Doch wär ich wohl hinaufgeklommen,
Wär nicht mein Schwesterlein gekommen,
Und hätt' es ernst mir untersagt.

Was send ich meinem Gruße nach?
Ein buntes Glöckchen, arm und klein;
Wohl ist sein Stimmchen zart und schwach,
Doch ist es silberhell und rein;
Und wo du läßt es klingelnd rauschen,
Da wird das Ohr der Liebe lauschen,
Und, glaub es mir, das hört gar fein!

(Letzte Worte.)

An . . .

Geliebte, wenn mein Geist geschieden,
So weint mir keine Thräne nach,
Denn wo ich weile, dort ist Frieden,
Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag.

Wo aller Erdengram verschwunden,
Soll Euer Bild mir nicht vergehn,
Und Linderung für Eure Wunden,
Für Euren Schmerz will ich erflehn.

Weht nächtlich seine Seraphsflügel
Der Friede übers Weltenreich,
So denkt nicht mehr an meinen Hügel —
Denn von den Sternen grüß' ich Euch!

III. Leben.

---

63. Das befreite Deutschland.

(Aus jugendlicher Zeit.)

Aus der Wolke quoll der Thau herab
Und der Nachtwind säuselt linder,
Sprachlos ruhn der Erde Kinder;
Doch mein Auge nicht der Schlaf umgab,
Ungesehen rann die Thrän herab.
O Germanien, du Felsen alt,
Grauer Sohn des freien Norden,
Dich beherrschet feindliche Gewalt,
Bist dem fremden Manne worden!

Ist der stolze Aar dem Nest entflohn,
Ließ er, von geheimer Furcht bezwungen,
Seinem Feind zum Raub die Jungen,
Lang die arme Brut entflohen schon,
Und der Sohn der Fremde spricht dir Hohn!
O des edlen Herrscherstammes Sproß,
Flohst du feig in deine Hallen,
Schaust voll Furcht vom hohen Kaiserschloß,
Siehst dein Deutschland hülflos fallen!

Sieh, da ward es hell im Geiste mir,
Und ich sah, vom Licht umfahen,

Eine Huldgestalt sich nahen,
Und wie Flötenspiel erklang es mir:
Jüngling, Deutschlands Schutzgeist naht sich dir!
Um des Frevlers Haupt die Donner ziehn,
Werden treffen ihn im Rausche
Niederschmettern seine Stirne kühn,
Darum fasse dich und lausche!

Und da drang an mein begeistert Ohr
Durch der nächt'gen Lüfte Stille
Wild verworrner Stimmen Fülle,
Wie wenn sich aus wunder Brust empor
Ringt des Schmerzens Seufzer frei hervor.
Horch, das sind die Völker, die er schlug,
Die verzweiflungsvoll in Ketten
Ihn belasten mit des Elends Fluch,
Ach, und können sich nicht retten!

Und wie leises Ächzen schlich herbei
Wie das Ach des Todesmüden —
Horch, das ist die Stimm aus Süden!
Warst, Helvetien, so groß, so frei,
Und dein Volk so edel und so treu:
Weh, sie sanken blutend in der Schlacht,
Deine Söhne stolz und bieder,
Und mit ihnen sank in grause Nacht
Deine Freiheitssonne nieder!

Und wo Welschlands reiner Himmel glüht,
Und aus voller Brust ergossen
Der Begeistrung Thränen flossen,
Des Gesanges heil'ge Blum geblüht
Und der Geist im kühnen Bild geglüht:
Ach, da füllt der Eris Schwert mit Blut
Die Gefilde hell und golden,

Und von ihrer Fackel düstrer Glut
Fliehn die Grazien, die holden.

Und da klagte fern ein leiser Laut
Wie ein Seufzer stiller Sorgen —
Horch, das ist die Stimm aus Morgen!
Über Östreichs Haupt der Himmel graut
Und im Abend ein Gewitter braut.
Und es naht der Sturm, er naht mit Macht,
Wird verderbend sich ergießen,
Wenn nicht seines Schicksals grauser Nacht
Ihn sein alter Mut entrissen.

Ach, vom hohen Kaiserhaupte fiel
Deutschlands edle Herrscherkrone,
Und sie nahm mit stolzem Hohne,
Seiner wilden Ehrbegierde Spiel,
Der Tyrann, ein langersehntes Ziel!
Deine Völker, Franz, die treu dir glühn,
Gabst du preis den bösen Gästen:
Soll Germaniens Beherrscher fliehn
Vor dem schlechten Mann aus Westen?

Und ein banges Wimmern füllt die Luft,
Wie die Klag bei blassen Pesten —
Horch, das die Stimm aus Westen!
Schmeichelnd führt, gehüllt in Nebelduft,
Der Tyrann sie an des Abgrunds Gruft.
Und sie beben wild entsetzt zurück,
Sehn vor den enthüllten Sinnen
Ihres Freiheitstammels kurzes Glück,
Eine Duftgestalt, entrinnen.

Wo die Seine rauschend sich ergießt,
Baut den Thron auf tausend Leichen

Sich der Mörder sonder gleichen,
Um ihn der Verzweiflung Thräne fließt.
Schrecklich hast du, Gallien, gebüßt!
Deine Felder sind vom Blute rot,
Ausgestorben deine Hallen,
Donnernd ist des Bourboniden Tod
Auf dein sündig Haupt gefallen.

Und da Jubelklänge mich umziehn,
Wie das Jauchzen wilder Horden —
Horch, das ist die Stimm aus Norden!
Und sie nahn, sie nahn, die Retter kühn,
Her vor ihnen Glück und Freiheit ziehn.
O Germanien, mein Vaterland!
Rief ich bebend vor Entzücken,
Als gelöscht von unsichtbarer Hand,
Schwand das Bild vor meinen Blicken.

Gleich dem Nebel, der das Thal durchzeucht,
Wenn er dampfend sich gestaltet
Und manch Duftgebild entfaltet,
Schnell zerrinnend die Gestalt erbleicht,
So das Lied vor meinen Sinnen fleucht.
Nächt'ge Stille wieder mich umgab
Und die Sternlein blinkten helle,
Freudlich leuchtend sah der Mond herab
Durch der Wölkchen Silberwelle.

Doch mir log das Bild im Busen nicht!
Und wenn nicht des Unheils Wüten,
Der Erinnen Fackeln glühten,
Strahlt es hell mir mit der Hoffnung Licht.
Spottend sahs die Welt und faßt' es nicht,
Aber liebend hegt' ich es und treu,
Und es konnt' den süßen Glauben:

O mein Vaterland, einst wirst du frei!
Mir der Menge Hohn nicht rauben.

Und sie nahn, sie nahn, die Retter kühn!
Vor den Helden stark aus Norden
Fliehn entsetzt die Räuberhorden,
Schnell vor ihnen die Erinnen fliehn
Und entgegen Deutschlands Herzen glühn.
Naht der Brenn'*) und von der Wolga fern
Rußlands Macht in ihrer Mitte,
Östreichs Herrscher, seinem Volk ein Stern,
Und der Wogensohn, der Britte!

O Germanien, meine Heimat schön!
Sieh, der Tiger flieht vom Raube,
Und mich täuschte nicht mein Glaube:
Der Allmächt'ge hat erhört mein Flehn,
Und dies Auge hat dich frei gesehn.
Doch verzeih der Thräne, daß sie rinnt!
Ist gleich frei der Arm von Ketten:
O Germanien, du Heldenkind,
Konntest selber dich nicht retten!

Doch im Herzen heiße Dankbarkeit,
Weih' zum Preis dem edlen Retter
Ich der Nachwelt diese Blätter,
Daß vernehme es die ferne Zeit:
Deutschland ward durch euren Arm befreit!
Blutend sank vor euch das Räuberheer,
Ruhe kehrt zurück zum Vaterherde
Und kein Franken-Fußtritt schändet mehr
Unsre heil'ge, deutsche Erde.

---

*) Der Brandenburger — Preuße!

64. Die Verbannten.

Ich lag am Bergeshang,
Der Tag war schon gesunken,
In meine Wimper drang
Des Westens letzter Funken.
Ich schlief und träumte auch vielleicht,
Doch hört ich noch der Amsel Pfeifen,
Wie Echo's letzte Hauche, feucht
Und halb verlöscht, am Schilfe streifen.

Mein äußres Auge sank,
Mein innres ward erschlossen:
Wie wild die Klippenbank!
Wie grau die Moose sprossen!
Der Öde Odem zog so schwer
Als ob er siecher Brust entgleite;
Wohin ich blickte, Rohres Speer,
Und Dorngestrüpp und Waldesweite.

Im Grase knistert es,
Als ob die Grille hüpfte,
Im Strauche flüstert' es,
Als ob das Mäuslein schlüpfte;
Ein morscher halbverdorrter Stamm
Senkte die bräunliche Gardine,
Zu Füßen mir der feuchte Schwamm,
Und überm Haupt die wilde Biene.

Da raschelt es im Laub
Und rieselte vom Hange,
Zertretnen Pilzes Staub
Flog über meine Wange;
Und neben mir ein Knabe stand,
Ein blondes Kind mit Taubenblicken,

Das eines blinden Greises Hand
Schien brünstig an den Mund zu drücken.

Von linder Thränen Lauf
Sein Auge glänzte trübe,
„Steh auf," sprach es, „steh auf!
Ich bin die Kindesliebe,
Verbannt, zum wüsten Wald verbannt,
Ins öde Dickicht ausgesetzet,
Wo an des sumpf'gen Weihers Rand
Der Storch die kranken Eltern ätzet!"

Dann faltete es hoch
Die hagern Händchen beide,
Und sachte abwärts bog
Es des Geröhres Schneide.
Ich sah wie blut'ge Striemen leis
An seinen Ärmchen niederflossen,
Wie tappend ihm gefolgt der Greis,
Bis sich des Rohres Wand geschlossen.

Ich ballte meine Hand
Versuchte mich zu schwingen,
Doch fester, fester wand
Der Taumel seine Schlingen.
Und wieder hörte ich den Schlag
Der Amsel und der Grille Hüpfen,
Und wieder durch den wilden Hag
Der Biene sterbend Sumsen schlüpfen.

Da schleift es, schwer wie Blei,
Da flüstert es aufs neue:
„O wache! steh mir bei!
Ich bin die Gattentreue."

Das Auge hob ich, und ein Weib
Sah ich wie halbgebrochen bücken,
Das eines Mannes wunden Leib
Mühselig trug auf seinem Rücken.

Ein feuchter Schleier, hing
Ihr Haar am Antlitz nieder,
Des Schweißes Perle fing
Sich in der Wimper wieder.
„Verbannt! verbannt zum wilden Wald,
Wo Nacht und Öde mich umschauern!
Verbannt, wo in der Felsen Spalt
Die Tauben um den Tauber trauern!“

Sie sah mich lange an,
Im Auge Sterbeklagen,
Und langsam hat sie dann
Den Wunden fortgetragen.
Sie klomm den Klippensteig entlang,
Ihr Ächzen scholl vom Steine nieder,
Wo grade unterm Schieferhang
Sich regte bläuliches Gefieder.

Ich dehnte mich mit Macht
Und langte nach dem Wunden,
Doch als ich halb erwacht,
Da war auch er verschwunden,
Zerronnen wie ein Wellenschaum —
Ich hörte nur der Wipfel Stöhnen,
Und unter mir an Weihers Saum
Der Unken zart Geläute tönen.

Die Glöcklein schliefen ein,
Es schwoll der Kronen Rauschen,
Ein Licht wie Mondenschein
Begann am Ast zu lauschen,

Und lauter raschelte der Wald,
Die Zweige schienen sich zu breiten,
Und eine dämmernde Gestalt
Sah ich durch seine Hallen gleiten.

Das Kreuz in ihrer Hand,
Um ihre Stirn die Binde,
Ihr langer Schleier wand
Und rollte sich im Winde.
Sie trat so sacht behutsam vor,
Als ob sie jedes Kräutlein schone —
O Gott, da sah ich unterm Flor,
Sah eine blut'ge Dornenkrone!

Die Fraue weinte nicht
Und hat auch nicht gesprochen,
Allein ihr Angesicht
Hat mir das Herz gebrochen;
Es war wie einer Königin,
Pilgernd für ihres Volkes Sünden,
Wo find ich Worte, wo den Sinn,
Um diesen Dulderblick zu künden!

Als sie vorüber schwand
Mit ihren blutgen Haaren,
Da riß des Schlummers Band:
Ich bin empor gefahren.
Der Amsel Stimme war verstummt,
Die Mondenscheibe stand am Hügel,
Und über mir im Aste summt'
Und raschelte des Windes Flügel. —

Ob es ein Traumgesicht
Da meinen Geist umflossen?
Vielleicht ein Seherlicht,
Dasihm geheim erschlossen?

O wer, dem ein Thrän im Aug,
Den fromme Liebe je getragen,
Wer wird nicht mit dem letzten Hauch
Die heiligen Verbannten klagen!

---

65. Unter der Linde.

Es war an einem Morgen,
Die Vöglein sangen süß,
Und überm Raine wallte
Das schönste Blumenvließ.
Das Börnlein mir zur Seite
Sprach leise, leise fort,
Mit halbgeschlossnen Augen
Saß ich und lauschte dort.

Ich sah die Schmetterlinge
Sich jagen durch das Licht,
Und der Libelle Flügel
Mir zittern am Gesicht.
Still saß ich wie gestorben
Und ließ mir wohlig sein,
Mich mit den Blütenflocken
Vom Lindenzweig bestreun.

Mein Sitz war dicht am Wege,
Ich konnte ruhig spähn;
Doch mich, verhüllt vom Strauche,
Mich hat man nicht gesehn.
Wenn knarrend Wagen rollten,
Dann drang zu mir der Staub,
Und wenn die Vöglein hüpften,
Dann zitterte das Laub.

Und nahe mir am Hange
'ne alte Buche stand,
Um die der ernste Eppich
Sich hoch und höher wand.
Sein düstres Grün umrankte
Noch manchen kranken Zweig;
Doch die gesunden spielten
Wie doppelt grün und reich.

Es war im Maienmonde,
Die Blätter atlaszart;
Wie hast du alter Knabe
So frisches Herz bewahrt?
Auf einer Seite thränend
Und auf der andern licht,
Zeigst du auf grüner Säule
Ein Janusangesicht.

Da dacht ich eines Freundes,
Des Locken grau und lind,
Ein armes Wrack sein Körper,
Und ach, sein Herz ein Kind;
Mich dünkt, ich sah ihn neigen
Mit Thränen auf ein Grab,
Und wieder Blumen streuen
In eine Wieg' herab.

Da weckten Rinderglocken
Mich aus den Phantasei'n;
Ein trüber Staubeswirbel
Drang durchs Gebüsch herein,
Und mit Geschrei und Schelten
Riß einen Epheustab
Der Treiberknecht vom Baume
Und trieb sein Vieh bergab.

Mir war, als ob geschädigt
Ein frommes Leben sei —
Doch horch, was trabt so neckend
So drall und knapp herbei?
Das Ränzel auf dem Rücken,
Barett im blonden Haar,
Kommt ein Student gepfiffen,
Ein lustiger Scholar.

„O pescator dell' onde“
Es gellt mir dicht am Ohr;
Nun steht er an der Buche,
Er hebt den Arm empor,
Verbrämt sein schlichtes Käpplein
Mit Lindenzweiges Zier,
Und pfeifend trägt er weiter
Sein flatterndes Zimier.

Glück auf, mein frischer Junge,
Gott geb' dir Luft und Raum!
Wie gern die lust'ge Flagge
Dir giebt der heitre Baum;
Er ist kein schlimmer Alter,
Dem in verdorrter Brust
Das Herz vor Ärger zittert
Ob schmucker Jugend Lust.

Doch still, was naht sich wieder?
Ein Husten kurz und hohl,
Es schlürft den Anger nieder,
Ach Gott, ich kenn' dich wohl!
Es ist der Buche Zwilling,
Mein alter, kranker Freund,
Auf dessen Haupt so flammend
Die Maiensonne scheint.

Nun steht er an dem Baume,
Lugt unterm Zelt hinaus,
Wie riecht er so behaglich
An seinem Veilchenstrauß!
Nun sucht er an der Rinde,
Er wandelt um und um,
Und lächelt ganz verstohlen,
Und blickt verschüchtert um.

Dort schau ich tiefe Risse
Und dachte, Frostesspalt!
Doch wärens Namenszüge,
Dann sind sie adamsalt;
Nun schlägt er einen Nagel,
Er hängt sein Kränzchen auf —
Mich dünkt, ich seh erröten
Ihn an die Stirn hinauf.

O könntest du mich ahnen,
Mein grauer Lysias,
In deinem ganzen Leben
Wärst du nicht wieder blaß!
Doch wer dein spotten könnte,
Du Herz voll Kindessinn,
Das wär gewiß kein Mädchen
Und keine Dichterin.

———

66. Gastrecht.

Ich war in einem schönen Haus
Und schien darin ein lieber Gast;
Die Damen sahn wie Musen fast,
Sogar die Hunde geistreich aus.

Die Luft, vom Ambraduft bewegt,
Schien aufgelös'te Phantasie,
Und wenn ein Vorhang sich geregt,
Dann war sein Flüstern Poesie.

Zwar trat mir oft ein Schwindel nah,
— Ich bin an Äther nicht gewöhnt, —
Doch hat der Zauber mich versöhnt
Und reiche Stunden lebt' ich da.
All was man sagte war so klar
Und so vortrefflich durchgeführt,
Daß ich mich habe ganz und gar
Oft wie ein Erzkamel gespürt.

Da traf es eines Tags, daß oft
Man leis von einem Gaste sprach,
Der längst geladen, hintennach
Kam wie die Reue unverhofft.
Wie ward zum Fenster ausgeschaut,
Ein seltsam Lächeln im Gesicht;
Ich hätte Häuser drauf gebaut,
Der Gast sei gar ein Musenlicht.

Und als er endlich angelangt,
Stieß jeder, eh zum Gruß er lief,
Erst einen Seufzer lang und tief, —
Beweis, wie das Entzücken bangt!
Doch schien ein schlichter Bursche nur
Mein Bruder in hospitio;
Vom Idealen keine Spur,
Nur frank, gesund und lebensfroh.

Drei Tage lebten wir so fort
Zusammen wie im Paradies;
Man sprach von Wurzeln und Radies,
Doch auch manch klar und innig Wort.

Des Fremden Auge hat so frisch,
Und freundlich wie ein Stern geblinkt,
Und als er endlich schied nach Tisch,
Da ward ihm lange nachgewinkt.

Das hat gerührt mich und ergötzt;
Nur war mir etwas wundersam
Der Blick, mit dem sich die Madam
Schnell an die Stickerei gesetzt;
Der Zug am Mund, als Claudia
Sacht an den Arm der Schwester griff,
Und daß sich wandte der Papa
Und blinzelnd auf dem Finger pfiff.

O unsre Wirte waren fein,
Gar noble Leute allzumal!
Schon sank die Dämmerung ins Thal,
Eh ihre Schonung nickte ein —
Und hier und dort ein Nadelstich,
Und kecker dann ein Messerschnitt,
Und dann die Sonde säuberlich
In des Geschiednen Schwächen glitt.

O sichre Hand, o fester Arm!
O Sonde, leuchtend wie der Blitz! —
Ich lehnte an des Gastes Sitz
Und fühlte sacht ob er noch warm.
Und an das Fenster trat ich dann,
Nahm mir ein allbekanntes Buch
Und las, die Blicke ab und an
Versenkend in der Wolken Zug*) — — —

Ich schloß das Buch und dachte nach
An Türken — Christen — mancherlei;

*) Hier folgt eine Geschichte türkischen Edelmuts in Versen, dann obiger Schluß.

Mir war ein wenig schwül und scheu
Und sacht entschlüpft ich dem Gemache.
Wie schien der Blumen wilde Zier,
Wie labend mir die schlichte Welt!
Und auf dem Rückweg hab' ich mir
Die Pferde auf der Post bestellt.

---

67. Die junge Mutter.

Im grün verhangnen duftigen Gemach,
Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;
Wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Tier,"
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir!"

Den Vorhang hebt die graue Wärterin,
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Gefällig will sie von dem Tranke nippen;
Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Krystall — o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?"
„Er schläft," versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — kleines Ding! —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen —
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?"

„Madam, wir haben heut Mariatag!“
So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen;
Wie war es nur? — Doch ihr Gehirn ist schwach,
Und leise suchend zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen weißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz.“

„Du duftest Weihrauch, Mann!“ — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einem kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken:
Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

---

68. Die Mutter am Grabe.

Du warst so hold und gut, so sanft und stille,
Mein frommes Kind, und sterben mußtest du!
Dein Geist, zu rein für diese Erdenhülle,
Flog wie ein Lichtstrahl seiner Heimat zu.

Wenn weinend wir an deinem Grabe stehen,
Ich und dein Vater, deine Liebsten hier,
Dann sehn wir nur des Grabes dunkle Thür,
Und können deine Seligkeit nicht sehen.

O könnten einmal einer Mutter Blicke
Nur dringen durch den unbekannten Raum,
Dich sehn in deinem unschuldsvollen Glücke,
Und wär es nur im Schlummer, nur im Traum:
Dann würd ich ruhig auf die Stelle schauen,
Wo nur der Staub dem Staube sich gesellt!
Doch abgeschlossen bleibt die Geisterwelt,
Und nur der Glaube dringt in ihre Auen.

Wohl weiß ich es, daß über unsre Thränen
Du weit erhöht im lichten Glanze stehst,
Daß dir verständlich mein geheimstes Sehnen,
Du gern als Engel mir zur Seite gehst;
Wohl fühl ich oft, wenn schaut mein Blick nach oben,
Mich aufgerichtet wie durch Gottes Hand,
Dann fühl ich auch, es giebt ein geistig Band,
Und meines Kindes Hand hat mich erhoben.

Aus jenem Sterne, der so milde glühet,
Scheint wohl dein Blick in mein verweintes Aug?
Und in der Luft, die kosend mich umziehet —
Will trösten mich vielleicht dein frommer Hauch?
Befreit von Fesseln, die uns drunten binden,
Begabt mit Kräften, die uns nicht verliehn,
Wohl mag dein Odem öfters mich umziehn —
Konstanze, kannst du mir es nicht verkünden?

Mich dünkt, in ihrem tiefen Gram zu sehen
Die Eltern, woran hing dein zärtlich Herz,
Zu wissen, sie verstehen nicht dein Wehen,
Mich dünkt, mein Kind, dies sei dir doch ein Schmerz!

Doch nein, vor deinen klaren Geisterblicken
Liegt hell und licht des Dornenpfades Ziel;
So scheint dir Menschenkummer wohl ein Spiel,
Und was uns läutert, kann dich nur beglücken!

Von meinen heißen Thränen überregnet
Um meinen Segen batest du mich da:
„Du hast mich, Mutter, ja noch nie gesegnet,
Segne Konstanze, segne mich, Mama!“
Dann: „Alle sollt ihr in den Himmel kommen,
Ich bin bei euch, wenn ich gestorben bin.“
Und wie ein Hauch schwand deine Seele hin,
Zum Heimatland der Reinen und der Frommen.

Ich habe dich gesegnet unter Schmerzen,
Mit einem Kuß auf deine kalte Stirn,
Ich segnete dich mit gebrochnem Herzen,
Mit Todesangst im siedenden Gehirn:
So segne mich denn auch, du reines Leben,
Du klarer Engel in der Himmelsau,
O segne mich mit deiner Liebe Thau,
O gieb mir wieder, was ich dir gegeben!

Bei allen Bürden, allen Erdenpflichten,
Hauch' an mit deiner Milde und Geduld
Mein irdisch schwaches Herz, und laß sich richten
Mein irrend Auge zu der höchsten Huld;
Hilf pflegen mir in Lust wie Schmerzensbanden
Das große Bild der ernsten Ewigkeit! —
Dann starb mein Kind für diese Spanne Zeit,
Allein ein Schutzgeist ist es mir erstanden.

69. Die beschränkte Frau.

Ein Krämer hatte eine Frau,
Die war ihm schier zu sanft und milde,
Ihr Haar zu licht, ihr Aug zu blau,
Zu gleich ihr Blick dem Mondenschilde;
Wenn er sie sah so still und sacht
Im Hause gleiten wie ein Schemen,
Dann faßt' es ihn wie böse Macht,
Er mußte sich zusammen nehmen.

Vor allem macht' ihm Überdruß
Ein Wort, das sie an alles knüpfte,
Das freilich in der Rede Fluß
Gedankenlos dem Mund entschlüpfte:
„In Gottes Namen,“ sprach sie dann,
Wenn schwere Prüfungsstunden kamen;
Und wenn zu Weine ging ihr Mann,
Dann sprach sie auch: „In Gottes Namen.“

Das schien ihm lächerlich und dumm,
Mitunter frevelhaft vermessen;
Oft schalt er, und sie weinte drum,
Und hat es immer doch vergessen.
Gewöhnung war es früher Zeit
Und klösterlich verlebter Jugend;
So war es keine Sündlichkeit
Und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprichwort sagt: wem gar nichts fehlt,
Den ärgert an der Wand die Fliege;
So hat dies Wort ihn mehr gequält,
Als andre Hinterlist und Lüge.
Und sprach sie sanft: „Es paßte schlecht!“
Durch Demut seinen Groll zu zähmen,
So schwur er, übel oder recht,
Werd es ihn ärgern und beschämen.

Ein Blütenhag war seine Lust.
Einst sah die Frau ihn sinnend stehen
Und ganz versunken, unbewußt,
So Zweig an Zweig vom Strauche drehen;
„In Gottes Namen!“ rief sie, „Mann,
Du ruinierst den ganzen Hagen!“
Der Gatte sah sie grimmig an,
Fürwahr, fast hätt er sie geschlagen.

Doch wer da Unglück sucht und Reu,
Dem werden sie entgegen eilen!
Der Handel ist ein zart Gebäu
Und ruht gar sehr auf fremden Säulen.
Ein Freund falliert, ein Schuldner flieht,
Ein Gläub'ger will sich nicht gedulden,
Und eh ein halbes Jahr verzieht,
Weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft gesehn
Gedankenvoll im Sande waten,
Am Kontobuche seufzend stehn,
Und hat ihn endlich auch erraten;
Sie öffnet heimlich ihren Schrein,
Langt aus verborgner Fächer Grube,
Dann, leise wie der Mondenschein,
Schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,
Und rauchte fort am kalten Rohre:
„Karl!“ drang ein scheues Flüstern jetzt,
Und wieder „Karl!“ zu seinem Ohre;
Sie stand vor ihm, wie Blut so rot,
Als gält' es eine Schuld gestehen.
„Karl,“ sprach sie, „wenn uns Unheil droht,
Ists denn unmöglich, ihm entgehen?“

Drauf reicht sie aus der Schürze dar
Ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,
Drin alles, was sie achtzehn Jahr
Erspart am eigenen Behagen.
Er sah sie an mit raschem Blick,
Und zählte, zählte nun aufs neue,
Dann sprach er seufzend: „Mein Geschick
Ist zu verwirrt — dies langt wie Spreue!“

Sie bot ein Blatt und wandt' sich um,
Erzitternd, glüh gleich der Granate;
Es war ihr kleines Eigentum,
Das Erbteil einer frommen Pate.
„Nein, sprach der Mann, das soll nicht sein!“
Und klopfte freundlich ihre Wangen,
Dann warf er einen Blick hinein
Und sagte dumpf: „Schier möcht es langen.“

Nun nahm sie aus der Schürze Grund
All ihre armen Herrlichkeiten,
Theelöffelchen, Dukaten rund,
Was ihr geschenkt von Kindeszeiten.
Sie gab es mit so freud'gem Zug!
Doch wars als ob ihr Mund sich regte,
Als sie zuletzt aufs Kontobuch
Der sel'gen Mutter Trauring legte.

„Fast langt es,“ sprach gerührt der Mann,
„Und dennoch kann es schmählich enden;
Willst du dein Leben dann fortan,
Geplündert, fristen mit den Händen?“
Sie sah ihn an — nur Liebe weiß
An liebem Blicke so zu hangen —
„In Gottes Namen!“ sprach sie leis,
Und weinend hielt er sie umfangen.

70. Ein braver Mann.

Noch lag, ein Wetterbrodem schwer,
Die Tyrannei auf Deutschlands Gauen,
Die Wachen schlichen scheu umher,
Die Menge schlief in dumpfem Grauen;
Ein Seufzer schien der Morgenwind
Aus angstgepreßter Brust zu brechen;
Nur die Kanone durfte sprechen
Und lächeln durfte nur das Kind.

Da lebt im Frankenland ein Mann,
Der bittre Stunden schon getragen,
In drängenden Geschickes Bann
Gar manche Täuschung sonder Klagen;
Ihm war von seiner Ahnen Flur
Der edle Name nur geblieben,
Von allen, allen Jugendtrieben
Des Herzens warm Gedenken nur.

Durch frühes Siechtum schwer gebeugt
Und jeglichem Beruf verdorben,
Hätt oft er gern das Haupt geneigt
Und wär in Frieden nur gestorben;
An seinen Schläfen lagen schon
Mit vierzig Jahren weiße Garben,
Und seiner Züge tiefe Narben
Verrieten steter Sorge Frohn.

Doch freundlich trug er jeden Dorn,
Der auf dem Pfade ihm begegnet,
Geschlagen von des Schicksals Zorn,
Doch von des Höchsten Hand gesegnet.
Und eine Kunst war ihm beschert,
So mild wie seiner Seele Hauchen:
Sein Pinsel ließ die Wiesen rauchen
Und flammen des Vulkanes Herd.

Es waren Bilder, die mit Lust
Ein unverdorbnes Herz erfüllen,
Wie sie entsteigen warmer Brust
Und reiner Phantasie entquillen;
Doch Mäklern schienen sie zu zart,
Den Stempel hoher Kunst zu tragen;
So hat er schwer sich durchgeschlagen
Und täglich am Bedarf gespart.

Da ward in Winterabends Lauf
Ein Brief ihm von der Post gesendet;
Er riß bestürzt die Siegel auf:
O Gott, die Sorgen sind beendet!
Des fernen Vetters Totenschein
Hat als Agnaten ihn berufen,
Er darf nur treten an die Stufen,
Die reichen Lehne harren sein!

Wer denkt es nicht, daß ihm gepreßt
Aus heißer Wimper Thränen flossen!
Dann plötzlich steht sein Auge fest,
Der Zähren Quelle ist geschlossen.
Er liest, er tunkt die Feder ein,
Hat nur Sekunden sich beraten,
Und an den nächsten Lehnsagnaten
Schreibt mutig er beim Lampenschein:

„Wohl sagt man, daß Tyrannenmacht
Nicht Eides Band vermag zu schlingen,*)
Doch wo in uns ein Zweifel wacht,
Da müssen wir zum Besten ringen.
Nimm hin der Väter liebes Schloß,
— O würd ich einstens dort begraben! —

*) Als grundbesitzender Erbe hätte er einen Huldigungseid leisten müssen; das ging ihm wider Freiheit und inneres Gebot.

Ich bin gewöhnt nicht viel zu haben,
Und mein Bedürfnis ist nicht groß!“ —

Wer unter euch von Opfern spricht,
Von edleren, und Märt'rerzeichen,
Der sah gewiß noch Jahre nicht,
Nicht vierzig Jahr in Sorg' entschleichen!
Ihr, die mit Stärke prunkt und gleich
Euch drängt zu stolzer Thaten Weihe:
— Er war ein Mann wie Wachs so weich,
Nur stark in Gott und seiner Treue.

Und wie es ferner ihm erging?
Er hat gemalt bis er gestorben,
Zuletzt, in langer Jahre Ring,
Ein schmal Vermögen sich erworben;
Nie hat auf der Begeistrung Höh
Sein schamhaft Schweigen er gebrochen,
Und keine Seele hat gesprochen
Von seinem schweren Opfer je.

Zweimal im Leben gab das Glück
Vor seinem Antlitz mir zu stehen,
In seinem mild bescheidnen Blick
Des Geistes reinen Blitz zu sehen.
Und im Dezember hat man dann
Des Sarges Deckel zugeschlagen
Und still ihn in die Gruft getragen.
— Das ist das Lied vom braven Mann.

---

71. Guten Willens Ungeschick.

Du scheuchst den frommen Freund von mir,
Weil krank ich sei und sehr bewegt,
Mein hell und blühend Lustrevier
Hast du mit Dornen mir umhegt.

Wohl weiß ich, daß der Wille rein,
Daß eure Sorge immer wach,
Doch was ihn labt, was hindert, ach,
Ein jeder weiß es nur allein.

Ich denke, wie ich einstens saß
An eines Hügels schroffem Rain,
Und sah ein schönes Kind, das las
Sich Schneckenhäuschen im Gestein;
Dann glitt es aus, ich sprang hinzu,
Es hatte sich am Strauch gedrückt;
Ich griff es an ganz ungeschickt,
Und abwärts rollte es im Nu;

Auf hob ich es, das weinend lag,
Und grimmig weinend um sich fuhr,
Und freilich, was es stieß vom Hag,
Mein schlimmes Helfen war es nur. —
Und an der Klippe stand ich auch,
Bei Vogelbrut mit Flaumenhaar,
Und drüber pfiff wie ein Corsar
Ein Weihe hoch im Nebelrauch.

Nun blitzte wie ein Strahl heran
Und immer näher schoß der Weih,
Ich schwang das Tuch, den Mantel dann,
Die jungen Vögel duckten scheu;
Und aufwärts funkelnd, angstgepreßt,
Wie Marder pfiffen sie so klar:
Da ward mir endlich offenbar,
Dies sei des Weihen eignes Nest.

So hab ich hundertmal gefühlt,
Und tausendmal hab ich gesehn,
Daß nichts so hart am Herzen wühlt,
Wo seine tiefsten Adern gehn,

Als — zürne nicht, die Lippen drück
Ich sühnend auf der Lippen Rand —
Als eine liebe rasche Hand
In guten Willens Ungeschick.

---

72. Des alten Pfarrers Woche.

Sonntag.

Das ist nun so ein schlimmer Tag,
Wie der April ihn bringen mag
Mit Schlacken, Schnee und Regen.
Zum drittenmal in das Gebraus
Streckt Jungfer Anne vor dem Haus
Ihr kupfern Blendlaternchen aus,
Und späht längs allen Wegen.

„Wo nur der Pfarrer bleiben kann?
Ach, sicher ist dem guten Mann
Was übern Weg gefahren!
Ein Pfleger wohl, der Rechnung macht!
Aus war der Gottesdienst um acht:
Soll man so streifen in der Nacht
Bei Gicht und grauen Haaren!"

Sie schließt die Thüre, schüttelt baß
Ihr Haupt und wischt am Brillenglas:
So gut dünkt ihr die Stube;
Im Ofen krachts, der Lampenschein
Hellt überm Tisch den Sonntagswein,
Und lockend lädt der Sessel ein
Mit seiner Kissengrube.

Pantoffeln — Schlafrock — alles recht!
Sie horcht aufs neu; doch hört sie schlecht,
Es schwirrt ihr vor den Ohren.

„Wie? hats geklingelt? — ei der Daus,
Zum zweitenmale! schnell hinaus!“
Da tritt der Pfarrer schon ins Haus,
Ganz blau und steif gefroren.

Die Jungfrau blickt ein wenig quer,
Begütigend der Pfarrer her,
Wie's recht in diesem Orden.
Dann hustet er. „Nicht Mond noch Stern!
Der lahme Friedrich hört doch gern
Ein christlich Wort am Tag des Herrn, —
Es ist mir spät geworden!“

Nun sinkt er in die Kissen fest,
Wirft ab die Kleider, ganz durchnäßt,
Und schlürft der Traube Segen.
Ach ja, nur wer jahraus, jahrein,
In andrer Dienste lebt allein,
Weiß was es heißt, beim Sonntagswein
Sich auch ein wenig pflegen.

Montag.

„Wenn ich Montags früh erwache,
Wird mirs ganz behaglich gleich;
Montag hat so eigne Sache
In dem kleinen Wochenreich.
Denn die Predigt liegt noch ferne,
Alle Sorgen scheinen leicht;
Keiner kommt am Montag gerne,
Sei's zur Trauung, sei's zur Beicht.“

„Und man darf mirs nicht verdenken,
Will ich in des Amtes Frist
Dem ein freies Stündchen schenken,
Was doch auch zu loben ist.

So erwacht denn, ihr Gesellen
Meiner fleiß'gen Jugendzeit!
Wollt in Reih und Glied euch stellen,
Alte Bilder eingeschneit!

„Ilion will ich bekriegen,
Mit Horaz auf Reisen gehn,
Will mit Alexander siegen
Und an Memnons Säule stehn.
Oder auch vergnügt ergründen,
Was das Vaterland gebracht,
Mich mit Kant und Wolf verbünden,
Ziehn mit Laudon in die Schlacht!"

Auf der Bücherleiter traben
Sieh den Pfarrer, lustentbrannt,
Sich verschanzen, sich vergraben
Unter Heft und Foliant.
Blättern sieh ihn — nicken — spüren —
Ganz versunken sitzen dann,
Daß mit einer Linie rühren
Du das Buch magst und den Mann.

Doch was kann ihn so bewegen?
Aufgeregt scheint sein Gehirn!
Und das Käppchen ganz verwegen
Drückt er hastig in die Stirn.
Nun beginnt er gar zu pfeifen,
Horch, das Lied vom Prinz Eugen!
Seinen weißen Busenstreifen
Seh ich auf und niedergehn.

Ha, nun ist der Türk geschlagen!
Und der Pfarrer springt empor,
Höher seine Brauen ragen,
Senkrecht steht sein Pfeifenrohr.

Im Triumph muß er sich denken
Mit dem Kaiser und dem Staat,
Sieht sich selbst den Säbel schwenken,
Führt sich selber als Soldat.

Aber draußen klappern Tritte,
Nach dem Pfarrer fragt es hell.
Der, aus des Gefechtes Mitte,
Huscht in seinen Sessel schnell.
„Ei! das wären saubre Kunden!
Beichtkind und Kommunikant!
Hättet ihr den Pfarr' gefunden
Mit dem Säbel in der Hand!“

Dienstag.

Auf der breiten Tenne drehn
Paar an Paar so nett,
Wo die Musikanten stehn,
Geig' und Klarinett,
Auch der Brummbaß rumpelt drein —
Sieht man noch den Bräutgamsschrein
Und das Hochzeitbett.

Etwas eigen, etwas schlau,
Und ein wenig bleich,
Sittsam steht die junge Frau,
Würdevoll zugleich;
Denn sie ist des Hauses Sproß.
Denn sie führt den Ehgenoß
In ihr Erb und Reich.

Sippschaft ist ein weites Band,
Geht gar viel hinein;
Hundert Kappen goldentbrannt,
Kreuze funkeln drein;

Wie das drängt und wie das schiebt!
Was sich kennt und was sich liebt,
Will beisammen sein.

Nun ein schallend Vivat bricht
In dem Schwarme aus,
Wo sogar die Tiere nicht
Weigern den Applaus.
Ja, wie an der Krippe fein
Brüllen Ochs und Eselein
Übern Trog hinaus.

Ganz verdutzt der junge Mann
Kaum die Flasche hält;
Spässe hageln drauf und dran,
Keiner neben fällt;
Doch er lacht und reicht die Hand —
Nun, er ist für seinen Stand
Schon ein Mann von Welt.

Alte Frauen schweißbedeckt,
Junge Mägd' im Lauf
Spenden, was der Korb verdeckt,
Reihen ab und auf.
Sieben Tische kann man sehn,
Sieben Kaffeekessel stehn
Breit und glänzend drauf.

Aber freundlich, wie er kam,
Sucht der Pfarrer gut
Drüben unter tausend Kram
Seinen Stab und Hut,
Dankt noch schön der Frau vom Haus;
In die Dämmerung hinaus
Trabt er wohlgemut.

Wandelt durch die Abendruh,
Sinnend allerlei:
„Ei, dort ging es löblich zu,
Munter, und nicht frei.
Aber — aber — aber doch —“
Und ein langes Aber noch
Fügt er seufzend bei.

„Wie das flimmert! wie das lacht!
Kanten Händebreit!“
Ach die schnöde Kleiderpracht
Macht ihm tausend Leid.
Und nun gar — er war nicht blind —
Eines armen Mannes Kind!
Nein das ging zu weit.

Kurz, er nimmt sichs ernstlich vor
Heut und hier am Steg —
Ja, an der Gemeinde Ohr,
Wächter treu und reg,
Will ers tragen ungescheut:
O er findet schon die Zeit
Und den rechten Weg!

Mittwoch.

Begleitest du sie gern,
Des Pfarrers Lust und Plagen:
Sich gleich an allen Tagen
Triffst du den frommen Herrn.
Der gute Seelenhirt!
Tritt über seine Schwelle:
Da ist er schon zur Stelle
Als des Kollegen Wirt.

In wohlgemeinten Sorgen
Wie er geschäftig thut!

Doch dämmert kaum der Morgen,
Dies eben dünkt ihm gut.
Am Abend kommt der Freund,
Erschöpft nach Art der Gäste:
Nun säubre man aufs beste,
Daß alles nett erscheint!

Schon strahlt die große Kanne,
Die Teller blitzen auf;
Noch scheuert Jungfer Anne,
Und horcht mitunter auf.
Ach, sollte sie der Gast
Im alten Jäckchen finden:
Sie müßte ganz verschwinden
Vor dieser Schande Last!

Und was zur Hand thut stehen,
Das reizt den Pfarrer sehr —
Die Jungfrau wirds nicht sehen,
Er macht sich drüber her;
Die Schlaguhr greift er an
Mit ungeschickten Händen,
Und sucht sie, sacht zu wenden,
Der übermüt'ge Mann!

Schleppt Foliantenbürde,
Putzt Fensterglas und Tisch;
Fürwahr mit vieler Würde
Führt er den Flederwisch.
Am Paradiesesbaum
Die Blätter zart, aus Knochen —
Eins hat er schon zerbrochen,
Jedoch man sieht es kaum.

Und als er just in Schatten
Die alte Klingel stellt —

Es kommt ihr wohl zu statten —
Da rauscht es draußen, gelt!
Fidel schlägt an in Hast,
Die Jungfer ist geflüchtet,
Und stattlich aufgerichtet
Begrüßt der Pfarr' den Gast.

Wie dem so wohl gefallen
Die Aussicht und das Haus,
Wie der entzückt von allen,
Nicht Worte drückens aus!
Ich sag es ungeniert:
Sie kamen aus den Gleisen,
Sich Ehre zu erweisen,
Der Gast und auch der Wirt.

Und bei dem Mittagessen,
Das man vortrefflich fand,
Da ward auch nicht vergessen
Der Lehr- und Ehrenstand.
Ich habe viel gehört,
Doch nichts davon getragen,
Nur dieses mag ich sagen:
Sie sprachen sehr gelehrt!

Und sieh nur, drüben schreitet
Der gute Pfarrer just,
Er hat den Gast geleitet
Und spricht aus voller Brust:
„Es ist doch wahr! mein Haus,
So nett und blank da droben,
Ich muß es selber loben,
Es nimmt sich einzig aus!“

Donnerstag.

Winde rauschen, Flocken tanzen,
Jede Schwalbe sucht das Haus.
Nur der Pfarrer unerschrocken
Segelt in den Sturm hinaus.
Nicht zum besten sind die Pfade,
Aber leidlich würd es sein,
Trüg er unter seinem Mantel
Nicht die Äpfel und den Wein.

Ach, ihm ist so wohl zu Mute,
Daß dem kranken Zimmermann
Er die längst gegönnte Gabe
Endlich einmal bieten kann.
Immer muß er heimlich lachen,
Wie die Anne Äpfel las,
Und wie er den Wein stibitzte,
Während sie im Keller saß.

Längs des Teiches sieh ihn flattern,
Wie er rudert, wie er streicht!
Kann den Mantel nimmer zwingen
Mit den Fingern starr und feucht.
Öfters aus dem trüben Auge
Eine kalte Zähre bricht,
Wehn ihm seine grauen Haare
Spinnewebig ums Gesicht.

Doch Gottlob! da ist die Hütte,
Und nun öffnet sich das Haus,
Und nun keuchend auf der Tenne
Schüttelt er die Federn aus.
Ach, wie freut der gute Pfarrer
Sich am blanken Feuerschein;
Wie geschäftig schenkt dem Kranken
Er das erste Gläschen ein!

Setzt sich an des Lagers Ende,
Stärkt ihm bestens die Geduld,
Und von seinen frommen Lippen
Einfach fließt das Wort der Huld,
Wenn die abgezehrten Hände
Er so fest in seine schließt:
Anders fühlt sich dann der Kranke,
Meint, daß gar nichts ihn verdrießt.

Mit der Einfalt, mit der Liebe
Schmeichelt er die Seele wach,
Kann an jedes Herz sich legen,
Sei es kraftvoll oder schwach.
Aber draußen will es dunkeln,
Draußen tröpfelt es vom Dach —
Lange sehn ihm nach die Kinder,
Und der Kranke seufzt ihm nach.

Freitag.

Zu denken noch in späten Tagen
Der Sorge, die so treulich sann,
Der Liebe, die ihn einst getragen,
Wohl ziemt es jedem Ehrenmann.
Am Lehrer alt, am Schüler mild
Magst du nicht selten es gewahren;
Und sind sie beide grau von Haaren,
Um desto werter ist das Bild.

Zumeist dem Priester wird beschieden
Für frühe Treue dieser Lohn;
Nicht einsam ist des Alters Frieden,
Der Zögling bleibt sein lieber Sohn.
Ja, was erstarrt im Lauf der Zeit
Und wehrt dem Neuen, einzudringen:
Des Herzens steife Flechten schlingen
Sich fester um Vergangenheit.

So läßt ein wenig Putz gefallen
Sich heut der gute Pfarrer gern,
Das span'sche Rohr, die Silberschnallen;
Denn heute gehts zum jungen Herrn.
Der mag in reifen Jahren stehn,
Da ihn erwachsne Kinder ehren,
Allein das kann den Pfarr' nicht stören,
Der ihn vor Zeiten klein gesehn.

Still wandelnd durch des Parkes Linden,
In deren Schutz das Veilchen blüht,
Der Alte muß es freundlich finden,
Daß man so gern ihn Freitags sieht;
Er weiß, dem Junker sind noch frisch
Die lieben längst entschwundnen Zeiten,
Und seines Lehrers schwache Seiten:
Ein Gläschen Wein, ein guter Fisch.

Schon tritt er in des Thores Halle;
Da, wie aus reifem Erbsenbeet
Der Spatzen Schar, so hinterm Walle
Hervor es flattert, lacht und kräht:
Der kleinen Junker wilde Schar,
Die still gelauscht im Mauerbogen,
Und nun den Pfarrer so betrogen,
So überrumpelt ganz und gar!

Das stürmt auf ihn von allen Seiten,
Das klammert überall sich an;
Fürwahr mühselig muß er schreiten,
Der müde und geduldge Mann.
Jedoch er hat sie allzugern,
Die ihn so unbarmherzig plagen,
Und fast zu viel läßt er sie wagen,
Die junge Brut des jungen Herrn.

Wie dann des Hauses Wirt sich freute,
Der Mann mit früh ergrautem Haar,
Nicht wich von seines Lehrers Seite,
Und rückwärts ging um dreißig Jahr;
Wie er, in alter Zeiten Bann,
Nur flüsternd sprach nach Schüler Weise:
Man sieht es an und lächelt leise,
Doch mit Vergnügen sieht mans an.

Und später beim Spazierengehen
Die Beiden hemmen oft den Schritt,
Nach jeder Blume muß man sehen,
Und manche Pflanze wandert mit.
Der Eine ist des Amtes bar,
Nichts hat der Andre zu regieren;
Sie gehn aufs neu botanisieren,
Der Theolog und sein Scholar.

Doch mit dem Abend naht das Scheiden,
Man schiebt es auf, doch kommts heran,
Die Kinder wollens gar nicht leiden —
Am Fenster steht der Edelmann
Und spinnt noch lange, lange aus
Vielfarbger Bilder bunt Gezwirne;
Dann fährt er über seine Stirne
Und atmet auf, und ist zu Haus.

Samstag.

Wie funkeln hell die Sterne,
Wie dunkel scheint der Grund,
Und aus des Teiches Spiegel
Steigt dort der Mond am Hügel
Grad um die elfte Stund.

Da hebt vom Predigthefte
Der müde Pfarrer sich;
Wohl war es unverdrossen,
Und endlich ists geschlossen
Mit langem Federstrich.

Nun öffnet er das Fenster,
Er trinkt den milden Duft
Und spricht: „Wer sollt es sagen,
Noch Schnee vor wenig Tagen,
Und dies ist Maienluft!“

Die strahlende Rotunde
Sein ernster Blick durchspäht,
Schon will der Himmelswagen
Die Deichsel abwärts tragen:
„Ja, ja es ist schon spät!“

Und als dies Wort gesprochen,
Es fällt dem Pfarrer auf,
Als müßt er eben deuten
Auf sich der ganz zerstreuten,
Arglosen Rede Lauf.

Nie schien er sich so hager,
Nie fühlt er sich so alt,
Als seit er heut begraben
Den langen Moritz Raben,
Den Förster dort vom Wald;

Am gleichen Tag geboren,
Getauft am gleichen Tag!
Das ist ein seltsam Wesen
Und läßt uns deutlich lesen,
Was wohl die Zeit vermag.

Der Nacht geheimes Funkeln,
Und daß sich eben muß,
Wie Mondesstrahlen steigen,
Der frische Hügel zeigen,
Das Kreuz an seinem Fuß:

Das macht ihn ganz beklommen,
Den sehr betagten Mann;
Er sieht den Flieder schwanken,
Und längs dem Hügel wanken
Die Schatten ab und an.

Wie oft sprach nicht der Tote
Nach seiner Weise kühn:
Herr Pfarr', wir alten Knaben,
Wir müssen sachte traben,
Die Kirchhofsblumen blühn.

„So mögen sie denn blühen!“
Spricht sanft der fromme Mann.
Er hat sich aufgerichtet,
Sein Auge, mild umlichtet,
Schaut fest den Äther an.

„Hast Du gesandt ein Zeichen
Durch meinen eignen Mund,
Und willst mich gnädig mahnen
An unser aller Ahnen
Uralten ewgen Bund:

Nicht lässig sollst Du finden
Den, der Dein Siegel trägt!
Doch nach dem letzten Sturme“ —
Da eben summts vom Turme,
Und zwölf die Glocke schlägt.

„Ja, wenn ich bin entladen
Der Woche Last und Pein,
Dann führe, Gott der Milde,
Das Werk nach Deinem Bilde
In Deinen Sonntag ein.“

---

73. Der Strandwächter am deutschen Meere
und sein Neffe vom Lande.

„Sieben Nächte stand ich am Riff
Und hörte die Woge zerschellen:
Taucht kein Segel, kein irres Schiff?
Schon dunkelts über den Wellen.
Nimm das Nachtrohr, Neffe vom Land!
Ich will in die Matte mich strecken;
Dröhnt ein Schuß oder flackert ein Brand,
Dann zieh an der Schnur, mich zu wecken!“ —

„Schöner Platz an der Lucke hier,
Für einen unschuld'gen Privaten!
Drunten die See, das wüste Getier,
Das Haie speit und Piraten.
Von der Seeschlang wütigem Kampf
Auch hat man neues vernommen:
Weiß der Himmel, ob nicht per Dampf
Ins deutsche Meer sie gekommen?

Ists doch jetzt eine Wunderzeit,
Wo Gletscher brennen wie Essen,
Weiber turnieren im Männerkleid,
Und Knaben die Rute vergessen.
Jeder Wurm entfaltet sein Licht
Und jeder Narr seine Kappe,
Also, Seele, wundre dich nicht,
Wenn heute du stehst an der Klappe!

Vetter! ein Segel, ein Segel fürwahr,
Ein Boot mit flatternden Streifen,
Lichterchen dann, eine schwimmende Schar,
Die unter den Flanken ihm schweifen!
Schau, nun schleichen sie alle seitab,
Nun wechseln sie hüben und drüben —"
„'S ist eine Fischerflotte, mein Knab,
Sind nur Leute, die fischen im Trüben."

„Wie das Wasser kräuselt und rennt,
Und wie die Kämme ihm flittern!
Vetter, ob wohl die Düne brennt?
Ich höre das Seegras knittern!" —
„Dünste, mein Junge, nur Phosphorlicht,
Vermoderte Quallen und Schnecken!
Laß sie leuchten, sie zünden nicht,
Und morgen sinds grünliche Flecken."

„Dort kein Räuber? — kein Feuer hier?
Ich hätt es für beides genommen.
Wetter! ist doch die Welle mir
Schier über den Tubus geschwommen.
Welch ein Leben, so angerannt
Auf nackter Düne zu wohnen!
Und die schnarchenden Robben am Strand —
Man meint es seien Kanonen!

„Schläft der Alte in gutem Mut
Und läßt mich allein mit dem Spuke,
Und mir ist als steige die Flut
Und bäume sich gegen die Luke.
Wahrlich, Vetter, es schäumt und schwemmt,
Es brüllt um der Klippe Zinken!" —
„Ruhig, mein Junge, die Springflut kömmt,
Laß sie steigen, sie wird schon sinken."

„Gut dann, gut, ihr wißt es aufs best,
Ihr müßt die Sache verstehen.
Hab ich doch nie solch bedenkliches Nest
Wie diese Baracke gesehen.
Und die Wolken schleifen so schwer,
Als schleppten sie Stürme in Säcken;
Jene dort, mit dem fackelnden Speer,
Scheint gar 'ne Posaune zu strecken.

„Was! sie dröhnt? welch greulicher Schall!
Die Welle bäumt sich entgegen,
Tosend und schwarz der ringelnde Wall
Will an den Trichter sich legen;
Ha, es knallt — es flattert und streut —
Wo wars? wo ist es gewesen?
Wind und Schaum! — was hab ich doch heut
Von der Wasserhose gelesen?

„Aber dort — ein Segel in See,
Ists aus der Welle gestiegen?
Grad entgegen der sausenden Bö
Scheints über die Brandung zu fliegen.
Vetter, schnell von der Matte herab!
Ein Schiff gegen Winde und Wellen!" —
„Gieb das Nachtrohr, Knabe — seitab!
Ich will an die Luke mich stellen." —

„Gnad' uns Gott, am Deck zerstreut,
Umhuscht von gespenstigen Lichtern,
Welche Augen, so hohl und weit,
In den fahlen verlebten Gesichtern!" —
„Hörtest vom Geisterschiffe du nicht,
Von den westlichen Todesladern?
Modernde Larve ihr Angesicht,
Und Schwefel statt Blut in den Adern?" —

Mag die ehrliche deutsche See
Vom Schleim der Mollüske sich röten,
Springflut brausen, zischen die Bö
Und die Wasserhose trompeten,
Drunten, drunten ist's klar und licht,
Wie droben die Wellen gebahren:
Mögen wir nur vor dem fremden Gezücht,
Vor dem Geisterjanhagel uns wahren!

---

74. Der Geierpfiff. (Vgl. S. 151.)

„Nun still! — Du an den Dohnenschlag!
Du links an den gespaltnen Baum!
Und hier der faule Fetzer mag
Sich lagern an der Klippe Saum:
Da seht fein offen übers Land
Die Kutsche hier heran spazieren;
Und Rieder dort, der Höllenbrand,
Mag in den Steinbruch sich postieren!

„Dann aufgepaßt mit Aug und Ohr,
Und bei dem ersten Räderhall
Den Eulenschrei! und tritt hervor
Die Fracht, dann wiederholt den Schall!
Doch naht Gefahr — Patrouillen gehn —
Seht ihr die Landdragoner streifen,
Dann dreimal, wie von Riffeshöhn,
Laßt ihr den Lämmergeier pfeifen!

„Nun, Rieder, noch ein Wort zu dir:
Mit Recht heißt du der Höllenbrand;
Kein Stückchen — ich verbitt es mir —
Wie neulich mit der kalten Hand!"
Der Hauptmann spricht es; durch den Kreis
Ein Rauschen geht und feines Schwirren,
Als sie die Büchsen schultern leis
Und in dem Gurt die Messer klirren.

Seltsamer Troß! hier Riesenbau
Und hiebgespaltnes Angesicht,
Und dort ein Bübchen wie 'ne Frau,
Ein zierliches Spelunkenlicht;
Der drüben an dem Scheitelhaar
So sachte streift den blanken Finger,
Schaut aus den blauen Augen gar
Wie ein verarmter Minnesinger.

's ist lichter Tag! die Bande scheut
Vor keiner Stunde — alles gleich!
Es ist die rote Bande, weit
Verschrien, gefürchtet in dem Reich.
Das Knäbchen kauert unterm Stier
Und betet, raschelt es im Walde,
Und manches Weib verschließt die Thür,
Schreit nur ein Kuckuck an der Halde.

Die Posten haben sich zerstreut,
Und in die Hütte schlüpft der Troß —
Wildhüters Obdach, zu der Zeit,
Als jene Trümmer war ein Schloß.
Wie Ritter vor der Ahnengruft,
Fühlt sich der Räuber stolz gehoben
Am Schutte, dran ein gleicher Schuft
Vor Jahren einst den Brand geschoben.

Und als der letzte Schritt verhallt,
Der letzte Zweig zurück gerauscht,
Da wird es einsam in dem Wald,
Wo überm Ast die Sonne lauscht;
Und als es drinnen noch geklirrt,
Und noch ein Weilchen sich geschoben,
Da still es in der Hütte wird,
Vom wilden Weingerank umwoben.

Der scheue Vogel setzt sich kühn
Aufs Dach und wiegt sein glänzend Haupt,
Und summend durch der Reben Grün
Die wilde Biene Honig raubt;
Nur leise wie der Hauch im Tann,
Wie Weste durch die Halme streifen,
Hört drinnen leise, leise man,
Vorsichtig an den Messern schleifen. . .

Ja, lieblich ist des Berges Maid
In ihrer festen Glieder Pracht,
In ihrer blanken Fröhlichkeit
Und ihrer Zöpfe Rabennacht!
Siehst du sie brechen durchs Genist
Der Brombeerranken, frisch, gedrungen,
Du denkst, die Centifolie ist
Vor Übermut vom Stiel gesprungen.

Nun steht sie still und schaut sich um:
All überall nur Baum an Baum!
Ja, irre zieht im Walde um
Des Berges Maid und glaubt es kaum;
Noch zwei Minuten, wo sie sann,
Pulsieren ließ die heißen Glieder —
Behende wie ein Marder dann
Schlüpft keck sie in den Steinbruch nieder.

Am Eingang steht ein Felsenblock,
Wo das Geschiebe überhängt;
Der Epheu schüttelt sein Gelock,
Zur grünen Laube vorgedrängt:
Da unterm Dache lagert sie
Behaglich lehnend an dem Steine
Und denkt: ich sitze wahrlich wie
Ein Heil'genbildchen in dem Schreine!

Ihr ist so warm, der Zöpfe Paar
Sie löset mit der runden Hand,
Und nieder rauscht ihr schwarzes Haar
Wie Rabensittiges Gewand.
Ei, denkt sie, bin ich doch allein!
Auf springt das Spangenpaar am Mieder —
Doch unbeweglich gleich dem Stein
Steht hinterm Block der wilde Rieder!

Er sieht sie nicht, nur ihren Fuß,
Der tändelnd schaukelt wie ein Schiff;
Zuweilen treibt des Windes Gruß
Und eine Locke um das Riff;
Doch ihres heißen Odems Zug,
Samumes Hauch, glaubt er zu fühlen,
Verlorne Laute, wie im Flug
Lockvögel, um das Ohr ihm spielen.

So weich die Luft und badewarm,
Berauschend Thymianes Duft;
Sie lehnt sich, dehnt sich, ihren Arm,
Den vollen, streckt sie aus der Kluft,
Schließt dann ihr glänzend Augenpaar —
Nicht schlafen, ruhn nur eine Stunde! —
So dämmert sie und die Gefahr
Wächst von Sekunde zu Sekunde.

Nun alles still — sie hat gewacht! —
Doch hinterm Steine wirds belebt,
Und seine Büchse sachte, sacht
Der Rieder von der Schulter hebt,
Lehnt an die Klippe ihren Lauf,
Dann lockert er der Messer Klingen,
Hebt nun den Fuß — was hält ihn auf?
Ein Schrei scheint aus der Luft zu dringen!

Ha, das Signal! — er ballt die Faust —
Und wiederum des Geiers Pfiff
Ihm schrillend in die Ohren saust! —
Noch zögert knirschend er am Riff —
Zum drittenmal! — und sein Gewehr
Hat er gefaßt — hinan die Klippe!
Daß bröckelnd Kies und Sand umher
Nachkollern von dem Steingerippe.

Und auch das Mädchen fährt empor:
„Ei, ist so locker das Gestein?“
Und langsam, gähnend tritt hervor
Sie aus dem falschen Heil'genschrein,
Hebt ihrer Augen feuchtes Glühn,
Will nach dem Sonnenstande schauen,
Da sieht sie einen Geier ziehn
Mit einem Lamm in seinen Klauen.

Und schnell gefaßt, der Wildnis Kind,
Tritt sie entgegen seinem Flug:
Der kam daher, wo Menschen sind!
Das ist der Bergesmaid genug.
Doch still! war das nicht Stimmenton
Und Räderknarren? still! sie lauscht —
Und wirklich, durch die Nadeln schon
Die schwere Kutsche ächzt und rauscht.

„He, Mädchen!“ ruft es aus dem Schlag —
Mit feinem Knix tritt sie heran —
„Zeig uns zum Dorf die Wege nach,
Wir fuhren irre in dem Tann!“
„Herr“, spricht sie lachend, nehmt mich auf,
Auch ich bin irr und führ Euch doch.“
„Nun wohl, du schmuckes Kind, steig auf,
Nur frisch hinauf, du zögerst noch?“

„Herr, was ich weiß, ist nur gering,
Doch führt es Euch zu Menschen hin,
Und das ist schon ein köstlich Ding
Im Wald, mit Räuberhorden drin.
Seht, einen Weih am Bergeskamm
Sah steigen ich aus jenen Gründen,
Der in den Fängen trug ein Lamm:
Dort muß sich eine Herde finden!“ —

Am Abend steht des Forstes Held
Und flucht die Steine warm und kalt;
Der Wechsler freut sich, daß sein Geld
Er klug gesteuert durch den Wald;
Und nur die gute, franke Maid
Nicht ahnet in der Träume Walten,
Daß über sie so gnädig heut
Der Himmel seinen Schild gehalten.

---

75. **Das Fräulein von Rodenschild.** (Vgl. S. 151.)

Sind denn so schwül die Nächt' im April?
Oder ist so siedend jungfräulich Blut?
Sie schließt die Wimper, sie liegt so still
Und horcht des Herzens pochender Flut.
„O will es denn nimmer und nimmer tagen?
O will denn nicht endlich die Stunde schlagen?
Ich wache, und selbst der Sieger ruht!

„Doch horch! es summt, eins, zwei und drei —
Noch immer fort? — sechs, sieben und acht,
Elf, zwölf — o Himmel, war das ein Schrei?
Doch nein, Gesang steigt über der Wacht,
Nun wird mirs klar: mit frommem Munde
Begrüßt das Hausgesinde die Stunde,
Anbrach die hochheilige Osternacht!“

Seitab das Fräulein die Kissen stößt,
Und wie eine Hinde vom Lager setzt,
Sie hat des Mieders Schleifen gelöst,
Ins Häubchen drängt sie die Locken jetzt,
Dann leise das Fenster öffnend, leise,
Horcht sie der mählig schwellenden Weise,
Vom wimmernden Schrei der Eule durchsetzt.

O dunkel die Nacht, und schaurig der Wind!
Die Fahnen wirbeln am knarrenden Thor! —
Da tritt aus der Halle das Hausgesind
Mit Blendlaternen und einzeln vor.
Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,
Am Dochte zupfet der Jäger säumend,
Und wie ein Oger*) gähnet der Mohr.

Was ist? — wie das auseinander schnellt!
In Reihen ordnen die Männer sich,
Und eine Wacht vor die Dirnen stellt
Die graue Zofe sich ehrbarlich;
„Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?
Doch nein, zum Balkone starren die Blicke,
Nun langsam wenden die Häupter sich.

„O weh meine Augen! bin ich verrückt?
Was gleitet entlang das Treppengeländ?
Hab ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?
Das sind meine Glieder — welch ein Geblend!
Nun hebt es die Hände, wie Zwirnes Flocken,
Das ist mein Strich über Stirn und Locken! —
Weh, bin ich toll, oder nahet mein End!"

Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,
Das Fräulein wendet die Blicke nicht,
Und leise rührend die Stufen zieht

*) Werwolf, der nordischen Sage nach.

Am Treppengeländer das Nebelgesicht:
In seiner Rechten trägt es die Lampe,
Ihr Flämmchen zittert über der Rampe,
Verdämmernd, blau, wie ein Elfenlicht.

Nun schwebt es unter dem Sternendom,
Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit:
Nun durch die Reihen zieht das Phantom,
Und jeder tritt einen Schritt zur Seit;
Nun lautlos gleitets über die Schwelle —
Nun wieder drinnen erscheint die Helle,
Hinauf sich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmel nicht,
Sieht nicht die Blicke, scheu und verscheucht,
Fest folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,
Wie dunstig über die Scheiben es streicht.
— Nun ists im Saale, nun im Archive —
Nun steht es still an der Nische Tiefe —
Nun matter, matter — ha, es erbleicht!

„Du sollst mir stehen! ich will dich fahn!“
Und wie ein Aal die beherzte Maid
Durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn —
Hier droht ein Stoß, dort häckelt das Kleid —
Leis tritt sie, leise — o Geistersinne
Sind scharf! — daß nicht das Gesicht entrinne!
Ja, mutig ist sie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Thor;
— Ha, Schloß und Riegel! sie steht gebannt,
Sacht, sacht das Auge und dann das Ohr
Drückt zögernd sie an der Spalte Rand,
Tiefdunkel drinnen — doch einem Rauschen
Der Pergamente glaubt sie zu lauschen,
Und einem Streichen entlang der Wand.

So niederkämpfend des Herzens Schlag,
Hält sie den Odem, sie lauscht, sie neigt —
Was dämmert ihr zur Seite gemach?
Ein Glühwurmleuchten — es schwillt, es steigt,
Und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,
Lehnt das Gespenst an der Pforte Breite,
Gleich ihr zur Nachbarspalte gebeugt.

Sie fährt zurück — das Gebilde auch! —
Dann tritt sie näher — so die Gestalt! —
Nun stehen die Beiden, Auge in Aug,
Und bohren sich an mit Vampyrs Gewalt.
Das gleiche Häubchen decket die Locken,
Das gleiche Linnen, wie Schnees Flocken,
Gleich ordnungslos um die Glieder wallt.

Langsam das Fräulein die Rechte streckt,
Und langsam, wie aus der Spiegelwand,
Sich Linie um Linie entgegen reckt
Mit gleichem Rubine die gleiche Hand;
Nun rührt sichs — die Lebendige spüret
Als ob ein Luftzug schneidend sie rühret:
Der Schemen dämmert — zerrinnt — entschwand! —

Und wo im Saale der Reihen fliegt,
Da siehst ein Mädchen du, schön und wild,
— Vor Jahren hats eine Weile gesiecht —
Das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.
Man sagt, kalt sei sie wie Eises Flimmer,
Doch lustig die Maid, sie hieß ja immer:
„Das tolle Fräulein von Rodenschild."

---

76. Der Graf von Thal.

I.

Das war der Graf von Thal,
So ritt an der Felsenwand;
Das war sein ehlich Gemahl,
Die hinter dem Steine stand.

Sie schaut' im Sonnenstrahl
Hinunter den linden Hang:
„Wo bleibt der Graf von Thal?
Ich hört ihn doch reiten entlang!

„Ob das ein Hufschlag ist?
Vielleicht ein Hufschlag fern?
Ich weiß doch wohl ohne List,
Ich hab' gehört meinen Herrn!"

Sie bog zurück den Zweig.
„Bin blind ich oder auch taub?"
Sie blinzelt' in das Gesträuch
Und horcht' auf das rauschende Laub.

Öd wars, im Hohlweg leer,
Einsam im rispelnden Wald;
Doch überm Weiher, am Wehr,
Da fand sie den Grafen bald.

In seinen Schatten sie trat.
Er und seine Gesellen,
Die flüstern und halten Rat;
Viel lauter rieseln die Wellen.

Sie starrten über das Land,
Genau sie spähten, genau,
Sahn jedes Zweiglein am Strand,
Doch nicht am Wehre die Frau.

Zur Erde blickte der Graf,
So sprach der Graf von Thal:
„Seit dreizehn Jahren den Schlaf
Rachlose Schmach mir stahl.

„War das ein Seufzer lind?
Gesellen, wer hats gehört?"
Sprach Kurt: Es ist nur der Wind,
Der über das Schilfblatt fährt.

„So schwör' ich beim höchsten Gut,
Und wärs mein ehlich Weib,
Und wärs meines Bruders Blut,
Viel minder mein eigner Leib:

„Nichts soll mir wenden den Sinn,
Daß ich die Rache ihm spar;
Der Freche soll werden inn',
Zins tragen auch dreizehn Jahr.

„Bei Gott! das war ein Gestöhn!"
Sie schossen die Blicke in Hast.
Sprach Kurt: Es ist der Föhn,
Der macht seufzen den Tannenast.

„Und ist sein Aug' auch blind,
Und ist sein Haar auch grau,
Und mein Weib seiner Schwester Kind —"
Hier that einen Schrei die Frau.

Wie Wetterfahnen schnell
Die Dreie wendeten sich.
„Zurück, zurück, mein Gesell!
Dieses Weibes Richter bin ich.

„Hast du gelauscht, Allgund?
Du schweigst, du blickst zur Erd'?
Das bringt dir bittre Stund!
Allgund, was hast du gehört?“ —

„Ich lausch' deines Rosses Klang,
Ich späh' deiner Augen Schein,
So kam ich hinab den Hang.
Nun thue, was not mag sein.“ —

O Frau! sprach Jakob Port,
Da habt Ihr schlimmes Spiel!
Grad sprach der Herr ein Wort,
Das sich vermaß gar viel.

Sprach Kurt: Ich sag' es rund,
Viel lieber den Wolf im Stall,
Als eines Weibes Mund
Zum Hüter in solchem Fall.

Da sah der Graf sie an,
Zu Einem und zu Zwei'n;
Drauf sprach zur Fraue der Mann:
„Wohl weiß ich, du bist mein.

„Als du gefangen lagst
Um mich ein ganzes Jahr
Und keine Silbe sprachst,
Da ward deine Treu' mir klar.

„So schwöre mir denn sogleich:
Sei's wenig oder auch viel,
Was du vernahmst am Teich,
Dir sei's wie Rauch und Spiel.

„Als seie nichts geschehn,
So muß ich völlig meinen;
Darf dich nicht weinen sehn,
Darfst mir nicht bleich erscheinen.

„Denk nach, denk nach, Allgund!
Was zu verheißen not.
Die Wahrheit spricht dein Mund,
Ich weiß, und brächt' es Tod."

Und konnte sie sich besinnen,
Verheißen hätte sie's nie;
So war sie halb von Sinnen,
Sie schwur, und wußte nicht, wie.

II.

Und als das Morgengrau
In die Kemnate sich stahl,
Da hatte die werte Fr..u
Geseufzt schon manchesmal;

Manchmal gerungen die Hand,
Ganz heimlich wie ein Dieb;
Rot war ihrer Augen Rand,
Todblaß ihr Antlitz lieb.

Drei Tage kredenzt' sie den Wein
Und saß beim Mahle drei Tag',
Drei Nächte in steter Pein
In der Waldkapelle sie lag.

Wenn er die Wacht besorgt,
Der Thorwart sieht sie gehn,
Im Walde steht und horcht
Der Wilddieb dem Gestöhn'.

Am vierten Abend sie saß
An ihres Herren Seit',
Sie dreht' die Spindel, er las,
Dann sahn sie auf, alle beid'.

„Allgund, bleich ist dein Mund!"
Herr, 's macht der Lampe Schein.
„Deine Augen sind rot, Allgund!"
„„'s drang Rauch vom Herde hinein.

„„Auch macht mir's schlimmen Mut,
Daß heut vor fünfzehn Jahren
Ich sah meines Vaters Blut;
Gott mag die Seele wahren!

„„Lang ruht die Mutter im Dom,
Sind wen'ge mir verwandt,
Ein' Muhm' noch und ein Ohm:
Sonst ist mir keins bekannt.""

Starr sah der Graf sie an:
„Es steht dem Weibe fest,
Daß um den ehlichen Mann
Sie Ohm und Vater läßt." —

„„Ja, Herr! so muß es sein.
Ich gäb' um Euch die Zwei
Und mich noch obendrein,
Wenn's sein müßt', ohne Reu.

„„Doch, daß nun dieser Tag
Nicht gleich den andern sei,
Les't, wenn ich bitten mag,
Ein Sprüchlein oder zwei.""

Und als die Fraue klar
Darauf das heil'ge Buch
Bot ihrem Gatten dar,
Es auf von selber schlug.

Mit einem Blicke er maß
Der nächsten Sprüche einen;
„Mein ist die Rach'," er las;
Das will ihm seltsam scheinen.

Doch wie so fest der Mann
Auf Frau und Bibel blickt,
Die saß so still und spann,
Dort war kein Blatt geknickt.

Um ihren schönen Leib
Den Arm er düster schlang:
„So nimm die Laute, Weib,
Sing mir einen lust'gen Sang!" —

„„O Herr! mag's Euch behagen,
Ich sing' ein Liedlein wert,
Das erst vor wenig Tagen
Mich ein Minstrel gelehrt.

„„Der kam so matt und bleich,
Wollt' nur ein wenig ruhn
Und sprach: im oberen Reich
Sing' man nichts Anderes nun.""

Drauf, wie ein Schrei verhallt,
Es durch die Kammer klingt,
Als ihre Finger kalt
Sie an die Saiten bringt:

„Johann! Johann! was dachtest du
An jenem Tag,
Als du erschlugst deine eigne Ruh
Mit Einem Schlag?
Verderbtest auch mit dir zugleich
Deine drei Gesellen;
O, sieh nun ihre Glieder bleich
Am Monde schwellen!

„Weh dir, was dachtest du, Johann,
Zu jener Stund?
Nun läuft von dir verlornem Mann
Durchs Reich die Kund'!
Ob dich verbergen mag der Wald,
Dich wird's ereilen;
Horch nur, die Vögel singen's bald,
Die Wölf' es heulen!

„O weh! das hast du nicht gedacht,
Johann! Johann!
Als du die Rache wahr gemacht
Am alten Mann.
Und wehe! nimmer wird der Fluch
Mit dir begraben,
Dir, der den Ohm und Herrn erschlug,
Johann von Schwaben!"

Aufrecht die Fraue bleich
Vor ihrem Gatten stand,
Der nimmt die Laute gleich,
Er schlägt sie an die Wand.

Und als der Schall verklang,
Da hört man noch zuletzt,
Wie er die Hall' entlang
Den zorn'gen Fußtritt setzt.

III.

Von heut am siebenten Tag,
Das war eine schwere Stund,
Als am Balkone lag
Auf ihren Knien Allgund.

Laut waren des Herzens Schläge:
„O Herr! erbarme dich mein,
Und bracht' ich Böses zuwege,
Mein sei die Buß' allein."

Dann beugt sie tief hinab,
Sie horcht und horcht und lauscht:
Vom Wehre tost es herab,
Vom Forste drunten es rauscht.

War das ein Fußtritt? nein!
Der Hirsch setzt über die Kluft.
Sollt' ein Signal das sein?
Doch nein, der Auerhahn ruft.

„O mein Erlöser, mein Hort!
Ich bin mit Sünde beschwert,
Sei gnädig und nimm mich fort,
Eh heim mein Gatte gekehrt!

„Ach, wen der Böse umgarnt,
Dem alle Kraft er bricht!
Doch hab' ich ja nur gewarnt,
Verraten, verraten ja nicht!

„Weh! das sind Rossestritte. . ."
Sie sah sie fliegen durchs Thal
Mit wildem grimmigen Ritte,
Sie sah auch ihren Gemahl.

Sie sah ihn dräuen, genau,
Sie sah ihn ballen die Hand;
Da sanken die Knie der Frau,
Da rollte sie über den Rand.

Und als, zum Schlimmen entschlossen,
Der Graf sprengt' in das Thor,
Kam Blut entgegen geflossen,
Drang unterm Gitter hervor.

Und als er die Hände sah falten
Sein Weib in letzter Not,
Da konnt' er den Zorn nicht halten,
Bleich ward sein Gesicht so rot.

„Weib, das den Tod sich erkor!" —
„„'s war nicht mein Wille,"" sie sprach,
Noch eben bracht' sie's hervor.
„Weib, das seine Schwüre brach!"

Wie Abendlüfte verwehen,
Noch einmal haucht sie ihn an:
„Es mußt' eine Sünde geschehen —
Ich hab' sie für dich gethan!"

---

77. Vorgeschichte. (Vgl. S. 151.)

Kennst du die Blassen im Haideland,
Mit blonden, flächsenen Haaren?
Mit Augen so klar wie an Weihers Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht! —

So klar die Lüfte, am Äther rein
Träumt nicht die zarteste Flocke,
Der Vollmond lagert den blauen Schein
Auf des schlafenden Freiherrn Locke,
Hernieder bohrend in kalter Kraft
Die Vampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Not
Scheint seine Sinne zu quälen,
Es zuckt die Wimper, ein leises Rot
Will über die Wange sich stehlen;
Schau, wie er woget und rudert und fährt,
Wie einer, so gegen den Strom sich wehrt.

Nun zuckt er auf — ob ihm geträumt,
Nicht kann er sich dessen entsinnen, —
Ihn fröstelt, fröstelt, obs drinnen schäumt
Wie Fluten zum Strudel rinnen;
Was ihn geängstet, er weiß es auch:
Es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Haide, gleich Ahasver
Unterm Nachtgestirne zu kreisen!
Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer
Aufbohret der Seele Schleusen,
Und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
Kämpft gegen das mählig steigende Bild.

Im Mantel schaudernd, mißt das Parket
Der Freiherr die Läng' und die Breite,
Und wo am Boden ein Schimmer steht,
Weitaus er beuget zur Seite,
Er hat einen Willen und hat eine Kraft,
Die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es saugt ihn an,
Wo Glanz die Scheiben umgleitet,

Doch langsam weichend, Spann um Spann,
Wie ein wunder Edelhirsch schreitet,
In immer engerem Kreis gehetzt,
Des Lagers Pfosten ergreift er zuletzt.

Da steht er keuchend, sinnt und sinnt,
Die müde Seele zu laben,
Denkt an sein liebes einziges Kind,
Seinen zarten, schwächlichen Knaben,
Ob dessen Leben des Vaters Gebet
Wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch
Gestellt an des Lagers Ende,
Nach dem Abendkusse und Segen noch
Drüber brünstig zu falten die Hände;
Im Monde flimmernd das Pergament
Zeigt Schild an Schilder, schier ohne End.

Rechtsab des eigenen Blutes Gezweig,
Die alten freiherrlichen Wappen,
Drei Rosen im Silberfelde bleich,
Zwei Wölfe, schildhaltende Knappen,
Wo Ros' an Rose sich breitet und blüht,
Wie überm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,
Der frommen in Grabeszellen,
Wo Pfeil' an Pfeile, wie im Gefecht,
Durch blaue Lüfte sich schnellen.
Der Freiherr seufzt, die Stirn gesenkt,
Und steht am Fenster, bevor ers denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!
In dem Nebelnetze gefangen!
Und fest gedrückt an der Scheib' Oval,
Wie Tropfen am Glase hangen;

Verfallen sein klares Nixenaug,
Der Haide Qual in des Mondes Hauch.

Welch ein Gewimmel! — er muß es sehn —
Ein Gemurmel! — er muß es hören;
Wie eine Säule, so muß er stehn,
Kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,
Und einzelne Laute dringen hinauf.

Hei, eine Fackel! sie tanzt umher,
Sich neigend, steigend in Bogen,
Und nickend, zündend, ein Flammenheer
Hat den weiten Estrich umzogen.
All' schwarze Gestalten im Trauerflor
Die Fackeln schwingen und halten empor.

Und alle gereihet am Mauerrand,
Der Freiherr kennet sie alle;
Der hat ihm so oft die Büchse gespannt,
Der pflegte die Ross' im Stalle,
Und der so lustig die Flasche leert',
Den hat er siebenzehn Jahre genährt.

Nun auch der würdige Kastellan,
Die breite Pleureuse am Hute,
Den sieht er langsam, schlurfend nahn,
Wie eine gebrochene Rute;
Noch deckt das Pflaster die dürre Hand,
Versengt erst gestern an Herdes Brand.

Ha, nun das Roß! aus des Stalles Thür,
In schwarzem Behang und Flore;
O, ists Achill, das getreue Tier?
Oder ists seines Knaben Medore?
Er starret, starrt und sieht nun auch,
Wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Musikchor,
In Krepp gehüllt die Posaunen,
Haucht prüfend-leise Cadenzen hervor,
Wie träumende Winde raunen;
Dann alles still. O Angst! o Qual!
Es tritt der Sarg aus des Schlosses Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell
Am schwarzen Sammet der Decke.
Ha! Ros' an Rose, der Todesquell
Hat gespritzet blutige Flecke!
Der Freiherr klammert das Gittter an:
„Die andre Seite!“ stöhnet er dann.

Da langsam wenden die Träger, blank
Mit dem Monde die Schilder kosen.
„O — seufzt der Freiherr — Gott sei Dank!
Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!“
Dann hat er die Lampe still entfacht,
Und schreibt sein Testament in der Nacht.

---

78. Die Stiftung Kappenbergs. (Vgl. S. 151.)

Der Mond mit seinem blassen Finger
Langt leise durch den Mauerspalt,
Und koset, streifend längs dem Zwinger,
Norbertus' Stirne feucht und kalt.
Der lehnt an bröckelndem Gestein,
Salpeterflocken seine Daunen,
An seinem Ohre Heimchen raunen,
Und wimmelnd rennt das Tausendbein.

Und überm Haupte fühlt ers beben —
Da geht es hoch, da zecht es frisch,
In Pulsen schäumend pocht das Leben,
Die Humpen tanzen auf dem Tisch.

Der Graf von Arnsberg giebt ein Fest,
Dem Schwiegersohn der graue Schwäher;
So mehr er trinkt, so wird er zäher,
So wirrer steht sein Lockennest.

Gern hat sein Kind er dem Dynasten,
Dem reichen Kappenberg vertraut,
Nun trägt sein Anker Doppellasten,
Und seinen Feinden hats gegraut.
Da kommt auf seinem Eselein
Norbert, und macht den Sohn zum Pfaffen;
Allein er wußte Rat zu schaffen,
Er pferchte den Apostel ein.

Wie, keine Enkel soll er wiegen?
Soll in des Eidams Hora gehn,
Und sehn sein Kind am Boden liegen
Und Paternosterkugeln drehn?
Nein, heute ist der Tag, wo muß,
Wo wird die Sache sich erled'gen,
Und sollt er mit dem Schwerte pred'gen,
Ein umgekehrter Karolus.

Und „Gottfried, spricht er, Junge, Ritter,
So sieh doch einmal in die Höh!
Du schaust ja in den Wein so bitter
Wie Requiem und Kyrie.
Was spinnst du an dem alten Werg?
Laß die Kapuze grauen Sündern,
Und deine Burg, die laß den Kindern,
Dein schönes festes Kappenberg!"

Und drunten in dem feuchten Turme
Der Heil'ge flüstert: „Großer Gott,
Allgegenwärt'ger du im Wurme
Als in der Krone blankem Spott!

Wie größer deine Allmacht zeigt
Sein Füßchen, das lebendig zittert,
Als eine Mauer, die verwittert,
Und ob ein Babel drüber steigt!"

„Ja, spricht der Graf, den Humpen schwenkend,
Wär Norbert hier, dein Eselmann,
Ich ließ ihm füllen, dein gedenkend,
Und trinken möcht er was er kann;
Doch da im Pech und Schwefel glüht,
Was andern Schächern mild und süße,
So bleibt er besser im Verließe,
Ein wohlkasteiter Eremit."

Und drunten sprichts mit mildem Tone:
„Du, der, des Himmels höchste Zier,
Gezogen bist zur Dornenkrone
Auf einem still demüt'gen Tier,
Du, der des Mondes Lieblichkeit
In meinen Kerker ließest rinnen,
Gezähmt mir die vertrauten Spinnen,
Du, Milder, seist gebenedeit!"

Und Gottfried, kämpfend mit den Thränen,
Ergreift den Humpen, noch gefüllt;
Vor seinem Ohr ein leises Stöhnen,
Vor seinem Aug ein bleiches Bild.
O, dringen möcht er durch den Stein,
Wo seine sünd'gen Füße stehen,
O, einmal, einmal möcht er sehen,
Durch Lichterglanz den Heil'genschein!

„Ha! zürnt der Graf — was ließ ich schenken
Dir meinen allerbesten Wein!
Eh möcht ich einen Schädel tränken,
Ja, oder einen Leichenstein.

Gottfried, Gottfried, ich schwör es dir,
So wahr ich Friedrich" — seht ihn stocken,
Vor seinem Auge schwimmen Flocken,
Er hebt sich auf, er schwankt zur Thür.

Und plötzlich auf den Estrich nieder
Er taumelt wie ein wundes Roß,
Es zucken, strecken sich die Glieder —
Welch ein Getümmel in dem Schloß!
„Krank!" dieser, „tot!" spricht jener Mund.
Ja wahrlich, das ist Todes Miene,
Und eine mächtige Ruine
Liegt Friedrich auf dem eignen Grund! —

Die Humpen sind in Hast zertrümmert,
Burgunderblut fließt übern Stein,
Die Lampen mählich sind verkümmert,
Wie Erdenluft sie qualmten ein.
Doch drüben, in des Klosters Hut
Entflammte man die ewge Leuchte,
Und knieend alles Volk sich beugte,
Dem reinen Wein, der Christi Blut.

---

79. Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln.

(Vgl. S. 152.)

I.

Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
Im scharfen Ost die Halme pfeifen;
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
Da nieder rauscht es in den Fluß,
Und stemmend gen der Wellen Guß
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
Das Roß schwingt seine nassen Flanken,

Und wieder eins, und wieder zwei,
Bis fünf und zwanzig stehn wie Schranken:
Voran, voran durch Haid und Wald;
Und wo sich wüst das Dickicht ballt,
Da brechen knisternd sie die Ranken.

Am Eichenstamm, im Überwind,
Um einen Ast den Arm geschlungen,
Der Isenburger steht und sinnt
Und naget an Erinnerungen.
Ob er vernimmt, was durchs Gezweig
Ihm Rinkerad, der Ritter bleich,
Raunt leise wie mit Vögelzungen?

„Graf, flüstert es, Graf, haltet dicht,
Mich dünkt, als woll es euch bethören;
Bei Christi Blute, laßt uns nicht
Heim wie gepeitschte Hunde kehren!
Wer hat gefesselt eure Hand,
Den freien Stegreif euch verrannt?“ —
Der Isenburg scheint nicht zu hören.

„Graf, flüstert es, wer war der Mann,
Dem zu dem Kreuz die Rose paßte?
Wer machte euren Schwäher dann
In seinem eignen Land zum Gaste?
Und, Graf, wer höhnte euer Recht,
Wer stempelt euch zum Pfaffenknecht?“ —
Der Isenburg biegt an dem Aste.

„Und wer, wer hat euch zuerkannt,
Im härnen Sünderhemd zu stehen,
Die Schandekerz in eurer Hand,
Und alte Betteln anzuflehen
Um Kyrie und Litanei?!“ —
Da krachend bricht der Ast entzwei
Und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Isenburg: „Mein guter Fant,
Und meinst du denn, ich sei begraben?
O laß mich nur in meiner Hand —
Doch ruhig, still, ich höre traben!“
Sie stehen lauschend, vorgebeugt:
Durch das Gezweig der Helmbusch steigt
Und flattert drüber gleich dem Raben.

II.

Wie dämmerschaurig ist der Wald
An neblichten Novembertagen,
Wie wunderlich die Wildnis hallt
Von Astgestöhn und Windesklagen!
„Horch, Knabe, war das Waffenklang?“ —
„Nein, gnäd'ger Herr! ein Vogel sang,
Von Sturmesflügeln hergetragen.“

Fort trabt der mächtige Prälat,
Der kühne Erzbischof von Köllen,
Er, den der Kaiser sich zum Rat
Und Reichsverweser mochte stellen,
Die ehrne Hand der Klerisei,
Zwei Edelknaben, Reis'ger zwei,
Und noch drei Äbte als Gesellen.

Gelassen trabt er fort, im Traum
Von eines Wunderdomes Schöne,
Auf seines Rosses Hals der Zaum,
Er streicht ihm sanft die dichte Mähne,
Die Windesodem senkt und schwellt;
Es schaudert, wenn ein Tropfen fällt
Von Ast und Laub, des Nebels Thräne.

Schon schwindelnd steigt das Kirchenschiff,
Schon bilden sich die krausen Zacken —
Da, horch, ein Pfiff! und hui, ein Griff!
Ein Helmbusch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildrudel brichts heran,
Die Äbte fliehn wie Spreu, und dann
Mit Reisigen sich Reis'ge packen.

Ha, schnöder Strauß! zwei gegen zehn!
Doch hat der Fürst sich losgerungen,
Er peitscht sein Tier und mit Gestöhn
Hats übern Hohlweg sich geschwungen;
Die Gerte pfeift — „Weh, Rinkerad!" —
Vom Rosse gleitet der Prälat
Und ist ins Dickicht dann gedrungen.

„Hussah, hussah, erschlagt den Hund,
Den stolzen Hund!" und, eine Meute,
Fährts in den Wald, es schließt ein Rund,
Dann vor und rückwärts und zur Seite;
Die Zweige krachen — ha, es naht! —
Am Buchenstamm steht der Prälat
Wie ein gestellter Eber heute.

Er blickt verzweifelnd auf sein Schwert,
Er löst die kurze breite Klinge,
Dann prüfend untern Mantel fährt
Die Linke nach dem Panzerringe;
Und nun wohlan, er ist bereit,
Ja männlich focht der Priester heut,
Sein Streich war eine Flammenschwinge.

Das schwirrt und klingelt durch den Wald,
Die Blätter stäuben von den Eichen,
Und über Arm und Schädel bald
Blutrote Rinnen tröpfeln, schleichen;

Entwaffnet der Prälat noch ringt,
Der starke Mann — da zischend dringt
Ein falscher Dolch ihm in die Weichen!

Ruft Isenburg: „Es ist genug,
Es ist zu viel!" und greift die Zügel;
Noch sah er, wie ein Knecht ihn schlug,
Und riß den Wicht am Haar vom Bügel.
„Es ist zuviel, hinweg, geschwind!"
Fort sind sie, und ein Wirbelwind
Fegt ihnen nach wie Eulenflügel. —

Des Sturmes Odem ist verrauscht,
Die Tropfen glänzen an dem Laube,
Und über Blutes Lachen lauscht
Aus hohem Loch des Spechtes Haube;
Was knistert nieder von der Höh
Und schleppt sich wie ein krankes Reh?
Ach armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,
So mußten dich die Mörder packen?
Mein frommer, o mein heiliger!"
Das Tüchlein zerrt er sich vom Nacken,
Er drückt es auf die Wunde dort,
Und hier und drüben, immerfort
Ach, Wund' an Wund' und blut'ge Zacken!

„Hoh, hollah ho!" — dann beugt er sich
Und späht, ob noch der Odem rege;
Wars nicht, als wenn ein Seufzer schlich,
Als wenn ein Finger sich bewege? —
„Ho, hollah ho!" — „Hollah, hoho!"
Schallts wiederum, des war er froh:
„'s sind unsre Reiter allewege!" —

III.

Zu Köln am Rheine kniet ein Weib
Am Rabensteine unterm Rade,
Und überm Rade liegt ein Leib,
An dem sich weiden Kräh und Made;
Zerbrochen ist sein Wappenschild,
Mit Trümmern seine Burg gefüllt,
Die Seele steht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürsten hüllt der Rauch
Von Ampeln und von Weihrauchschwehlen —
Um seinen qualmt der Moderhauch
Und Hagel peitscht der Rippen Höhlen;
Im Dome steigt ein Trauerchor —
Und ein Tedeum stieg empor
Bei seiner Qual aus tausend Kehlen.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,
Dann läßt er rasch sein Rößlein traben —
Doch eine bleiche Frau, die kniet
Und scheucht mit ihrem Tuch die Raben.
Um sie mied er die Schlinge nicht,
Er war ihr Held, er war ihr Licht —
Und ach! der Vater ihrer Knaben!

---

80. Meister Gerhard von Köln. (Vgl. S. 152.)

Ein Notturno.

Wenn in den linden Vollmondnächten
Die Nebel lagern überm Rhein,
Und graue Silberfäden flechten
Ein Florgewand dem Heil'genschrein:

Es träumt die Waldung, duftumsäumt,
Es träumt die dunkle Flutenschlange,
Wie eine Robbe liegt am Hange
Der Schürg und träumt.

Tief zieht die Nacht den feuchten Odem,
Des Walles Gräser zucken matt,
Und ein zerhauchter Grabesbrodem
Liegt über der entschlafnen Stadt.
Sie hört das Schlummerlied der Well'n,
Das leise murmelnde Geschäume,
Und tiefer, tiefer sinkt in Träume
Das alte Köln.

Dort wo die graue Kathedrale,
Ein riesenhafter Zeitentraum,
Entsteigt dem düstern Trümmermale,
Der Macht, die auch zerrann wie Schaum —
Dort, in der Scheibe Purpurrund
Hat taumelnd sich der Strahl gegossen
Und sinkt, und sinkt, in Traum zerflossen,
Bis auf den Grund.

Wie ist es schauerlich im weiten
Versteinten öden Palmenwald,
Wo die Gedanken niedergleiten
Wie Anakonden schwer und kalt;
Und blutig sich der Schatten hebt
Am blut'gen Märtyrer der Scheibe,
Wie neben dem gebannten Leibe
Die Seele schwebt.

Der Ampel Schein verlosch, im Schiffe
Schläft halbgeschlossen Blum und Kraut;
Wie nackt gespülte Uferriffe
Die Streben lehnen, tief ergraut;

Anschwellend zum Altare dort,
Dann aufwärts dehnend, lang gezogen,
Schlingen die Häupter sie zu Bogen,
Und schlummern fort.

Und immer schwerer will es rinnen
Von Quader, Säulenknauf und Schaft,
Und in dem Strahle wills gewinnen
Ein dunstig Leben, geisterhaft:
Da, horch! es dröhnt im Turme — ha!
Die Glocke summt — da leise säuselt
Der Dunst, er zucket, wimmelt, kräuselt —
Nun steht es da!

Ein Nebelmäntlein umgeschlagen,
Ein graues Käppchen, grau Gewand,
Am grauen Halse grauer Kragen,
Das Richtmaß in der Aschenhand!
Durch seine Glieder zitternd geht
Der Strahl wie in verhaltner Trauer —
Doch an dem Estrich, an der Mauer
Kein Schatten steht!

Es wiegt das Haupt nach allen Seiten,
Unhörbar schwebt es durch den Raum,
Nun sieh es um die Säulen gleiten,
Nun fährt es an der Orgel Saum;
Und aller Orten legt es an
Sein Richtmaß, webert auf und nieder,
Und leise zuckt das Spiel der Glieder,
Wie Rauch im Tann.

War das der Nacht gewaltger Odem? —
Ein weit zerflossner Seufzerhall,
Ein Zitterlaut, ein Grabesbrodem
Durchquillt die öden Räume all:

Und an der Pforte, himmelan
Das Männlein ringt die Hand, die fahle,
Dann gleitets aufwärts am Portale —
Es steht am Krahn!

Und über die entschlafnen Wellen
Die Hand es mit dem Richtmaß streckt;
Ihr Schlangenleib beginnt zu schwellen,
Sie brodeln auf, wie halb geweckt:
Als drüber nun die Stimme dröhnt,
Ein dumpf verhallend, fern Getose,
Wie träumend sich im Wolkenschoße
Der Donner dehnt.

„Ich habe diesen Bau gestellt,
Ich bin der Geist vergangner Jahre!
Weh! dieses dumpfe Schlummerfeld
Ist schlimmer viel als Totenbahre!
O wann, wann steigt die Stunde auf,
Wo ich soll lang Begrabnes schauen?
Mein starker Strom, ihr meine Gauen,
Wann wacht ihr auf? —

„Ich bin der Wächter an dem Turm,
Mein Ruf sind Felsenhieroglyphen,
Mein Hornesstoß der Zeitensturm,
Allein sie schliefen, schliefen, schliefen!
Und schlafen fort, ich höre nicht
Den Meißel klingen am Gesteine,
Wo tausend Hände sind wie eine,
Ich hör es nicht!

„Und kann nicht ruhn, ich sehe dann
Zuvor den alten Krahn sich regen,
Daß ich mein treues Richtmaß kann
In eine treue Rechte legen!

Wenn durch das Land ein Handschlag schallt,
Wie einer alle Pulse klopfen,
Ein Strom die Millionen Tropfen" —
Da silbern wallt

Im Osten auf des Morgens Fahne,
Und, ein zerflossner Nebelstreif,
Der Meister fährt empor am Krahne! — —
Mit Räderknarren und Gepfeif,
Ein rauchend Ungeheuer, schäumt
Das Dampfboot durch den Rhein, den blauen —
O deutsche Männer! deutsche Frauen!
Hab ich geträumt? —

---

81. Aus: **Walther.** (Vgl. S. 153.)

Erster Gesang.

„Denn was er seinen Willen sonst genannt,
Wofür als Pflicht, als Neigung er entbrannt:
Ein Wollen, Eine Liebe hats verschlungen."

Das Mondenlicht durchwogt den Fichtenhain
Und einer Felsengrotte kleine Zelle,
Um einen Schädel spielt der matte Schein,
Ein Kruzifix und eine Feuerstelle;
Ein Lager noch von Laub, auf hartem Sand,
Und eine Rüstung an bemooster Wand
Erscheinen in der trügerischen Helle.

Wo weilt der fromme Siedler dieser Kluft?
Mißgönnt er sich des Schlummers kurze Labe,
Wenn sich das Irrlicht zündet an der Gruft,
Der Himmel alle seine goldne Habe
Entfaltet? Nur die Fichten stehn um ihn
Und aufwärts wehn sie mit den Flügeln grün
Des kindlichen Gebetes reine Gabe.

Der Andacht Blume liebt die leise Nacht
Und ihre Blüten öffnen sich der Stille;
Die irdsche Hoheit sucht des Tages Pracht,
Der innern Größe frommt des Dunkels Hülle;
Dann kehrt der Herr, sie liebreich zu erfreun,
Ein teurer Gast, bei seinen Treuen ein
Und spendet seiner Tröstung Himmelsfülle.

Sieh her, da bebts aus dunklem Hain hervor,
Blaß wie ein Traum, mit ungewissem Tritte;
Undeutlich wallts in mächtger Nebel Flor,
Wie eine Duftgestalt in Wolkenmitte;
Doch nun aus weißem Meere, kalt und schwer,
Wankt ein verblichnes Jünglingsbild daher
Und langsam nahts der Kluft mit ernstem Schritte.

Am kleinen Born, der aus dem Felsen quillt,
Netzt er den Saum am leichten Flimmerspiele;
Denn der Begeistrung Glut, die ihn erfüllt,
Vereint sich mit des Heumonds banger Schwüle;
Ein frommer Seufzer ringt sich himmelan!
Sein Auge sucht gerührt den Sternenplan —
Die Grotte nimmt ihn auf in ihre Kühle.

Ich les' die Frage im erstaunten Blick:
Wie, schon so früh entflohst du den Gefahren?
Ließ keinen Stachel dir die Welt zurück?
Kann junges Blut mit solcher Ruh sich paaren?
Und darfst du's wagen, trauend deiner Kraft,
In Feierstunden stiller Rechenschaft,
Dein innres Herz dir selbst zu offenbaren?

Wohl spricht dein Auge Wahrheit! Seltner trifft
Die Mutterperle in des Meeres Gründen
Der Taucher nicht, als unbefleckt vom Gift
Der Welt ein jugendlich Gemüt zu finden,

Wo willig folgend der geliebten Haft,
Der, ach, zu teuren, süßen Leidenschaft,
Das Herz vergöttert seine schwersten Sünden!

Auch diese bleiche, wankende Gestalt,
Dies Schattenbild vergangner Erdenschöne:
Wohl schaut der Blick zur Erde, ernst und kalt,
Daß er des Herzens bange Stimme höhne;
Doch dieses matte, welkende Gesicht
Voll Zügen tiefen Schmerzes, ach, es spricht,
Daß es noch einem teuren Bilde fröhne!

Zwar oft bestand er schon im harten Kampf
Und seines Götzen Tempel sanken nieder,
Doch stürmisch treibts ihn, wie ein innrer Krampf,
Und ungeweihte Opfer lodern wieder.
Denn in die Öde folgte ihm ein Pfand
Der seligen Erinnrung, und dies Band
Knüpft ewig neu ihn an die Erde wieder.

Und sinnend steht er, wie zu langer Wahl,
Dann irrt sein Aug', als wollt' er etwas meiden.
Da schimmert ihm der Rüstung blanker Stahl
Und durch sein Antlitz zuckt ein Strahl von Leiden;
Ein dunkler Purpur färbt die Wange schnell:
„O, ruft er, bleibst du noch so freudig hell,
Du stummes Denkmal abgeschiedner Freuden?"

Doch schnell gefaßt, fährt er voll Demut fort,
Und mählig zieht die Glut ihm von den Wangen:
„Jetzt ist des Ave Gruß mein Losungswort,
Des Höchsten Preis mein Ruhm und mein Verlangen.
Es hüllt den Leib vor Gott ein Ehrenkleid,
Die rauhe Kutte, den vor kurzer Zeit
Mit stolzem Glanz der Panzer hielt umfangen.

„Wer deine Lust begehrt, du Herrscher groß,
Den darf kein sinnlich Freudenbild mehr rühren;
Dem Herrn vertrau' er seiner Seele Los,
Er wird ihn wohl beraten, wird ihn führen.
Sein heißes Leiden send' er himmelwärts,
Und bald, ja bald wird sein geängstet Herz
Der heil'gen Tröstung Himmelswonne spüren."

So spricht er leise, doch im Herzen kocht
Ihm stille Glut, er möcht es gern verhehlen
Dem eignen Selbst! Indes sein Busen kocht,
Aufs neu den Wangen Rosen sich vermählen,
Spricht lächelnd er, doch seine Stimme bebt:
„Laß sehen, ob noch die Hand den Panzer hebt,
Jetzt nur gewohnt den Rosenkranz zu zählen!"

Und schnell reißt er die Rüstung von der Wand,
Doch der entwöhnte Arm kann sie nicht tragen,
Und furchtbar klirrend stürzt sie in den Sand —
Da steht er stumm, ihn faßt ein ängstlich Zagen,
Und aus dem Auge dringt die Thräne warm:
„Gott, ruft er schmerzlich, Gott, ist dies der Arm,
Einst so gewohnt, den schweren Schild zu tragen?"

Doch kaum entfloh das Wort, als schnell gerügt
Sich seiner Augen Flammenblitze dämpfen;
Ein rascher, immer neuer Wechsel fliegt
Durch sein Gesicht, es zuckt in leisen Krämpfen;
Die warme Thräne wird zurückgepreßt:
„Ihr alten Wurzeln, noch so tief, so fest,
Erseufzt er, nach so langen, schweren Kämpfen?"

Bald hebt er mühsam, doch mit fester Hand
Die Rüstung von dem staub'gen Boden wieder;
Schon prangt aufs neu sie schimmernd an der Wand,
Doch sie zu meiden schlägt den Blick er nieder;

Auf hartem Lager ruhen siehst du ihn,
Von seinen Lippen fromme Seufzer fliehn,
Es schließen betend sich die Augenlider.

Den Seinen giebts der Herr im Schlafe! spricht
Ein altes Wort, doch mögens wen'ge deuten;
Denn nur auf irdschen Glückes falsches Licht
Vermögen sie den tiefen Spruch zu leiten.
Sie wissens nicht und könnens nicht verstehn,
Was Er, der reiche Herr in Himmelshöhn,
Den Seinen mag im Schlafe zubereiten.

Der hehren Ahndung Wunderlicht, wenn sich
Den Sterblichen enthüllen Geistermächte;
Des Friedens heil'ge Lust, wenn wonniglich
Der Mensch empfindet seine Kindesrechte:
Dies sind die Güter, die die Welt nicht kennt,
Die Er, der Hehre, den kein Name nennt,
Im Traume spendet seinem treuen Knechte. —

Sieh da, dort regt's auf braunem Moose sich,
Von bleichen Lippen zarte Laute fließen,
Zwar unverständlich, fremd, doch schauerlich,
Wie wenn in hoher Luft sich Schwäne grüßen.
Was ist's, das schmerzlich sanft dich lächeln hieß,
Was rührt dein Herz so minniglich, so süß?
Daß all so weich die Töne sich ergießen?

Nun wieder „weile! weile! teures" — still!
Schau her, wie aus geschloss'ner Wimper drängen
Sich die zurückgehalt'ne Zähre will;
Nun spricht's auf's neu mit ungewohnten Klängen:
„O nein, o nein, nur ewig, einzig dich,"
In schweren Zügen hebt sein Busen sich,
Den ungestüme Wallungen bedrängen.

Da schauert er empor, sein Blick durchirrt
In wilden Schweifungen die dunkle Zelle,
Wie unbekannt, voll Gluten und verwirrt;
Doch bald erkennt er, wie es scheint, die Stelle,
„O so!“ erseufzt er tief, dann schluchzt er laut:
„Getrennt auf ewig, süße, süße Braut“
Und unaufhaltsam strömt der Zähren Helle.

Zum Busen, wo die Kutt ihn weit umwallt,
Greift jenes Hand, und an verborgnem Bande
Schwebt aufwärts eines Bildes Huldgestalt:
Ist sie's? die Jungfrau mit dem Himmelspfande,
Maria mit dem Jesuskindlein mild?
Ach nein, es ist wohl gar ein andres Bild,
Ein Mägdlein hold im ländlichen Gewande! . .

Er preßt's an seine Brust mit heißer Wut,
Es bebt die Hand und seine Kniee wanken,
Sein Auge fliegt umher mit wildem Mut,
Als fordert' er das Weltall in die Schranken;
Doch senkt er es zum Bilde niederwärts,
Löst auf die Wut in unnennbaren Schmerz:
„Dein bis zum Tode, dein nur sonder Wanken!“ —

O Jüngling, einer heillos finstern Macht
Ist dein zerstörtes Leben hingegeben!
Der kleinste Augenblick, zu schlecht bewacht,
Zerstört die Frucht von jahrelangem Streben.
Ein Traum, wenn Schlummer löst den strengen Hort,
Ein flücht'ges, achtlos hingesprochnes Wort
Vermag die alte Flamme zu beleben! —

Dritter Gesang.

In leuchtend Gold zerfließt das Morgenrot,
Der Estrich bebt vom Hufschlag mut'ger Rosse,
Versammelt hält das fröhliche Gebot
Die rüst'gen Schützen vor dem düstern Schlosse;

Vom kargen Dämmerlichte matt erhellt
Und von der Rüden Lustgeheul umbellt,
Herrscht lauter Jubel in dem wilden Trosse.

Ein mutig Knappenpaar hält mühsam nur
Das dunkle Roß, es knirscht im weißen Schaume;
Ein andres leitet auf dem glatten Flur
Den edlen Schimmel an geschmücktem Zaume.
Die Sonne steigt, von Morgenduft umwebt,
Ein dumpfes, ungeduld'ges Murmeln hebt
Sich mählig in des Hofes weitem Raume.

Doch schnell verstummts, von breiter Stufe nahn
Zwei Heldgestalten, hell im Jagdgeschmeide,
Die flinken Knappen ziehn behend heran,
Und hoch zu Rosse prangen siehst du beide.
Jetzt wallt der Zug, die Hörner klingen hell,
Und zu der Rüden heulendem Gebell
Schallt lauter Hufschlag durch die braune Haide.

Voran dem Zug sprengt Alhards stolzer Mut,
Auf glänzend schwarzem Tiere hoch zu schauen;
Sein Auge sendet Blitze, in der Glut
Des Aufgangs rötlich glänzt der Locken Grauen;
Ums braune Antlitz wehn im Morgenwind
Ihm weiße Federn, in den Zügen sind
Die Spuren vor'ger Schönheit noch zu schauen.

Und nach ihm zeigt auf leichtem Schimmel sich
Ein schlanker Jüngling, hold im Jugendprangen,
Noch ungebräunt die Stirn vom Sonnenstich,
Durch weißen Flaum erglühn die zarten Wangen;
Des Falken Kühnheit thut das Auge kund,
Doch um den süßen, sanftgeschwellten Mund
Zieht sich ein weiches dämmerndes Verlangen.

Ihm nach im Troß der kühne Haufen saust,
Es pfeift das Haar, die scharfen Speere blitzen,
Ein Jägerlied aus rauhen Kehlen braust,
Mit roher Lust die Herzen zu erhitzen;
Bei jeder Zeile hallt wie Donnerklang
Ein hohl „Halloh“ die ganze Haid' entlang;
So durch die Forsten ziehn die wilden Schützen.

In seine Dunkel faßt sie nun der Wald,
Der laute Lärm verhallt in Todesschweigen;
Sie stehn zerstreut, doch sieht man hier sie bald,
Bald dort in Eil' vom matten Tiere steigen,
In's Dickicht ziehn das dampfumhüllte Roß,
Den hellen Speer, das blinkende Geschoß
Verbergen in den dichten Buchenzweigen.

Gelöst sind jetzt die Rüden, es erdröhnt
Der ganze Forst vom schrecklichen Geheule;
Am grauen Eichenstamme stumm gelehnt
Steht Ritter Alhard, eine starre Säule;
Im lauten Kliff-Klaff tönt der Doggen Mund,
Ihr nahes Bellen thut dem Waidmann kund,
Daß dicht die Jagd an ihm vorübereile.

Zum engen Paß, wo lauschend Walther lehnt,
Zieht sich die Jagd mit tobendem Gebrause;
In stiller Freude sich sein Busen dehnt,
Da immer näher wälzt sich das Gesause.
Ins Lustgeheul der wilden Doggen rauscht
Ein gräulich Schnauben, wer es nie belauscht,
Würd leicht bethört, daß hier der Böse hause.

Erwartungsvoll steht Walther; sieh, da bricht
Aus schwarzem Dickicht, dicht an seiner Seite,
Ein grimmer Eber wuterfüllt ans Licht,
Gleich roten Fackeln glüht der Augen Weite;

Wie Stacheln stehn die Borsten rings empor,
Aus grausem Rachen dringt der Schaum hervor,
Und nach ihm stürzt das wütende Geleite.

Behend ergreift des Jünglings Hand den Speer;
Erstaunt, doch furchtlos ob der Grausgeberde
Des Ungetümes beugt er lauschend her,
Ob ein gelegner Zielpunkt bald ihm werde;
Der Eber rauscht vorbei, das Eisen hallt,
Zusammen bricht das Untier mit Gewalt
Und wälzt sich schäumend auf der blut'gen Erde.

Er fliegt hinzu, sein froh „Halloh“ erschallt;
In seinem Blute gräßlich anzuschauen
Zuckt matt des Tieres gräuliche Gestalt,
Die heisre Stimme bricht in Todesgrauen;
Ob tötend auch durchs Herz der Speer ihm fuhr,
Doch kämpft noch furchtbar kräftig die Natur,
Mit krummen Zähnen suchts den Grund zu hauen.

Doch wie der Tauben Volk im Korngefild,
Wie dunkler Raben Schar an Hochgerichten,
Stürmt her der Rüden Menge, wütig wild,
Des Lebens schwachen Funken zu zernichten;
Der faßt die Kehle, jener zerrt empor
Das ungeheure Haupt am schlaffen Ohr,
So nachzuholen die versäumten Pflichten.

Der Eber schreit vor Schmerz, das grause Spiel
Kann Walthers sanfter Sinn nicht länger tragen;
Er lockt der Hunde Schwarm, und ihr Gewühl
Läßt ab das heißgequälte Tier zu plagen;
Nun tritt er hin, sich seiner Kraft bewußt
Und stößt ihm krachend in die breite Brust
Das scharfgeschliffne Messer sonder Zagen.

Das glüh'nde Auge bricht, der Atem stockt,
Da nahts von allen Seiten im Gedränge;
Durch Walthers hellen Ruf herbeigelockt,
Versammelt sich die rings zerstreute Menge,
Und jeder staunet ob der grimmen Pracht;
Das Haupt rühmt dieser, der der Hauer Macht,
Und der des Leibes ungeheure Länge.

Doch jeder preist des Jünglings Heldenmut
Mit grassen Flüchen und die Erstlingsprobe;
In Walthers Wangen steigt das helle Blut
Jungfräulich schamhaft bei dem rohen Lobe;
Da aus der Eichen Dämm'rung tritt hervor
Der strenge Vater zum erstaunten Chor,
Und schnell verstummt das lärmende Getobe.

Sein Auge glänzt voll Huld, doch feierlich
Und mit gerührtem Laut spricht er zum Sohne:
„Von Zweigen rings umhüllt, belauscht' ich dich,
Und dir gebührt, ich zeug' es laut, die Krone;
Dein Mut war männlich und des Ritters wert,
Drum sei dir das ersehnte Ritterschwert,
Sobald auf's neu der Mond sich füllt, zum Lohne."

Jetzt bricht der Mannen Jubel laut hervor,
Ihr heisres Jauchzen füllt die dunkle Haide;
In finstrer Nacht ein glänzend Meteor,
Steht Walther, hochverklärt vom Strahl der Freude,
Der thränenschwere Blick schaut niederwärts,
Dem zarten Sinne ward noch Lust zu Schmerz
Und Thränen zollt der Lust er, wie dem Leide.

Die Hörner klingen, Jagdgeschrei erschallt,
Aufs neu durchzieht den Forst die rüst'ge Horde,
Das hohle Hussah tönt, die Lanze hallt
Und trifft das ferne Wild mit sicherm Morde;

Von braunen Angesichtern rinnt der Schweiß,
Die Rosse schnauben schaumbedeckt und heiß:
So fliehn hervor sie an des Waldes Borde.

Da schnell zurück reißt im gestreckten Lauf
Den Schimmel Walther mit entsetzter Miene,
Gewaltsam rückwärts prallt der Mannen Hauf,
Vom harten Stoße pocht die Brust, die kühne,
Und niederwärts gebeugt schaut Walthers Mut:
Denn dicht vor seines Rosses Hufen ruht
Ein zartes Mägdlein, schlummernd in der Grüne.

Wie wenn die Knosp' ihr enges Haus durchbricht,
Halb Kindes-Unschuld, halb der Jungfrau Blüte,
In jungen Reizen glänzt ihr Angesicht,
Das freundlich in des Schlafes Armen glühte;
Indes der Jüngling sorgsam ob sie neigt,
Still hinter ihm ein Schütz vom Rosse steigt,
Des Auge ungeduld'ge Flammen sprühte.

Und mit der rauhen Hand ergreift er hart
Den kleinen Arm: „Was machst du hier am Wege?"
Mit klarem Schrei erwacht sie, wie erstarrt
Schaut an ihr Blick der Züge Mordgepräge;
„Hinweg," ertönt die Stimme fürchterlich,
„Sonst stampfen uns're Rosse über dich,
Was willst du lock'res Wild hier im Gehäge?"

Ein brüllendes Gelächter bricht hervor
Im wilden Zug, das derbe Wort zu krönen;
Da rafft das bleiche Mägdlein sich empor
Und zitternd flieht sie mit des Schluchzens Tönen,
Doch kaum sieht Walther mit bewegtem Geist,
Wie vom verletzten Arm das Blut ihr fleußt,
So folgt er spornstreichs der entsetzten Schönen.

Und jenseits sieht er sie am Quellenrand,
Aus blauen Augen blanke Tropfen dringen,
Und um die Wunde sucht ein seid'nes Band
Mühselig ihre linke Hand zu schlingen;
Doch kaum erhorcht sie seines Hufes Klang,
So flieht sie aufgeschreckt das Thal entlang;
Dann sieht er sie durch Blütenhecken dringen.

In Zweifeln hebt sein Busen sich empor:
Ob er ihr folge durch die klaren Wellen?
Da dringt des Vaters Stimme an sein Ohr,
Sein laut „Halloh" schallt in der Rüden Bellen;
Er lenkt den Zügel, mit behendem Tritt
Trägt ihn des leichten Schimmels rascher Schritt
Zum Forste und den harrenden Gesellen.

Die Hörner klingen, Jagdgeschrei erschallt,
Nicht kann die schnelle Flucht dem Wilde nützen;
Das Dickicht birgts umsonst, der Felsenspalt,
Vergebens sucht es des Gesteines Spitzen,
Der Doggen Kliff=Klaff tönt mit grausem Klang
In seines Sterberöchelns Klaggesang,
So durch die Wälder ziehn die wilden Schützen.

Da steigt ein hocherglühend Feuermeer,
Das Abendrot, empor am blauen Himmel,
Ein heller Ruf vereint der Rüden Heer,
Es stäubt herbei im freundlichen Gewimmel;
Nur mühsam trägt den unwillkommnen Gast
Das müde Roß, der reichen Beute Last,
So ziehn sie heim im lärmenden Getümmel.

Es schweigt die Burg, im finstern Schlafgemach
Wacht Walther nur, im bunten Zauberkleide
Der Phantasie strahlt der vergangne Tag.
Des Ebers Tod, des ernsten Vaters Freude;

Wohl schimmert das ersehnte Ritterschwert,
Doch glänzt, vor allem andern lieb und wert,
Das holde Mägdlein auf der Blumenweide.

Er ist entschlummert, doch ein süßer Traum
Umzieht sein Haupt mit lieblichen Gesichten:
Mit goldnen Blumen prangt des Thales Raum,
Und fern sieht er die weiße Hinde flüchten;
Schon eilt er nach mit pfeilgeschwindem Lauf:
Da baut vor ihm ein Blütenwald sich auf,
Von dessen Glanz er muß die Augen richten.

Und aus dem lichten Farbenwechsel schwebt
Ein Engelchor auf leuchtendem Gefieder,
Wenn es den diamantnen Fittich hebt,
Dann träufeln funkelnd helle Tropfen nieder;
Mit immer höhrem Glanze flimmt die Luft,
Und bald verschwimmts in reinen Strahlenduft,
Bald flirrts in buntem Farbenspiele wieder.

Und es umschlingt ein Engel, glänzend mild,
Den Freudestummen mit den Strahlenarmen,
Er schaut ihn an, ein wohlbekanntes Bild
Fühlt er an der beklemmten Brust erwarmen;
Doch da aufs neu ins Strahlenaug er blickt,
Da sind die süßen Züge all verrückt,
Ein fremdes Antlitz lächelt auf den Armen.

Doch plötzlich scheint das ganze Engelchor
Mit den geliebten Zügen sich zu schmücken;
Hier bebts aus seinen Armen licht empor,
Dort scheints ihn freundlich an die Brust zu drücken;
So spielt die Phantasie ihr launig Spiel
Mit seines Herzens innerstem Gefühl
Und spendet Trauer bald und bald Entzücken.

Schon graut der Tag am fernen Himmelsrand
Und weckt den Jüngling aus den Zauberträumen;
Er fährt empor, schon deckt ihn das Gewand
Und durch das Burgthor eilt er sonder Säumen;
Denn wem gelacht solch süßer Liebestraum,
Dem scheint ein Grab der Mauern öder Raum,
Ihm ist nur wohl in freien Himmelsräumen.

Sein Auge sinnt, durch stille Schwärmerei
Nährt arglos er die unbekannten Wunden;
Wie ist es ihm so selig und so frei,
Als hätt' er ein unendlich Glück gefunden;
Und als er heimkehrt aus der Träume Land,
Da steht er an der Blumenwiese Rand,
Wo ihm die liebliche Gestalt verschwunden.

Er schauert freudig auf, doch, schnell gefaßt,
Zerteilt sein rüstger Arm die Blütenhecken;
Da sieht er, daß mit ihrer hellen Last
Sie einen wohlverborgnen Pfad verstecken;
Er folgt ihm nach, durch dunkler Buchen Grün
Sieht er in raschen Krümmungen ihn fliehn;
Nun stockt sein Fuß, ihn faßt ein freudger Schrecken.

Denn vor ihm hebt am kleinen Quellenbach
Ein Hüttchen sich, umstrickt von Weingeranken,
Ein Rebennetz verbirgt das niedre Dach
Und ringsum blüh'nde Jasminstauden wanken;
Da dicht vor ihm in duftgem Schatten sitzt,
Das blonde Köpfchen in die Hand gestützt,
Das süße Kind in sinnigen Gedanken.

Ein leiser Zug verhaltnen Weinens fliegt
Um seinen Mund wie nach versagter Bitte;
Die schwarze kräuterreiche Binde liegt
Um ihres Armes blendendweiße Mitte.

Nun „Alba,“ tönt es durch den Rebenwall;
Nun wieder „Alba“ mit verstärktem Schall,
Dann tritt ein Greis bedächtig aus der Hütte.

Ein seltsam Antlitz, wie aus fernem Land!
In langen Locken um den Nacken prangen
Sieht man das graue Haar, ein fremd Gewand
Nachlässig um die breiten Schultern hangen.
Doch kaum tritt er aus niedrer Thür hervor,
So fährt die scheue Taube rasch empor
Und birgt an seiner Brust die glüh'nden Wangen.

Sein Arm umschlingt sie warm und inniglich
Und von der Lippe quillt ein frommer Segen;
Da plötzlich bietet seinen Blicken sich
Der stumme Jüngling in den Buschgehegen.
Sein Aug hängt an der seltnen Gruppe fest,
Ein Lächeln deutet des Bewußtseins Rest,
Sonst steht er lautlos, ohne sich zu regen.

Nun spricht er, doch nicht sonder blöde Scheu
Die Rede von den schönen Lippen gleitet:
„Das Feld durchzieh'nd in stiller Träumerei
Hat mich der irre Fuß hieher geleitet.
Doch mach, du edler Fremdling, mir bekannt,
Was aus der fernen Heimat dich verbannt,
Und was dein seltsam Wesen all bedeutet!“

Der Alte lächelt, leise winkt die Hand,
Und zögernd schlüpft das Mägdlein in die Klause.
„Dich täuscht, o Jüngling,“ spricht er, „das Gewand,
Als sei aus fernen Zonen ich zu Hause;
Doch wisse, wie's die Phantasie erdacht,
Umhüllt den welken Leib die wilde Tracht,
Seit ich verarmt entfloh dem Weltgebrause.

„Mein Nam' ist Balduin, wo prangend sich
Die Kaiserstadt erhebt, bin ich geboren,
Die mir das Leben gaben, hatte ich
In meiner frühen Kindheit schon verloren;
Viel blanken Goldes ließen sie zurück,
Für manchen andern ein ersehntes Glück;
Ich hatte höhern Fahnen zugeschworen.

„O Kreis der Alten, Flamme in der Nacht,
Du reine in sich selbst entglühte Leuchte!
Du warst es, deren stolzer Geistespracht
Sich demutsvoll mein schwaches Sinnen neigte.
Wie oft hast du von deinem Strahlenthron
Mit Kraft gerüstet deinen armen Sohn,
Den all sein Erdenglück darnieder beugte.

„Denn täglich zieht ein Freundesheer heran
In Zärtlichkeit von meinem Gut zu prassen,
Indes die teure Muße mir entrann,
Und bald begann ich mein Geschick zu hassen.
O Himmel, rief ich, mir so wenig hold,
Was gabst du mir das unglücksel'ge Gold!
Nun will man mich nicht unbeachtet lassen.

„Das Schicksal war mir günstig, als ich spät
Entschlummert einst, beim kargen Lampenflimmer,
Da plötzlich es so glühend um mich weht
Und weckt mich brausend mit gewalt'gem Schimmer.
Und sieh, von meiner Lampe kleiner Macht
War rings ein gräulich Feuer angefacht,
Drum war so heller Glanz in meinem Zimmer.

„Vom Lager spring' ich durch die heiße Glut,
Schon Trommeln wirbeln, Feuerglocken schallen;
Viel wagt das Volk mit aufgeregtem Mut,
Doch kann es nicht den Flammensee durchwallen;

Und als Aurora wieder neu erwacht,
Da ist des ganzen Hauses stolze Pracht
In dunkel glüh'nden Feuerschutt zerfallen.

„Ein Diamant, den ich am Finger trug,
War alles, was mir blieb von großen Schätzen;
Doch war es dem bescheidnen Sinn genug,
Die langgehegten Pläne durchzusetzen:
Nicht reich, doch sorglos, herrschend nicht, doch frei,
Nur der Natur und ihrem Zepter treu
Am klaren Born der Alten mich zu letzen.

„Erfüllt sind meine Wünsche, seh ich nicht
Ein kleines Eden rings um mich erblühen?
Und drinnen glänzt ein holdes Liebeslicht:
Mein einzig Kind in frischer Jugend Glühen.
Ihr spend ich gern der Stunden kostbar Gut,
Den Geist zu bilden und, in sichrer Hut,
Sie recht nach meinem Herzen zu erziehen."

Hier schweigt der Greis, in Sinnen eingewiegt,
Dann wankt er fort mit träumerischem Schritte;
Und eh das Wort von Walthers Lippen fliegt,
Schließt sich die Thür der grünen Liebeshütte.
Der harrt umsonst, die schnelle Stunde flieht,
Und als die Sonne hoch am Himmel zieht,
Da lenkt er zögernd heimwärts seine Tritte.

Doch ganz verändert fühlt er sein Gemüt
In neues Glück die alte Lust verloren;
Ein helles Blümlein ihm im Busen blüht,
Das hat er sich zum Abgott auserkoren.
Vor seinen Blicken schwebt es lieb und traut,
Und als er auf aus süßen Träumen schaut,
Da steht sein Fuß vor Burnecks hohen Thoren.

Sechster Gesang.

Wie hast du, süßes Licht, den Weg erspürt
In diese öden pilzbewachs'nen Mauern?
Hat das Erbarmen leitend dich geführt
Zu dieser Grüfte unterird'schem Trauern?
Du weilst ja lindernd gern, wo Leiden sind,
Nicht grausam bist du wie das Menschenkind,
Dein Flammenherz nicht fühllos dem Bedauern.

Bringst du ihm*) Trost von oben, der ihn leis,
Den Dulder dort im Schlafe, soll umfangen?
O drücke deine Küsse nicht so heiß
Auf seine farblos abgehärmten Wangen;
Gönn' ihm des Traumes kurze Linderung;
Bald naht, ihn quälend, die Erinnerung,
Bald ist das luftgebaute Schloß zergangen.

Umsonst! er regt sich; langsam öffnen dann
Die großen, schweren Augen sich dem Lichte;
Vom jungen, einst so kräft'gen Rittersmann
Erkennst du keinen Zug in dem Gesichte;
Doch ob ihm Kummer gleich die Blüte nahm,
Erhaben ist er noch in seinem Gram
Wie eine hohe sturmgeknickte Fichte.

Auf dünner Streu rückt er ein wenig fort,
Nur wenig will die Fessel ihm gestatten;
Zum Fensterlein, ihm mehr als Goldeshort,
Lenkt er den Blick. Zwar wehren breite Latten
Dem Licht, doch durch die weiten Spalten schlüpft
Der Strahl, und wenn ein Knapp' vorüber hüpft,
So malt sich an die Wand der lange Schatten.

---

*) Walther, vom Alhard, seinem Vater, eingekerkert.

„Wie hat sie mich erquickt, die Sonne gut!
Sie muß schon hoch am heitern Himmel stehen;“
Er sprichts, und sein gerührtes Auge ruht
Am Boden, wo sich lichte Kugeln drehen;
Zuweilen ihm ein heimlich Wort entflieht;
Sein Blick, je mehr und mehr zum Stern entglüht,
Verkündet überirdscher Tröstung Wehen.

„Jetzt tönts vernehmlich flüsternd zu mir her,
Wie Harfenlaut' im Wiederhall verschwinden;
O hebe von ihm deine Rechte schwer,
Laß mich für ihn den Todesschmerz empfinden;
Doch wenn es also nicht dein Wille ist,
Vergönn zur Reu ihm eine kurze Frist,
Nur nimm ihn nicht hinweg in seinen Sünden.“

Indes erhebt ein dumpf Gebrause sich
Wie Wettersturm nach heißer Tage Glühen,
Und tobend scheints zum fernen Burghof sich
Mit tausend Stimmen regellos zu ziehen;
Seltsam zerstückelt durch der Latten Band
Siehst du vorüber an der Kerkerwand
Manch riesenhafte Schattenbildung fliehen.

Und immer näher scheint das wüste Schrein
Der Mauern ungeheurem Bau zu dringen;
Als wolle sie's den finstren Mächten weihn,
Scheint nun die Erde schnell es einzuschlingen;
Erneuert dann mit ungestümer Macht,
Rollts hohl und dumpf durch der Gewölbe Nacht,
Der Eisenpforte schwere Riegel klingen.

„Ermannt euch, Herr! die alte Sünd' ist tot,“
Brüllt eine Stimme Walthern roh entgegen;
Und jubelnd stürmt es, wie auf ein Gebot,
Dem Alten Fluch, dem jungen Ritter Segen!

Und klirrend löst die Fessel sich vom Arm;
Doch stumm und ernst, im Blick nicht Lust nicht Harm,
Bleibt er, du siehst ihn keine Wimper regen.

Stumm steht er da, ein ritterlich Phantom,
Und um ihn wehn des Moders feuchte Düfte;
Entsetzt verstummt der Lärm im weiten Dom,
Nur Echo schleicht noch flüsternd durch die Klüfte;
Er schreitet fort, bis sich die Dämm'rung bricht,
Ein scheues Zucken grüßt das junge Licht,
Ein langer Atemzug die freien Lüfte.

Doch weiter scheint das langentbehrte Glück,
Der Freiheit süßes Gut, ihn nicht zu rühren;
Im schweren Antlitz, im gesenkten Blick
Vermagst du keine Regung auszuspüren.
„Wo ist er?“ tönt ein tiefes mattes Wort,
Und langsam zieht sichs durch die Säle fort
Bis zu des Schlafgemachs bekannten Thüren.

Noch ruht im hohen Bette schauerlich
Die Riesenleiche des entseelten Alten;
Die dunkle Majestät der Bildung wich
Des Todes ruhig lösenden Gewalten;
Ein stiller Mönch kniet an des Bettes Rand,
Und kärglich glimmt der Lampe schwacher Brand,
Kaum von der Diener träger Hand erhalten.

Und als zum Toten tritt der bleiche Sohn,
Da scheint der starre Trübsinn sich zu brechen;
Er winkt und spricht mit ungewissem Ton:
„Laßt mich ein Wort mit meinem Vater sprechen!“
Entsetzt drängt sich die Schar zu ihm hinan;
„Ich bin nicht toll,“ spricht er und sieht sie an,
„Ein paar Minuten soll mein Herz nicht brechen.“

Verwirrt entschleicht der Troß, und alles schweigt,
Den Mönch nur hört man leise betend walten;
An Alhards zornlos Antlitz still geneigt,
Scheut Walther nicht den Todeshauch, den kalten;
Oft hebt er die erblaßte Hand empor,
Dann sanft sich beugend an des Toten Ohr,
Scheint er ein heimlich Zwiegespräch zu halten.

Nun richtet er sich auf und rings er schaut
Wie ein vom Traum Gequälter beim Erwachen;
„O!“ ruft er dann mit frohgerührtem Laut,
Im Antlitz Lebenssonnen sich entfachen,
„Seid ihr Verenus, der Mann Gottes, nicht?“
Tief senkt der Mönch das Haupt, bevor er spricht:
„„Ich bin Veren, der Schwächste aller Schwachen.““

„Du Tröster in der Not, so sag mirs treu:
Ward ihm ein Strahl der Gnade noch beschieden?
Nannt' er mich nicht, vergab er, fühlt' er Reu?
O sprecht, entsandt' er seinen Geist in Frieden?“
„„Herr, spricht Verenus, fern ist meine Zell;
Ich fand ihn lebend, denn ich eilte schnell;
Allein er sprach kein Wort, eh' er verschieden.

„„Doch kündete sein Blick, was er empfand,
Und fromm und reuig waren die Gedanken;
In mißverstand'nen Zeichen sprach die Hand:
Drum, lieber Sohn, laßt nicht die Hoffnung wanken!
Ach, mächtig ein gebrochner Seufzer fleht,
Und kräftig ist der Gläubigen Gebet,
Und Gottes Güte sonder Maß und Schranken.““

Der nächste Morgen sieht auf thau'gen Grund
Manch flücht'ge Sohle lichte Spuren drücken,
Die Sonne kann auf tiefgebräuntem Rund
Manch helles Bild mit Wasserperlen sticken;

Kein Kloster ist in ferner Meilen Kreis,
Kein armes Zellchen, wo bedeckt mit Schweiß
Ein Bote nicht ließ reiche Spenden blicken.

Und jedem wird ein kleines Blatt gereicht,
Von Walthers Hand: „So mag das Herz sich beugen,
Wie euer Knie sich vor dem Höchsten beugt;
Wollt euch zu eures Sohnes Flehen neigen,
Schließt auf der Andacht Born im Herzen rein,
So möge Gott der Herr euch gnädig sein
Wie eure Bitten heiß gen Himmel steigen.“

Und als sich hob der lange Leichenzug,
Da sah man Fackeln glühn, doch Herzen frieren;
Gelöst schien allen ein verjährter Fluch;
Wen kann der Tod des Missethäters rühren?
Weint Thränen man, weil floh das Mißgeschick?
Ach ja, denn eines Sohnes frommen Blick
Sah ich der Liebe Zeugen zahllos zieren.

Auf immer ist der dunkle Sarg versenkt
Und schweigend kehrt der Zug zum Schlosse wieder;
Das Aug hinab, das Herz hinauf gelenkt
Hört Walter nicht der Hirten muntre Lieder;
Ein Körblein flechtend bei den Rindern steht
Ein Kind und, wie er achtlos vorwärts geht,
Stößt unbedachtsam er die Kleine nieder.

Das arme Kind, das nur vor Schrecken weint,
Hebt Walther auf mit stillend sanfter Bitte;
Da faßt es ihn, daß er zu sinken meint:
An schmutz'gem Bande um des Halses Mitte
Hängt, nur in schwarzes Ebenholz gefaßt,
Ein köstlich Kleinod, eine teure Last,
Dereinst die Zier der grünberankten Hütte.

„Wie kommt dies Bild zu dir?“ fragt er gepreßt,
Als der Betäubung erste Macht verschwunden.
„„Du, spricht das Kind und hält sein Spielzeug fest,
Du nimm mir's nicht, ich hab es selbst gefunden,
Schon lange, lange vor dem großen Thor;““
Und hält die beiden Hände schützend vor,
Aufs neue reizend unheilbare Wunden.

„Nimm dies und kauf dir andere Spielerei'n!“
Kaum hörbar würdest du die Worte nennen.
Ein Goldstück beut er, doch ein blödes „„Nein!““
Liebkosend sucht er jetzt die Schnur zu trennen:
„Sieh hin, wie blank die Sonne drinnen scheint!“
Die Kleine sieht; er flieht, indes sie weint,
Doch furchtsam nicht sie wagt, ihm nachzurennen.

„Mein größter Schatz, das einz'ge, was mir blieb,
So ganz verworfen, ganz und gar verachtet!
Sind denn nur mir die Züge schön und lieb,
Daß Keiner sie des Wahrens wert geachtet?
O liebste Liebe, o du armes Herz!“
So rief er und ein ungeheurer Schmerz
Hält fast zerstörend sein Gemüt umnachtet.

Der Eintritt eines Knappen schreckt ihn auf,
Ihm folgt ein Mann mit hagrer Wang' und bleichen;
Die Stirne ziehen Furchen hoch hinauf,
Der Seele schmerzhaft eingedrückte Zeichen;
Sein Gang ist fest, die Haltung hoch zu schaun,
Und minder scheint der Locken glänzend Braun
Der Jahre als des Kummers Last zu weichen.

„Herr, spricht er, nimmer soll man ohne Not
Der Eltern Fehl den Kindern offenbaren;
Allein mich treibt des Hungers streng Gebot;
So mögt die grimme Unbill denn erfahren.

Nun hebt er an, wie all sein kleines Hab'
Alhard geraubt, ihn Preis dem Mangel gab
Nun schon seit achtzehn hingeschleppten Jahren.

„Nehmt hin, nehmt hin, was ich vermag und kann,
Ich sühn es gern mit allen meinen Schätzen;
Verkündets laut, o sagt es jedermann,
Daß schweigt des Fluches gräßliches Ergötzen."
Und bald erschallt der Ruf durchs weite Land:
Das Unrecht wägend mit gerechter Hand
Will Alhards Raub der fromme Sohn ersetzen.

Von allen Seiten zieht es nun heran,
Wie Schwärme nach dem Süden ziehn, dem warmen;
Im weiten Burghof stehn sie, Mann an Mann,
Gerechtigkeit schreit alles und Erbarmen;
Hier lärmt ein trotzig Paar, hier kniet ein Greis,
Dort hebt, weil ihre Stimme viel zu leis,
Das Weib den Säugling hoch in ihren Armen.

Die langgehäuften Summen sind verteilt;
Fast froh sieht Walther die Kleinode schwinden;
Doch wer bei gräßen Schilderei'n verweilt,
Läßt ihn der Erde höchste Qual empfinden.
Doch täglich wächst der ungestüme Schwarm;
An grausen Mähren reich, an Golde arm,
Kann keinen Ausweg der Bedrängte finden.

Zum fünften Mal hat er es jetzt vollbracht,
Sein qualvoll Tagewerk für heut beendet;
Verenus Züge leihend, hat die Nacht
Ein freundlich Traumgebilde ihm gesendet;
Er fährt empor beim kalten Sternenlicht:
„Ob mir aus seinem Friedensschatze nicht
Der Gottgeliebte eine Gabe spendet?"

Noch schläft das Morgenrot im grauen See,
Da streift er wandernd durch der Zweige Frische;
Erschreckt vom Lager springt das schlanke Reh,
Die Vögel flattern auf in dem Gebüsche;
Da zeigt sich ihm, umspielt vom Mondenlicht,
Das in der Quelle glattem Stahl sich bricht,
Der Klausnerwohnung kleine Felsennische.

Leis tritt er ein, im tiefern Dunkel kann
Sein Aug noch keinen Gegenstand gewinnen;
Doch spürt er bald, daß fern der Gottesmann;
„Treibt ihn schon jetzt des Tages Last von hinnen?
Führt ihn der Geist, der Ahndung Himmelsblitz?“
Erschöpft sinkt Walther auf gehau'nen Sitz
Und überläßt sich träumerischem Sinnen.

Stumm ist die Nacht, kein Rabe krächzt sie wach,
Noch weckt der Frühduft nicht die fleiß'ge Biene;
Dem Strahl des Mondes wehrt das Felsendach
Und rings der Zweige flatternde Gardine;
Nur seitwärts durch den engen Eingang fällt
Ein schmaler, schräger Streifen und erhellt
Des Kruzifixes hohe Leidensmiene.

Bedachtlos folgt des Jünglings Blick dem Licht
Und unwillkürlich sich die Kniee beugen;
Ihm ist, als ob das heil'ge Antlitz spricht
Zu seiner Liebe Gegenstand und Zeugen;
In ihm gehts auf, in ihm wirds licht und still,
Und aus des Elends dunkler Sündflut will
Die weiße Friedenstaube sich erzeugen.

Da sieht er durch des Eingangs niedres Thor
Verenus nahn, gebeugt von Reiserbunden;
Ihn nicht zu schrecken tritt er langsam vor,
Der Alte stutzt und ist alsbald verschwunden.

Jetzt naht er wieder, frei von seiner Last,
Und ruft, indem ins Aug er Walthern faßt:
„Wie habt ihr doch zu Nacht den Weg gefunden?“

„„Mein Vater, wen der Höchste führen will,
Der mag sich wohl durch Labyrinthe finden.
Laßt mich euch sagen““ — „Still, mein Sohn, noch still,
Laßt mich zuvor ein Feuerlein entzünden.“
Die Flamme flackert, knisternd steigt der Rauch,
Und zitternd sucht dem heißen Todeshauch
Das junge Blatt umsonst sich zu entwinden.

„Mein Vater, hebt aufs neu der Jüngling an,
Viel und Gewicht'ges hab ich euch zu sagen.“
Nun meldet er, wie ihm der Mut zerrann,
Und wie er kam, ihm seine Not zu klagen.
„Und als ich harrte, sprach er, so allein,
Da hat des Kruzifixes milder Schein
Mir einen Ölzweig in die Brust getragen.

„Mein Lieben ist versenkt, die Welt ist leer,
Ich habe keinen Wunsch als den nach oben,
Bald binden mich Gelübde, mir nicht schwer;
In stiller Klause schweigt des Busens Toben;
O lieber Vater, steht mir armen bei,
Helft stillen diese Thränen, dies Geschrei,
O wär ich dem Gewühle schon enthoben!“

„„Mein teures Kind, versetzt Verenus d'rauf,
Wohl wunderbare Wege geht die Gnade;
Doch blühend thut sich euch die Zukunft auf,
Drum wählt nicht also hart' und rauhe Pfade;
Schlagt nicht in Fesseln dieses heiße Herz,
Sonst wohl beweint ihr einst mit herbem Schmerz
Der Welt zu lieblich lockende Gestade.““

Allein vergebens muß an Walthers Sinn
Das wohlbedachte Wort vorüber gleiten.
„Was ich geliebt,“ spricht er, „ist all dahin
Und mag mich nun als Engel schützend leiten.
Mein Vater, eure Rede dünkt mich Spott!“
„„Nun wohl, versetzt der Greis, und gebe Gott,
Ihr möget eure Stimmung nicht mißdeuten.““

„Noch eins, spricht Walther mit gesenktem Ton,
Wißt ihr, wohin Cäcilia entschwunden?“
„„Ist euch ihr Schicksal unbekannt, mein Sohn?
Gar bald hat sie des Rächers Arm gefunden;
Gefoltert floh sie, da die That vollbracht,
Und leblos lag sie, als der Tag erwacht,
Die Brust durchbohrt mit mörderischen Wunden.

„„War's Kunzens List, geschah's durch Räuberschar?
Vor Gottes Richterspruch ist sie gefallen —““
„Daß dieses Weib mein böses Schicksal war,
Seufzt Walther, sagte mir mein schaurig Wallen;
Auch wars, als hörte in dem Augenblick,
Der schonungslos zertrat mein Erdenglück,
Ich ihre grausenvolle Lache schallen.

Für sie soll von der Buße Thränennaß
Mein fleh'nder Blick sich zu den Wolken heben,
Zerstäubt in meinem Busen ist der Haß,
Erbarmen wünsch ich ihr in jenem Leben;
Allein, mein Vater, laßt zur Burg uns ziehn;
Schon seh ich durch der Bäume winkend Grün
Der Morgenröte erste Funken schweben.“

Bald kann von allem, was ihm einst gehört,
Nichts als sein Schwert der Ritter eigen nennen.
Von langer Klagerede unbethört
Weiß klug Veren von Wahrheit Trug zu trennen;

Doch bleibt nur des Bewußtseins reiner Zoll:
Selbst Burnecks alte stolze Veste soll
Jetzt einen andern fremden Herrn erkennen.

Indes der Greis sich emsig teilend müht,
Streift Walther in des Forsts verborgnen Schlüften:
Ob nicht ein heimlich schweigend Plätzlein blüht,
Geschickt sein einsam Zellchen dort zu stiften;
Ein kleiner Quell führt ihn zum Born zurück
Und eine Grotte liegt vor seinem Blick,
Vom Hagedorn geschmückt mit Blüt' und Düften.

Der nächste Morgen grüßt das frische Land,
Schon klingt der Meißel in den fleiß'gen Händen;
Die Mittagssonne sendet dürren Brand,
Doch kann sie nicht den regen Eifer wenden;
Es formt sich der Altar, der Eingang steigt,
Und als der achte Tag sich heimwärts neigt,
Sieht den geheimnisvollen Bau er enden.

Zum letztenmal im Ritterschmucke steht
Der teure Herr, und um ihn her die Seinen;
Der Panzer fällt und durch die Kirche geht
Ein leises Schluchzen, ein verhaltnes Weinen.
Du willst ihn täuschen, der dein Inn'res sah?
Wohl ist die Kutte deinem Busen nah,
Doch näher noch das Bild der einzig Einen! —

Er nimmt den Dämon in die Wüste mit,
Ihn ewig flechten der Versuchung Schlingen.
Das todesmatte Aug, der schwache Schritt
Bezeugen sein unglaublich hartes Ringen,
Und oft, wenn er die Rüstung angeblickt,
Die zum Gedächtnis seine Zelle schmückt,
So hört er es wie Zauberlieder klingen!

'ſ iſt nicht die Welt, die ihn herüberzieht,
Doch ſinds auch nicht der Andacht reine Wellen:
Es iſt ein furchtbar Etwas, das ſich müht,
Sich zwiſchen ihn und ſeinen Gott zu ſtellen.
Vergebens ſchlingt um ihn ein Jahr den Lauf,
Manch heitrer Tag ſteigt vor den Blicken auf,
Doch keiner kann der Seele Dunkel hellen.

---

82. Aus: Der Hausgeiſt des Roßtäuſchers.

(Vgl. S. 160.)

I.

So hat er ſich umſonſt gequält, umſonſt verkauft die werte Stätte,
Wo ſeiner Kindheit Linde ſteht und ſeiner Eltern Sterbebette;
Umſonſt hat er ſo manchen Tag den froſtbeklemmten Hauch geſogen,
In ſeiner ſtarren Hand den Zaum, umkniſtert von des Schnees Wogen,
Beim Morgenrot, beim Abendrot,
Nur um ein Stückchen ehrlich Brot!

Der Täuſcher kniet am Pflaſtergrund, er ſtreicht des Roſſes heiße Flanken,
Von des Gebälkes Sparren läßt die Leuchte irre Schatten wanken;
Bei Gott, es lebt! — im Aug' ein Blitz! — es ſchaudert, zittert, hüben, drüben,
Dann ſtreckt es ſich, die Nüſtern ſtehn, vom wilden Schreie aufgetrieben,
Und aus den Gliedern wirbelt Dampf,
Der Lebenswärme letzter Kampf.

Der Täuscher kniet und streichelt fort, nicht trauen will
er seinem Auge,
Und schwellend in die Wimper steigt der Mannesthräne
bittre Lauge,
Sacht langt die Decke er herbei und schlägt sie um des
Tieres Weichen,
Dann läßt er der Laterne Schein ob den gespannten Sehnen
streichen;
Es ist vorbei, kein Odemhauch,
Und schon verschwimmt der Flanken Rauch.

Vom Boden hebt er sich, er steht, der schwergebeugte
Mann der Sorgen,
Und langsam hat er seine Stirn, hat sie in hohler Hand
geborgen;
Was heute war? was morgen wird? wie könnt' er dessen
sich entsinnen!
Und der Verzweiflung Schlange fühlt er kalt zum Herzen
niederrinnen.
Was war? was ist? — er fährt empor,
Ein Klirren, dicht an seinem Ohr!

Und an dem nächsten Ständer lehnt, des toten Rappen
Zaum und Zügel
Gelassen wägend in der Hand, ein Mann mit Hafermaß
und Striegel,
So stämmig, wie durch Frost und Staub der Kärrner
treibt die derben Glieder,
In seinen breiten Nacken hängt der breite Schlapphut
tröpfelnd nieder,
Und ruhig auf den Täuscher itzt
Sein graubewimpert Auge blitzt.

„Herr!“ hebt er an: „Ihr dauert mich, ein feines
Thier ist Euch gefallen,

Doch weiß ich eins, ihm gleich wie sich am Paternoster zwei Korallen;
Ich nenne Euch den Ort, das Haus, Ihr habt es um zwei hundert Gulden,
Dann wüßt' ich einen Herrn, der drum sein halbes Erbe würde schulden."
Der Täuscher horcht und stammelt dann:
„Ich bin ein ganz verarmter Mann!" —

„Wie, Eure prächt'ge Kuppel hin? wie, die ich in den Ostertagen
So frisch das Pflaster stampfen sah? fürwahr! da seid Ihr zu beklagen!
O, Euer Brauner mit dem Stern, der zierlich vor den Damen kniete!
O, Euer Weißgeborner, dem's wie Funken aus den Nüstern sprühte!"
Der Täuscher hat sich abgewandt,
Er zupft am Zaume, ballt die Hand.

Und sinnend steht der Schlapphut, mißt mit steifem Blick der Kiste Bohlen,
„Herr! flüstert er, schließt Eure Faust um blank gerändete Pistolen!
Die Stunde zehrt, es schwillt der Mond, bald ist des Jahres Schluß gekommen,
Habt Ihr auf Euren Zügen denn von der Gesellschaft nichts vernommen?"
Der Täuscher blickt verwirrt umher,
Und: „die Gesellschaft?" murmelt er.

„Wie, die so manchen braven Mann aus seinen Nöten hat gezogen
Und keinen Heller Zinsen nimmt, zwei Worte nur auf weißem Bogen, .

Die Euch, und lebt Ihr hundert Jahr, mit keiner Mahnung wird beschämen,
Die kennt Ihr nicht? die kennt Ihr nicht? fürwahr, das muß mich Wunder nehmen!"
Der Täuscher horcht, er spricht kein Wort,
Und flüsternd fährt der andere fort:

„Hört an, wenn in Sylvesternacht das Mondlicht steigt in volle Bahnen,
Kein Dach, kein Baum es schatten mag, wenn silbern stehn der Türme Fahnen,
Zum Schleusenthor geht dann hinaus, den Strom zur Rechten, links die Föhren,
Wer Euch begegnet — achtets nicht; wer Euch begrüßt — laßt Euch nicht stören,
Und hinterm Friedhof liegt ein Haus,
Ein wenig öde sieht es aus.

„Verstorbnen Wuchrers Erb', um das sich sieben Lumpe hitzig streiten,
Und drinnen flimmt ein schwaches Licht, Ihr seht es freilich nicht von weiten,
Alljährlich nur in dieser Nacht, sonst stehen Thür und Thor verrammelt,
In einem Hinterbaue brennts, wo die Gesellschaft sich versammelt;
Ihr trefft sie, bis der Hahn gekräht —"
Der Täuscher wendet sich und geht.

Wie trunken schwankt er durch den Hof, schwankt in die buntgefüllte Halle;
Der Kannen Klappern, das Geschrei — ihm ist, als ob die Decke falle;

Und seufzend löst vom Gürtel er die Lederkatze, und beklommen
Läßt er den ärmlichen Gehalt so Stück vor Stück zu Tage kommen;
Dann springt er auf, sein Sporenklang
Klirrt trotzig das Gehöft entlang.

Doch was er rufen, pfeifen mag, leer ist der Stall, nur aus den Raufen
Hängt wirres Heu wie sträubend Haar, und drunten dampfen Strohes Haufen,
Nur der Laterne feuchter Docht wirft Flämmchen auf mit leichtem Knallen
Und läßt ein seltsam zuckend Licht um den gestreckten Rappen fallen,
Und in der Fensterscheibe steht
Des Mondes bleiche Majestät.

II.

Das nenn' ich eine Winternacht! das eine Jahresleiche! Gnade
Der Himmel jedem, den die Not treibt über diese blanken Pfade!
Sie glitzern auf, der Schlange gleich im weißen Pyramidensande,
Und drüben hängt, ein Totenlicht, der Mond an unsichtbarem Bande,
Mit Fünkchen ist die Luft gefüllt,
Die Sterbeseufzer zieht und quillt.

Nie hat, seit Menschendenken, sich Sylvesternacht so scharf ergossen,
Der Tag hat Flocken ausgestreut, der Abend sie mit Glas umschlossen;

In den Gehöften Taub' und Huhn auf ihrer Stange
ächzend ducken,
Der Hund in seinem Schober heult und fühlt den Wurm
im Hirne zucken;
Zwei Spannen hat in dieser Nacht
Das Eis dem Strome zugebracht.

Verklommen steht am Thor die Wach' und haucht in
die erstarrten Hände,
„Wer da!“ — „Ein Freund!“ — und hastig stampft es längs
der Brücke Steingeländе;
Betroffen sieht ihn der Rekrut wie einen Mast am Strome
schwanken:
„Der ist betrunken oder irr!“ er steht ein Weilchen in
Gedanken,
Bekreuzt sich, zieht die Uhr heraus
Und lehnt sich an sein Schilderhaus.

Ins offne Land der Täuscher tritt, er atmet auf und
schaut nach oben;
Kein Wölkchen hängt am Riesenbau der dunklen Sapphir-
kuppel droben,
Er wendet sich und sieht die Stadt wie eine Nebelmasse
liegen
Und drüber, auf Sankt Thomas Turm, das Wetterkreuz
sich schimmernd wiegen;
Den Mantel zieht er ans Gesicht
Und schreitet fort im Mondenlicht.

Was liegt dort überm Weg? — ein Mensch, ein Mann
in dünnem Zwillichrocke —
Der Täuscher zuckt, doch zaudert nicht; wohl sieht des
Greisen dünne Locke,
Die Glatze leuchtend aus dem Schnee, er sieht sie im Vor-
überschreiten,
Und wie mit tausend Stricken zieht es nieder, nieder ihn
zur Seiten;

Ans Herz hat er die Faust geballt,
Und weiter, weiter sonder Halt!

Die Scholle unterm Fuße kracht und scheint ihn wimmernd anzuklagen,
Die Luft mit ihrem leisern Hauch ihm Sterberöcheln zuzutragen,
In dem verglasten Föhrenwald ein irres Leben surrt und klingelt,
Und seiner eignen Kehle Hauch mit Funkenstaube ihn umzingelt;
Voran, voran, der Würfel liegt,
Verloren, oder keck gesiegt!

Da wie ein Glöckchen tönts von fern, und dann ein Lichtchen kömmt geschwommen
Den blanken Schlangenpfad entlang, ist an des Hügels Bug geklommen,
Das Glöckchen schwirrt, das Flämmchen schwankt, Gestalten dunkel sich bewegen,
Ein Priester mit dem Sakrament zieht dem verstörten Mann entgegen,
Und wie's an ihm vorüber schwebt,
Der Mönch die Hostie segnend hebt.

Der Täuscher schaudert, und ihn reißts wie Bleigewichte an den Knieen,
Doch weiter, weiter! — und vorbei läßt er den Gnadenengel ziehen;
Noch einmal schaudert er — ein Knall — des Stromes Flächen spaltend zittern,
Ein Windstoß durch der Föhren Haar, und die krystallnen Stäbchen klittern —
Da tritt zum Friedhof er hinaus,
Und vor ihm liegt das öde Haus.

Er starrt es an — ein düstrer Bau! mit Zackengiebel, Eisenstangen,
Vom offnen Thore Nägelreihn wie rostige Gebisse hangen;
Der Täuscher zaudert, dann umschleicht behutsam wie ein Fuchs im Winde
Die Mauern er; — ists nicht, als ob ein Licht im Innern sich entzünde?
Er schüttelt sich, er tritt hinein
Und steht im finstern Gang allein;

Tappt am Gemäuer, wendet sich: dort flimmt es durch der Thüre Spalten;
Sacht beugt er zu der Ritze, lauscht, den schweren Odem angehalten;
Kein Ton, kein Räuspern, nur ein Laut wie scharfgeführter Feder Schriller,
Und ein Geriesel, wie wenn Sand auf Estrich stäubt durch schmale Rillen;
Sacht greift er an die Klinke, sacht
Hat er gepocht und aufgemacht.

III.

Wie friedlich in der Erde Schoß die still geringen Leutchen schlafen!
Endlich ein Pfühl nach hartem Stroh, nach saurer Fahrt endlich ein Hafen!
Dem Flockenwulste, sichtbar kaum, entheben sich die niedern Hügel,
Doch Gottes Engel kennt sie wohl, und schirmend breitet er die Flügel
Den Kreuzlein zu, die Pflock an Pflock
Sich reihen um den Marmorblock.

Am Sockel kreucht der Drachenwurm und scheint zum Grund hinabzukrallen,
Zum toten Wucherer unterm Stein, von eigner Frevelhand gefallen,

Wohl hat ihm Gold ein ehrlich Grab geworben an der Friedhofsmauer,
Doch drüber zuckt sein Flammenschwert Sankt Michael in Zorn und Trauer.
So silbergrau, ein Nachtgesicht,
Steht das versteinerte Gericht.

Vom öden Hause, seinem einst, wo blut'ge Thränen sind geflossen,
Hat sich ein seltsam dämmernd Licht bis an den Marmelstein ergossen,
Es ist, als ob das Monument bei der Berührung zitternd schwanke,
Im Schnee wühlend eine Hand dem Schuldner sich entgegen ranke;
Er kommt, er naht, die Pforte dröhnt,
Er hat sich an den Stein gelehnt:

Bleich wie der Marmor über ihm, und finster wie das Kreuz zur Seiten!
Von Stirn und Wimper, Zähren gleich, geschmolznen Reifes Tropfen gleiten;
Was er in dieser schweren Nacht gelitten oder auch gesündet,
Er hat es keinem je geklagt und keinem reuig es verkündet;
Ins Dunkel starrt er, wie man wohl
So starrt gedankenlos und hohl.

Ihm ist, als fühl' er noch die Hand, die seinen Federzug geleitet,
Als fühle er den Nadelstich, der seines Blutes Quell bereitet,
Und leise zitternd tastet er zum Gurte — hörst du nicht ein Knirren,
Viel schrillender als Uhrgetick, viel zarter als der Spange Klirren? —

O, seine Heimat, still umlaubt!
O, seines Vaters graues Haupt!

Bewußtlos an des Engels Knie drückt er die Stirn, klemmt er die Hände,
Der toten Gäule Klingeln hört er schleichen durch die Fichtenwände;
Genüber ihm am Horizont, da schleifen schwarze Wolkenspalten,
Wie lässig eine träge Hand zum Sarge schleift des Bahrtuchs Falten;
Er streicht das Auge, reckt sich auf
Und schaut zum Ätherdom hinauf.

Noch hängt die Mondesampel klar am goldgestickten Kuppelringe,
Noch leuchten von Sankt Thomas Turm das Kreuz wie eine Doppelklinge,
Noch ist die Stunde nicht, wo sich der Hahn auf seiner Stange schüttelt,
O eilig, eilig, eh die Uhr das letzte Sandkorn hat gerüttelt!
Er wendet sich, da — horch, ein Klang,
Und wieder einer, schwer und bang!

Und mit dem zwölften Schlage hat der Wolkenmantel sich gebreitet,
Der immer höher, riesig hoch, sich um die Himmelskuppel weitet,
Und, horch! — ein langgedehnter Schrei, des Hahnes mitternächt'ge Klage;
Im selbigen Moment erbebt und lischt der Schein am Sarkophage,
Und Engel, Drache, Flammenschwert
Sind in die wüste Nacht gekehrt.

IV.

Ho! Gläserklang und Jubelsang und „Hurrah hoch!“ fährts durch die Scheiben,
Getroffen schwankt der goldne Leu, die Buben aus einander stäuben
Und drängen sich und balgen sich, das fliegende Konfekt zu fangen;
Ein Glas, 'ne Frucht, 'ne Börse gar, die blieb am Speer des Schildes hangen,
Und schreiend nach der Stange sticht
Das kleine gierige Gezücht.

Da klirrt aus des Balkones Thür ein Mann mit Gert' und Eisensporen,
Ihm nach ein andrer, Flasch im Arm, in Rausches-Seligkeit verloren,
„Gesindel!“ — ruft der eine — „halt! ich will euch lehren Börsen stechen!“ —
„Frisch, Jungens, frisch!“ der andre drauf: „die Birn ist mein, wer kann sie brechen?
Ihn schlag ich heut, ich, Hans von Spaa,
Zum Ritter von Lumpatia.“ —

„Besinnt Euch,“ spricht der erste. — „Was, besinnen? hab' ich mich besonnen,
Als Euer Falber wie'n gestochner Stier zusammenbrach am Bronnen?
Besann ich mich zu zahlen, Herr? o Euer Vieh! dreihundert Kronen!“
Die Stimme bricht in trunknem Weh, er schluchzt: „Mag Euch der Teufel lohnen!“
Und schraubt den Pfropfenzieher ein;
Der Täuscher murmelt finster drein

Und wendet sich. „He, holla, halt!“ schreits hinter ihm,
„nicht von der Stelle!
Hoch Euer Galgenmännlein, hoch der kleine rauchige Geselle!
Und wieder hoch! und dreimal hoch! — Alräunchen, Hütchen
meinetwegen,
Mags ferner goldne Eier Euch und andern tote Bälge legen!“
Der Täuscher lächelt, aschenfahl,
Und schlendert pfeifend in den Saal.

Noch zwei Minuten, und du siehst den Gassenpöbel vor
ihm weichen,
Ihn scheu wie ein umstelltes Wild entlang die Häuserreihen
streichen:
So schleicht kein Trinker schweren Hirns und freudesatt sich
vom Gelage,
So grüßt kein freies Herz, nicht steht auf offner Stirn so
trübe Frage;
Man meint, das Thor gewinne jetzt
Ein Schelm, von Gläubigern gehetzt.

Erst als die Fichte ihn umstarrt, an seiner Sohle Nadeln
rauschen,
Hat er den Schritt gehemmt und steht, in sich gebeugt, zu
lauschen — lauschen —
So lauscht kein Liebender dem Klang der Glocke, die zur
Minne ladet,
Kein Kranker so des Priesters Schritt, der mit dem Heil-
tum ihn begnadet:
Ein Delinquent so lauschen mag
Der letzten Stunde Pendelschlag.

Am Sonnenbrande schlummernd liegt der Wald in des
Aroma Wellen,
Und Harz entquillt den Nadeln wie aus Schläfers Wim-
pern Thränen quellen,

Die sonnentrunkne Klippe nickt, die Vögel träumen von
Gesange,
In sich gerollt das Eichhorn liegt, umflattert von dem
Franzenhange,
An jeder Nadel weißer Rauch
Verdunstet Terpentines Hauch.

Durch das Gezweig ein Sonnenstrahl bohrt in des
Horchers Scheitellocke,
Die aus dem dunklen Wulste glimmt wie Seegewürmes
Feuerflocke;
Er steht und lauscht, er lauscht und steht — vernimmst du
nicht ein feines Schrillen,
Ein Rieseln, wie wenn Sandgekörn auf Estrich stäubt durch
schmale Rillen?
So scharf es geht, so bohrend ein,
Wie Sensenwetzen am Gestein.

Der Täuscher richtet sich, er seufzt, dann drängend nach
des Forstes Mitte,
An eklem Pilze klirrt der Sporn, und Blasen schwellen
unterm Tritte,
Hier wuchern Kress' und Binsenwust, Gewürme klebt an
jedem Halme,
Insektenwirbel wimmelt auf und nieder in des Mooses Qualme,
Und zischend, mit geschwelltem Kamm,
Die Eidechs sucht den hohlen Stamm.

Der Wandrer bricht die Rank', er reißt und wütet in
den Brombeerhecken,
Da seitwärts durch Geröhres Speer erglänzt des Kolkes
Dintenbecken,
Ein wüster Kübel, wie getränkt mit schweflichen Asphaltes Jauche,
Langbeinig füßelnd Larvenvolk regt sich in Fadenschlamm
und Lauche,

Und faule Spiegel, blau und grün,
Wie Regenbogen drüber ziehn.

In Mitten starrt ein dunkler Fleck, vom Riesenauge die Pupille,
Dort steigt die Wasserlilj' empor, dem Fußtritt lauschend durch die Stille;
Wen sie verlockt mit ihrem Schein, der hat sein letztes Lied gesungen;
Drei Tage suchte man das Kind umsonst in Kraut und Wasserbungen,
Wo Egel sich und Kanker jetzt
An seinen bleichen Gliedchen letzt.

Der Täuscher steht, den Arm verschränkt, und stuurt verdüstert in die Lache,
Sein Haar voll Laub und Kletten bauscht sich finster an der Krempe Dache,
Gleich einem Senkblei scheint der Blick des Kolkes tiefsten Grund zu messen,
Zur Seite schaut er, rückwärts dann, kein Strauch, kein Hälmchen wird vergessen,
Greift dann behend zum Gürtelband
Und hält ein Fläschlein in der Hand.

Kaum hat das Ohr sich überzeugt, im Glase klingle das Gerispel,
Ein Wimmeln kaum das Aug erhascht, wie spinnefüßelndes Gewispel,
Da, hui! pfeifts im Schwung und, hui! fährts an der Lilie Krone nieder,
Das Wasser zischt, es brodelt auf, es reckt die modergrünen Glieder,
Und rückwärts, rückwärts sonder Halt
Raschelt der Täuscher durch den Wald.

Erst im Verhaue, wo die Luft spielt mit der Beere Würzarome
Und auf den goldnen Schwingen trägt das Festgeläut vom nahen Dome,
Dort sinkt er schluchzend auf die Knie, so fest, so fest die Händ' gefaltet,
O selten hat ein Seufzer so des Herzens tiefsten Grund gespaltet!
Was dieser Seufzer trägt, es muß
Sich nahen wie ein glüher Kuß.

Und Zähren Perl' an Perle sich entlang die braunen Wangen schmiegen,
So mochte der verlorne Sohn zu seines Vaters Füßen liegen;
Da plötzlich zuckt der Beter — greift zum Gurte — tastet dann aufs neue —
Mit dumpfem Laute, klirrend fährt vom Grund er wie ein wunder Leue,
Und in den Fingern angstgekrampft
Die triefende Phiole dampft!!

V.

Tief tiefe Nacht, am Schreine nur der Maus geheimes Nagen rüttelt,
Der Horizont ein rinnend Sieb, aus dem sich Kohlenstaub entschüttelt;
Die Träume ziehen, schwer wie Blei und leicht wie Dunst, um Flaum und Streue,
Im Gold der hagere Poet, der dürre Klepper wühlt im Heue,
Vom Kranze träumt die Braut, vom Helm
Der Krieger und vom Strick der Schelm.

In jener Kammer, wo sich matt der Fenster tiefes Grau
schattieret,
Hörst du ein Rieseln, wie die Luft der Steppe zarten
Staub entführet?
Und ein Gesäusel, wie im Glas gefangner Bremse Flügel
wispelt?
Vielleicht 'ne Sanduhr, die verrinnt? ein Mäuschen, das
im Kalke rispelt?
So scharf es geht, so bohrend ein,
Wie Sensenwetzen am Gestein.

Und dort am Hange — Phosphorlicht, wie's kranken
Gliedern sich entwickelt:
Ein grünlich Leuchten, daß wie Flaum mit hundert Fäden
wirrt und prickelt,
Gestaltlos, nur ein glüher Punkt in Mitten, wo die Fasern
quellen,
Mit klingendem Gesäusel sich an der Phiole Wände schnellen,
Und drüber, wo der Schein zerfleußt,
Ein dunkler Augenspiegel gleißt.

Und immer krimmelts, wimmelts fort, die grüne Wand
des Glases streifend,
Ein glüher gieriger Polyp, vergebens nach der Beute
greifend;
Und immer starrt das Auge her, als ob kein Augenlied
es schatte,
Ein dunkles Haar, ein Nacken hebt sich langsam an des
Tisches Platte,
Dann plötzlich schließt sich eine Hand,
Und im Moment der Schein verschwand.

Es tappt die Diel' entlang, es stampft wie Männertritt
auf weichen Sohlen,
Behutsam tastend an der Wand will jemand Rates sich erholen,

Dann leise klinkt der Thüre Schloß, die losgezogenen Riegel pfeifen,
Durch das Gemach, verzitternd, scheu, gießt sich ein matter Dämmerstreifen,
Und in dem Rahmen, duftumweht,
Im Nachtgewand der Täuscher steht.

Wie ist die stämmige Gestalt zum sehnenharten Knorren worden!
Wie manches, manches graue Haar schattiert sich an der Schläfe Borden!
O, diese Falten um den Mund, wo leise Kummerzüge lauern —
So mocht' an Babels Strömen einst der grollende Prophete trauern,
So der Verfehmte sonder Rast,
Wie ihn Salvator [1]) aufgefaßt.

Genüber, feingeschnitzelt, lehnt die Gnadenmutter mit dem Kinde,
Das fein vergoldet Händchen streckt wie segnend aus der Mauerspinde,
Und drunter, in Krystall gehegt, von funkelndem Gestein umbunden,
Ein überköstlich Heiligtum, ein Nagel aus des Heilands Wunden;
Zu seiner Ehre, Nacht für Nacht,
Das Lämpchen am Gestelle wacht.

Nie hat, in aller Schuld und Not, der Täuscher einen Tag beschlossen,
Daß nicht an dieser Schwelle ihm ein glüher Seufzer wär' entflossen,

---

[1]) Salvator Rosa.

Selbst auf der Fahrt, auf nächt'gem Ritt, dämmert' sein
Auge in die Weite,
Von des Polacken Rücken hat er mühsam sich gebeugt zur Seite
Und sein beladnes Haupt geneigt,
Woher das Kind die Händlein reicht.

Ein scheuer Bettler Tag für Tag, so steht er an des
Himmels Pforte,
Er schlägt kein Kreuz, er beugt kein Knie, nicht kennt sein
Odem Gnadenworte,
Schlaftrunknes Murmeln nur — und gleich fühlt ers durch
die Phiole ranken,
Die seinem Leibe angetraut wie nagend Krebsgeschwür dem
Kranken;
Und von dem kargen Lebensherd
Ein Jahresscheit ist weggezehrt.

Auch jetzt, in dieser Stunde, steht er lautlos, mit ge-
streckten Knieen,
Nur leises Ächzen, und voran! — schau, schau, wie seine
Muskeln ziehen!
Voran! — das Heiltum — der Krystall — er lehnt sich an
die Wand, ihm schwindelt,
Ein angstvoll Zupfen — ein Gestöhn — er hat den Nagel
losgewindelt
Und stößt ihn dicht am Heil'genschrein
In der Phiole Siegel ein.

Hui! knallt der Pfropfen, hui, so fährt das Glas in Mil-
lionen Splitter!
Gewinsel hier, Gewinsel dort und spinnefüßelndes Geflitter;
Es hackt und prickelt nach dem Mann, der unterm Gnaden-
bilde wimmert,
Bis Faser sich an Faser lischt, des Centrums letzter Hauch
verschimmert,

Und an der Gotteslampe steigt
Das Haupt des Täuschers, schneegebleicht!

VI.

Weh, Glockensturm! Trompetenstoß! und Spritzen rasseln durch die Gassen,
Der aufgeschreckte Pöbel drängt und kräuselt sich in wüsten Massen,
Hoch schlägt die Brunst am Giebel auf, Gewieher kreischt aus Stall und Scheunen,
Der Eimer fliegt hinab, hinauf, umhergestoßne Kinder weinen,
Und zögernd steigt das Morgenrot,
Dem dopple Glut entgegen loht.

Es war beim ersten Hahnenschrei, als alle Bürger aufgeschüttert
Mit Schloßenpfeifen Knall auf Knall: so gräulich hat es nie gewittert!
Grad ob des reichen Böhmen Dach, des Täuschers, ballte sich das Wetter,
Wie Blitz an Blitze niederzuckt, mit ohrbetäubendem Geschmetter,
Nun überall an Scheun' und Haus
Prasselt der Flammenhag hinaus.

Im Hof die Knechte hin und her mit Axt und Beilen fluchend rennen,
Wer schob die innern Riegel vor? die Thüren weichen nicht und brennen.
„Der Herr! der Herr!" ruft's hier und dort: „Wo ist der Herr!" Daß Gott ihm gnade,
An seinem Kammerfenster leckt die Loh' aus der geschloßnen Lade!
Und eben krachte ins Portal
Die Stiege zu dem obern Saal!

Entsetzt Gemurmel läuft umher und schwillt in des Gedränges Wogen,
Dann alles totenstill, sie stehn, die Brauen finster eingezogen;
So um den Scheiterhaufen einst gruppierten sich des Südens Söhne:
„Da brennt der Schächer, dessen Vieh das Land verlockt mit fremder Schöne
Und, kaum verkauft, am dritten Tag,
Ein totes Aas, im Stalle lag!

„Der Gaukler brennt, aus dessen Gurt ein wunderlich Geklingel surrte,
Daß man in rabenschwarzer Nacht ihn kennen mocht' an seinem Gurte,
Der keine Kirche je betrat, vor keinem Gnadenbild sich neigte;
Wenn ihm begegnet Christi Leib, von Schwindel stammelt' und erbleichte,
Im gottgesandten Element
Der Täuscher, mit der Kuppel, brennt!" — —

VII.

Am Wiesenhang 'ne Linde steht, so lieblich winkend mit den Zweigen,
Auf jedem Ast ein Vogelnest, um jede Blüt ein Bienenreigen;
Sie scheint den düstern Föhrenwald aus ihren Kelchen anzulächeln,
Des nahen Städtleins Angelus ein säuselnd Ave zuzufächeln,
Und für den nahen Friedhof auch
Hat sie versüßt des Westes Hauch.

Und Blatt an Blatt vom Blütenzweig verstreut sie auf des Greises Stirne,
Der in dem Wurzelmoose lehnt sein Haupt mit siedendem Gehirne;

Zur Seite liegt der Stab, gefüllt mit Bettelbrote liegt der Ranzen,
Und Schemen hier und Schemen dort mit Elfenschritten drüber tanzen,
Wie sie der Brust geheimster Hut
Entschlüpfen in des Fiebers Glut.

Den Anger seiner Kindheit sieht er in den Lindenzweigen spielen,
Die süße Heimat, und das Haupt der Eltern auf den Sterbepfühlen;
Was er verloren und erstrebt, was er gesündigt und getragen,
Wie eine Nacht sein Haar gebleicht, die eignen Knechte ihn geschlagen —
O Nacht, die Ehre, Kräfte, Hab'
Zerbrach und ihm die Seele gab!

Er sieht sein faltiges Gesicht im Wasserspiegel widerscheinen,
Wie er sich selber nicht erkannt, und kindisch dann begann zu weinen;
Ach, all die Thränen, so nachher aus tiefrer Quelle sind geflossen,
Ob sie in Christi Blut vereint? des Himmels Pforten aufgeschlossen?
Wohl Schweres trug er mit Geduld,
Doch willenlos, durch eigne Schuld!

Mit vierzig Jahren siecher Greis, ist er von Land zu Land geschlichen,
Hat seines Namens Fluch gehört und ist zur Seite scheu gewichen,
Aus mancher Hand, die ihm gedient, hat er das Bettelbrot gebrochen,
Und ist, ein todeskranker Mann, an dieses Hügels Bug gekrochen,

An diesen Hügel — ew'ge Macht!
Er schaudert auf — Sylvesternacht!

Der Föhrenwald — das öde Haus — dort stand der Priester, dort am Hagen —
O, in der Sterbestunde hat sein irrer Fuß ihn hergetragen,
Das ist kein Schemen, dieses nicht; dort streckt Sankt Michael die Flügel,
Dort kreucht am Fußgestell der Drach und schlägt die Kralle in den Hügel —
Des Greises Auge dunkelt, wild
Die Agonie zum Haupte quillt.

Das Buch — das Buch — er sieht das Buch — o Gottesmutter, Gnade! Gnade!
Er liebte dich, er liebte dich in Sünd und Schmach — gleich einem Rade
Die Zeichen kreisen — Gott, o Gott! er sieht ein Händchen niederreichen,
Mit leisem goldnen Fingerzug die blutgetränkten Lettern streichen!
Und auf des Täuschers bleichen Mund
Ein Lächeln steigt in dieser Stund...

Um Mittag hat der Mähder ihn am Lindenstamme aufgehoben,
Und in des Karrens Futtergrün dem Leichenhause zugeschoben;
Auf der Gemeinde Kosten ist ein grobes Sterbehemd bereitet,
Ein kurzer träger Glockenschlag hat zu der Grube ihn geleitet —
Wo sich der Engelflügel neigt
Und nicht des Drachen Kralle reicht.

---

83. Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard.

(Vgl. S. 155.)

Eingang.

Savoyen, Land beschneiter Höhn,
Wer hat dein kräftig Bild gesehn,
Wer trat in deiner Wälder Nacht,
Sah auf zu deiner Wipfel Pracht,
Wer stand an deinem Wasserfall,
Wer lauschte deiner Ströme Hall,
Und nannte dich nicht schön? —
Du Land des Volks, dem Reiche weihen
Ruhmvoll den Namen des getreuen,
Bist herrlich, wenn der Frühlingssturm
Die Berggewässer schäumend führt,
Und deiner Fichte schlanker Turm
Sich mit der jungen Nadel ziert;
Bist reizend, wenn die Sommerglut
Erzittert um den Mandelbaum;
Doch in des Herbstes goldner Flut
Du ruhst gleich dunklen Auges Traum!
Dann treibt der Wind kein rasselnd Laub
Durch brauner Haiden Wirbelstaub;
Wie halb bezwungne Seufzer wallen,
Nur leis die zarten Nadeln fallen,
Als wagten sie zu flüstern kaum.

Der Tag bricht an; noch einsam steigt
Das Sonnenrund am Firmament;
Am Strahl, der auf und nieder streicht,
Gemach der Erdbeerbaum entbrennt;
Noch will das Genzian nicht wagen
Die dunkeln Wimpern aufzuschlagen;

Noch schläft die Luft im Nebeldicht —
Welch greller Schein die Stille bricht?
Der Auerhahn begrüßt das Licht;
Er schaukelt, wiegt sich, macht sich breit,
Er putzt sein stattlich Federkleid,
Und langsam streckt ihr stumpf Gesicht
Marmotte aus hohlen Baumes Nacht:
Das Leben, Leben ist erwacht!
Die Geier pfeifen, Birkhahn ruft,
Schneehühner flattern aus der Kluft;
Die Fichten selbst, daß keiner säume,
Erzählen flüsternd sich die Träume...

Ganz leise scheint die Luft zu beten;
Am eingesunknen Leichenstein
Lehnt feiernd sich der Sonnenschein,
Und mit entblößten Häuptern treten
Die Alpen aus dem Duft hervor.
So fromm sie stehn, so ehrfurchtsbehr,
Fürwahr, es wird dem Menschen schwer,
Daß er bewußtlos glauben soll,
Wem so gewaltge Stimme eigen;
Wenn flüsternd bald, bald donnernd steigen
Die Laute zu der Alpen Sohn:
Er kennt ihr Antlitz, ihren Ton.
Nur an der Jungfrau Stirne rein
Gleich aufgelöster Thränen Schein
Ein flockicht Wölkchen webt und flimmt —
Es schmilzt, es gleitet, es verschwimmt,
Und wieder stützt die hohe Frau
Mit ihrer Stirn des Himmels Bau...

— — — — O Waldesruh,
Bist du nicht schön, o Wildnis du,
Wenn still du schaust, in Sonnenduft,
Der Drance muntern Sprüngen zu.

Wie dort im kleinen Wasserfall
Sich Zweig und Gräser plätschernd bücken!
Der fromme Morgen scheint das All
Sehnsüchtig an die Brust zu drücken;
Aus dem Gestrüppe Fingerhut
Bedächtig streckt die roten Glocken,
Der Steinbruch hält sich fest und gut,
Das Geisblatt windet sich erschrocken;
Und dort zur Rechten überm Rain
Zeitlosen mit erneuter Kraft
Verhauchten Lila's Schimmer streun,
Und drüben hebt den Purpurschaft
Die Orchis, wie ein schlanker Knabe
Zur Herde schaut von seinem Stabe . . .

Einsam und traurig wird der Weg;
Nur halbverdorrte Stämme deuten
Mit Spitzen, karg und frostgepreßt,
Des matten Lebens Überrest.
Und drüber nichts als Hänge wüst,
Baumlose Steppe, haidicht Moor;
Kein Vogel, der das Blau begrüßt,
Kein Kraut aus Klippenspalt hervor —
Ein Schweigen, dem erliegt das Ohr!
Des ewgen Winters Region,
Man naht sich ihr, man fühlt sie schon.
Ringsum nur totes Chaos starrt,
Wie eine Welt, die ausgewettert
Den neuen Schöpfungstag erharrt.
Vom Herde fern, welch trostlos Grab!
Kein Thau noch Regen kommt herab;
Nur fürder Schnee, wohin man blickt,
Von schwarzer Trümmer Wust gedrückt,
Und ruckweis durch des Felsen Glieder
Der Wind pfeift seine wilden Lieder;

Auch eine Wolke träumt mitunter
Am kalten Horizont herunter,
Und leichter wird das Blut bewegt,
Da etwas außer ihm sich regt.
Den Fuß beeilt, voran, voran!
Schon ragt das letzte Felsenmal,
Schon langsam öffnet sich das Thal
Und drüben liegt — das Hospital!

Erster Gesang.

Die Sonne hat den Lauf vollbracht,
Schon spannt sie aus ihr Wolkenzelt;
So manche Thrän hat sie bewacht,
So manchem Lächeln sich gesellt;
Um Sel'ge hat ihr Stahl gekräuselt,
Wo süß versteckt die Laube säuselt,
Und hat die Totenbahre auch
Gesegnet mit dem frommen Hauch.
Nun einmal ihres Schleiers Saum
Noch gleitet um der Alpen Schaum,
Und in des Schneegestäubes Flaum.
Das an Sankt Bernhards Klippe hängt,
Der matte Hauch sich flimmernd fängt.

Dort, wo es, aus des Passes Schlunde,
Ums Pain de Sucre macht die Runde,
Berührt ein menschlich Angesicht
Fürwahr zum letztenmal das Licht.
Wie hat der Greis die dürre Hand
So fest um seinen Stab gespannt!
Und wie er so verkümmert steht,
So ganz verlassen um sich späht,
Da ists, als ob, erstaunt zumal,
Noch zögern will der letzte Strahl.

Schon zog der Aar dem Horste zu,
Und nur die Gems vom Tour des Foux
Noch einmal pfeift, und schwindet dann.
Am Riffe lehnt der alte Mann,
Wie an dem Meere, jüngst ergrimmt,
Einsam noch eine Planke schwimmt.

O, du bist immer schön, Natur!
Doch dem, der Herthas Bild gegrüßt,
Die Woge bald die Lippe schließt:
Bist Königin, vernichtend nur!
Der Blitz, der Seesturm, der Vulkan,
Sie stehn als Zeugen oben an.
Und jener Greis am Felsenrand?
Dem Strahl, der widerprallt im Schnee,
Will schützend die besennte Hand
Sich vorbaun, an der Braue Höh.
Zum Montblanc hat er lang gesehn,
Und wendet abendwärts den Fuß,
Da ihm die Augen übergehn,
Daß er vor Kälte weinen muß.
Ihm ist wie taub, ihm ist wie blind,
Er spricht gepreßt, und thuts nicht gern:
„Mein Knabe! Henry! liebes Kind!
Schau mal hervor, sind wir noch fern?"

Dann aus des Mantels Falten dicht
Ein Bübchen windet sein Gesicht;
Die kleinen Züge schwillt der Hauch,
Die roten Händchen birgt es auch
Sogleich, und zieht des Bliesses Saum
Sorgfältig um der Stirne Raum,
Daß nur der Augen rötlich Licht
Durch des Gewandes Spalten bricht.
Nun mit den Wimpern zuckt er schnell;
„Großvater, schau! wie blitzt es hell!"

Der Alte seufzt: „Es blitzt, mein Sohn,
Am Himmel nicht um diese Zeit;
Es ist die Sonne wohl, die schon
Sich um die letzten Zacken reiht.“
Doch wiederum der Knabe spricht:
„Großvater! 's ist die Alpe nicht,
Es springt und zittert in die Höh,
Wie wenn die Sonne tanzt im See
Und spielt in unserm Fensterglas.“
„Wo, Henry? Kind, wo siehst du das?“

Ein Ärmchen aus der Wolke steigt —
Der Alte senkt das Haupt und schweigt.
Nein, nein, das ist kein Hospital!
In tausend Funken sprengt den Strahl,
Gleich nachtentbranntem Meeresdrange,
Nur Roche polie von jenem Hange.

Und zögernd schiebt des Greises Hand
Den kleinen kalten Arm zurück!
Zieht fester um ihn das Gewand.
Er wirft den kummervollen Blick
Noch einmal durch die dünne Luft,
Auf jeden Fels, in jede Kluft;
Dann folgt ein Seufzer, unbewußt,
So schwer wie je aus Mannes Brust,
Und langsam abwärts, mit Gefahr,
Beginnt er Pfade unwirtbar.
Schmal ist der Raum, die Klippe jäh;
Zuweilen bietet das Gestein,
Ein alter grauer Felsenspalt,
Für Augenblicke schwachen Halt.
Die Ferse drückt er in den Schnee
Und stößt des Stabes Stachel ein;
Denn eine Zeit gabs, wo im Gau

Von Saint Pierre kein Schütz sich fand,
Der auf der Jagd am Alphorn blau,
Dem Benoit gegenüber stand.
Kein Aug so scharf, kein Ohr so fein,
So sicher keine Kugel ging,
Von all den Kühnen er allein
So sorglos an der Klippe hing!
Zum letztenmal dem Meister alt
Sich dankbar seine Kunst erzeigt:
Gottlob! nun ist die Schlucht erreicht.
Er blickt empor, durchs graue Haupt,
Fast von der Kälte sinnberaubt,
Noch einmal durch die öde Brust
Zieht sich das Bild vergangner Lust,
An der sein ganzes Herz gehangen,
Und doppelt fühlt er sich gefangen.

In Quarzes Schichten eingezwängt,
Durch die der schmale Pfad sich drängt,
Streckt, überbaut von Felsenwucht,
Sich lang des Pain de Sucre Schlucht.
Kein Laut die tote Luft durchirrt,
Kein Lebenshauch ist zu entdecken;
Und, wenn es unversehens schwirrt,
Das Schneehuhn kann den Wandrer schrecken.
Wo droben schwimmt das Felsendach,
An dem der Wintersturm sich brach
Jahrtausende! — doch die Gedanken
Verlassen ihn — er sieht es wanken —
Er fördert keuchend seinen Schritt —
Und immerfort, in tollen Schranken,
Ziehn rechts und links die Klippen mit;
So daß er harrt — sogleich — sogleich —
Wie, aus der Lüfte Schwindelreich,
Die ungeheure Masse klirrt

Und er sich schon zerschmettert glaubt:
So sehr ihm Furcht die Sinne raubt.

In diese wüste Bahn hat jetzt
Der müde Mann den Fuß gesetzt,
So schnell es gehn will, fort und fort.
Noch immer glühn die Firsten dort,
Und abwärts gleiten sieht den Strahl
Mit Lust er und mit Graun zumal.
Sobald der Abendsonne Schein
Nicht mehr die letzte Zacke badet,
Ins Hospital ein Glöckchen rein
Den Wandrer aus der Steppe ladet,
Und schon am Point de Drone das Licht
Kaum merklich noch den Schatten bricht.
„O Sonne, seufzt der müde Greis,
Bald bist du hin! der Himmel weiß,
Vielleicht hör ich die Glocke nicht!" —
Blickt zweifelnd nach den Felsenwällen,
An denen mag der Klang zerschellen.
Das Kind, das Kind ist seine Not!
Schon fühlt er, wie, vom Froste laß,
Der steife Arm zu gleiten droht,
Und ohne Ende scheint der Paß!
Ein Turm ragt an dem andern her,
Es ist, als würdens immer mehr.
Dem Himmel Dank, die letzte Klippe!
Und als, mit angestrengtem Fleiß,
Sich immer näher treibt der Greis:
Was knistert überm Steingerippe?
Am Rande schiebt sichs, zittert, blinkt,
Langsam ein weißer Klumpen sinkt;
Dann schneller, dann mit jähem Fall,
Entlang die Klüfte tost der Schall,

Und zu des Alten Füßen rollen
Schneetrümmer und gesprengte Schollen.

Und dieser einen Augenblick
Steht regungslos, mit Schwindel ringt —
So scharf vorüber zog der Tod!
Gefaßt er dann zusammenrafft,
Was ihm vom Wollen bleibt und Kraft,
Und vorwärts nun, mit harter Not,
Er in den Trümmerhaufen dringt.
Doch neben, vor und um ihn stemmt
Die Masse sich, zum Wall gedämmt;
Mitunter eine Scholle auch
In schwachem Gleichgewichte steht,
Nur wartend auf den nächsten Hauch,
Und aufwärts ihre Kante dreht:
Wenn das Geschiebe sich belebt,
Ein Sarkophag, der ihn begräbt!
Horch! wie er durch die Zacken irrt,
Zuweilen eine Scheibe klirrt;
Ein feines Schwirren — schwaches Rucken —
Vor seinen Augen Blitze zucken;
Doch immer wieder fügt sichs ein,
Und starr die Mauer steht wie Stein.
So muß er, fast in Todesbanden,
Wie durch ein Labyrinth sich schmiegen! —
Es ist vorüber, ist bestanden,
Und hinter ihm die Trümmer liegen.

Indes des Tages matte Zeichen
Allmählich von den Kuppen bleichen,
Und, nach und nach, am Firmament
Des Mondes Lampe still entbrennt;
Verschwimmend, scheu, ihr zartes Licht
Malt doch der Dinge Formen nicht.

Doch allgemach aus Wolkenschleier
Ersteht die klare Scheibe freier;
Die Felsen scheinen sich zu regen,
Geflimmer zittert übern Schnee,
Und langsam steigend aus der Höh
Die Schatten auf den Grund sich legen.

Gebeugt, mit angestrengtem Schritt,
Aus seiner Schlucht der Wandrer tritt
In eine öde Fläche vor.
Er steht — er lauscht — er trägt das Ohr
Zur Erde bald und bald empor,
Und alle Sinne lauschen mit.
Er wendet sich, ob nichts vom Schalle
Aus einer andern Richtung falle.
Nur hohl und zischend sich die Luft
In des Gesteines Spalten fängt,
Und, mit Geknister, durch den Duft
Zu Nacht gefallner Flocken drängt;
Der Kälte, die den Stamm zerschellt,
Kein Schirm sich hier entgegenstellt.
Ach Gott, wohin! ringsum kein Steg,
Sich überall die Ebne gleicht;
Doch vorwärts, vorwärts, immer reg,
Eh dich im Schlummer Tod beschleicht,
Nur immer in die Nacht hinein!
Da, durch die Steppe fällt ein Schein,
Wie wenn sich Kerzenschimmer brechen
In angehauchten Spiegels Flächen,
Und über dieses Meteor
Ragt eine Masse dunkel vor.
Gegrüßt, o Stern im Mißgeschicke!
Es ist die Drance, es ist die Brücke.

Kaum die bekannten Pfade schaut
Der Greis, ihm ist wie aufgethaut;

Halb kehrt der Jugend Mut zurück:
Er wähnt sich einen Augenblick
Für dies und Schlimmres noch genug.
Die Brücke naht sich wie im Flug.
Schon hat er rüstig sie beschritten,
Schon steht er in der Ebne Mitten,
Schon keucht er um des Stromes Bogen;
Und vor ihm her die glas'gen Wogen
Durchrollt des Mondes Silbertuch —
Vergebens! diese Kraft ist Schein;
Mit jedem Hauche sinkt sie ein,
Mit jedem Schritte weicht das Blut,
Ach keine Wunder wirkt der Mut!
Schon matter wird des Greises Tritt.
Das Licht im Strome fliegt nicht mehr,
Es wandert zögernd vor ihm her;
Aus den gelähmten Fingern glitt
Der Stab und eine weite Strecke
In Sätzen prallend von der Decke,
Dann lagert er an Stromes Rand.
Hin schleppt der müde Mann den Schritt:
Er bückt sich mühsam, welche Qual!
Ergreift ihn, der zum drittenmal
Ihm immer gleitet aus der Hand.
Und schwindelnd, bei dem sauren Beugen,
Fühlt er das Blut zum Haupte steigen,
Sein Aug, von kalten Thränen schwer,
Sieht kaum das Allernächste mehr.
Noch tappt er, wo aus dunklem Schaft
Die glatte Eisenspitze blinkt:
Da weicht des Armes letzte Kraft,
Und auf den Schnee das Knäbchen sinkt;
Es rafft sich auf, ergreift den Stab,
Gehorsam, leichtem Dienst gewöhnt —
„Mein Kind! mein Kind!" der Alte stöhnt,

Und nimmt die kleine Last ihm ab,
„Was willst du noch zuletzt dich plagen!"
Späht mit der Augen trübem Stern
Beklommen durch den nächtgen Schein —
„Du kannst nicht gehn, ich dich nicht tragen,
Und ach! das Hospital ist fern;
So müssen wir das letzte wagen,
Und kehren bei den Toten ein."
Er lenkt die Schritte von dem Strand,
Sein Knäbchen hält er an der Hand.

Das Mondlicht, das mit kaltem Kusse
Liebkoset dem versteinten Flusse,
Gleich links, auf ein Gewölbe klein,
Streut alle seine Schimmer rein,
Die, wie sie Wolkenflor umwebt,
Bald auf dem Dache wie belebt
Sich kräuseln, in den Fenstern drehn
Und bald wie eine Lampe stehn,
Die halb der Grüfte Dunkel bricht.
So leisten sie die fromme Pflicht
Dem, so der Fremde ward zum Raube,
Und bei dem unbeweinten Staube
Entzünden sie das Trauerlicht.
Ja, diese Mauern, wohl erbaut
Mit Christensinn, sie bergen doch,
Wovor des Menschen Seele graut,
Wem Blut rollt in den Adern noch.
Sie alle, die zum Todesschlaf
Sankt Bernhards leiser Odem traf,
Wenn sie nicht Freundes Wort genannt,
Nicht Eidgenossen Blick erkannt,
An diesen Ort sind sie gebannt.
Der Bettler, dem kein Heimatland,

Der Jude, so auf Geld bedacht
Gefahrenvollen Weg betrat,
Der arme wandernde Soldat,
Der Flüchtling vor Gesetzes Macht:
Sie alle liegen hier, wie Tod
Aus dieser Wildnis sie entbot.
Im Pelze der, im Mantel weit,
Und jener im Studentenkleid.
Das tiefe Auge, trüb und offen,
Auf liebe Züge scheint zu hoffen;
So Zeit auf Zeiten, keine Thräne
Rann auf die bleiche Wange noch;
Und hießen treue Kinder doch,
Und sind geliebter Eltern Söhne!

Die Schwelle kennt der Greis genau,
Hier führt ein Steg nach Wallis Gau,
Sein alter Pfad, wenn von der Jagd
Er heimwärts manchen Gang gemacht,
Ans Fenster pflegt er dann zu treten,
Nachdenklich in die Gruft zu sehn,
Und sinnend auch, im Weitergehn,
Ein Vaterunser wohl zu beten.
Doch vor dem Tode auf der Flucht
Erfaßt ihn ungeheures Grauen.
Als tret er in das eigne Grab
Und soll die eigne Leiche schauen;
Kaum wehrt er den Gedanken ab.
„Hinweg! hinweg! so weit der Fuß
Dich trägt" — und unwillkürlich muß
Er wenden. Doch da weint das Kind:
„Großvater! weiter sollen wir?
Wir sind ja hier an einer Thür.
Ich kann nicht mehr." Verschwunden sind
Die Zweifel; mühsam öffnet jetzt

Der Greis das Thor, mit Rost versetzt,
Tritt in die Wölbung, kauert sich
Dann auf den Boden kümmerlich,
Und nimmt an seine Brust den Kleinen.
So eine Weile sitzen sie,
Der Knabe auf des Mannes Knie
In stummen Schauern an ihn biegend,
Der Alte, sich nach innen schmiegend,
Das Haupt am feuchten Mauerstein,
Und übermüdet, überwacht,
Hat minder der Umgebung acht;
Minuten noch, so schläft er ein. —
Schon summt es um ihn wie ein Schwarm,
Der Mantel gleitet mit dem Arm;
Und als das Haupt zur Seite sinkt —
„Großvater! ist das Glas? es blinkt!"
Der Alte fährt empor, er blickt
Verschüchtert seitwärts, unverrückt
Zum Boden dann: „Sei still, sei still,
Mein Kind, es sei auch was es will."
Und seufzend fügt er noch hinzu:
„Es ist so spät! gieb dich zur Ruh."
Doch wie ein Strahl es ihn durchfliegt,
Daß Schlaf den Willen fast besiegt.
Schon greift der Krampf die Glieder an:
Zu reiben gleich beginnt der Mann.
Und als das Blut nun schneller rinnt,
Er immer heller sich besinnt,
Auch der Gedanke Kraft gewinnt.
Was war es, das, vom Schlaf erwacht,
So in Verwirrung ihn gebracht?
Es war ein Blitz, es war ein Licht!
Und dennoch war es beides nicht.

Indessen hat das Knäblein leis'

Die beiden Ärmchen ausgestreckt,
Und aus des Mantels Hut mit Fleiß
Den kleinen Kopf hervorgesteckt.
Das Schlummern will ihm nicht gelingen;
Die Langeweile zu bezwingen
Am Mantel nestelts immerfort,
Schaut unverrückt nach einem Ort,
Bald gähnend, bald mit halbem Wort.
„Ja!“ flüsterts, vor Ermattung rot,
Die Händchen in des Mantels Tasche,
„Dort steht das Glas, und dort die Flasche,
Und auf dem Tische liegt das Brod.“
Dann zieht es sacht den Mantel los;
Es gleitet von des Alten Schoß,
Es taucht ins Dunkel. Auf sich rüttelnd
Aus wüster Träumereien Graus,
„Henry! mein Kind!“ ruft jener aus.
Das graue Haupt verdrossen schüttelnd,
„Wo bist du nur? komm wieder, Sohn!“
Dort glänzen seine Löckchen schon!
Was reicht und streicht es an der Wand?
Ans Auge hebt der Greis die Hand:
Fürwahr! nach einem Brode sucht
Der kleine Arm hinauf zu langen;
Und nebenan sich Schimmer reihn,
Bald rot, bald grün, wie sie gefangen
Im Glase dort, und dort im Wein.
O unverhoffter Segen! Schon
Vom Boden taumeln sich den Alten.
„Laß, du vermagst es nicht zu halten,
Laß ab!“ Es zittert jeder Ton,
Der aus bewegter Brust sich windet
Und kaum im Odem Nahrung findet.
Die Glieder, so in Frost und Qual
Ihn treulich trugen durch die Steppen,

Kaum vorwärts weiß er sie zu schleppen
Bis hin, wo harrt das karge Mahl.
Er faßt das Brot und kanns nicht teilen
Und stöbert, sucht mit wirrem Eilen
In allen Taschen, allen Falten,
Selbst in der Stiefel engen Spalten.
„Hab ich mein Messer denn verloren?“
Die Rinde bricht, sie ist noch warm.
„Nun iß, nun trink, mein Würmchen arm!
O, kam ich eher um zwei Stunden!
Um eine einz'ge Stunde nur!“
Die Mönche hätt er noch gefunden;
Dies war des Hospitales Spur!

Denn was die kühnste Flamme bricht,
So wild sie durch die Adern tobt:
Es löscht die fromme Liebe nicht,
Die Leib und Leben hat verlobt.
Wenn Windsbraut an den Klippen rüttelt,
Wenn sich das Schneegestöber schüttelt,
Wenn durch die öde Winternacht,
Nur wie ein fernes Mordgeschütz,
Die zitternde Lawine kracht,
Wenn um die Gipfel spielt der Blitz:
Das sind die Boten, die er kennt —
Vom Betstuhl, wo die Lampe brennt,
Der Mönch sich hebt, den Weg beginnt
Zum Tobel, wo der Sturzbach rinnt,
Zum Passe, wo der Schnee am höchsten,
Zum Steg, wo die Gefahr am nächsten,
Hinauf, hinab Sankt Bernhards Rund;
Voran ihm spürt sein kluger Hund.
Dann, kehrend zu des Klosters Pforte,
Die Nahrung, so er bei sich trägt,
Mit milder Sorgfalt wird gelegt

An sichre sturmgeschützte Orte.
Und oft, im letzten Augenblick,
Trat die gebrochne Kraft zurück
Durch sie in die versiegten Adern.
Wer mag mit solchen Mönchen hadern!
Welch seelerstorbner Atheist
So frevler Thorheit sich vermißt,
Daß er auf sie die Pfeile richte?
Schau! wie, gleich neuentflammtem Lichte,
Das Kind des Glases volle Last
Mit beiden roten Händchen faßt.
Nun setzt es an, und trinkt, und trinkt,
Durch alle Adern strömt das Heil,
Und läßt nicht ab, und stöhnt vor Eil,
Fast wird der Atem ihm versetzt.
Des Alten Auge freudig blinkt:
„Mein Junge, sprich, wie ist dir jetzt?“
Doch kaum und unverständlich nur
Des Kindes Antwort ihn erreicht,
Das auf sein Stückchen Brot gebeugt,
Natur, nach deinem weisen Walten,
Das schwache Leben zu erhalten,
Gefahr zu fliehn, die es nicht sieht,
Aus allen Kräften ist bemüht.

Indes hat draußen durch die Nacht
Ein Murmeln, Rauschen sich verbreitet,
Wie wenn erzürnte Woge schreitet:
Des Sturmes Stimme ist erwacht!
Noch fern und hohl im Klippenschacht,
Von Fels zu Felsen hört mans klagen.
Der Alte sinnt: soll er es wagen,
Sich und sein Liebstes fortzutragen?
Bald ist das Hospital erreicht! —
Ein Stoß um das Gewölbe streicht.

Und heulend singt es überm Dache
Das Totenlied dem Grabgemache.
Am Boden leises Knistern irrt,
Die Thür in ihren Angeln klirrt;
Umsonst! umsonst! es ist zu spät,
Der Wirbel durch die Steppe geht.
Und nun? des Greises Blicke fragen,
Ob nirgends hier ein Plätzchen sei
Noch unbesetzt, vom Zuge frei.
Durch des Gewölbes Mitte stehn
Drei lange Bahren, sind sie leer?
Das Dunkel wirbelt drüber her.
Doch rechts und links und gegenüber,
Wohin der scheue Blick sich richtet,
Wenn flieht der Mondenstrahl vorüber,
Der die zerrißnen Wolken lichtet,
Der bleichen Schläfer Reihn er streift,
Die rings in Nischen aufgeschichtet.
Ein Antlitz halb ihm zugewandt,
Hier braunes Haar, und dort gebleicht,
Aus jenem Winkel wie versteckt,
Sich eines Fußes Spitze streckt,
Und dort sich wächsern eine Hand
Wie abgetrennt vom Körper zeigt.
Wer ist der Mann so unverzagt,
Den solch ein Anblick nicht erschüttert:
Wenn über ihm, wie schmerzdurchzittert,
Die mitternächtge Stimme klagt,
Gleich Geistern durch der Nacht Revier?
Ein heimlich Flüstern zischt und kocht,
Und an die schlecht verschloßne Thür
Der Wind mit leisem Finger pocht.
Dem alten Manne wirds zu viel,
Die Phantasie beginnt ihr Spiel;
Auf seinem Haupt in jedes Haar

Scheint Leben und Gefühl zu kommen;
Mehr ist der Atem ihm benommen
Als je vor Zeiten in Gefahr.
Den Steinbock hat er oft gehetzt,
Dem Lämmergeier sich gesellt,
Und fröhlich pfeifend in die Welt
Dann übern Klippenspalt gesetzt.
Ein andres, dem Geschick sich stellen
In frischer Luft, auf freien Wellen,
Ein andres ists, am Grabe stehn
Und ruhig dem verzerrten Ich
Ins eingesunkne Auge sehn.
Sieh! wie schon wieder schauerlich
Der Strahl durch das Gewölbe streicht,
Und dem betäubten Manne sich
Am Winkel dort ein Bänkchen zeigt,
In das Gemäuer eingefugt:
Das ist ja eben was er sucht!
Und muß nun seufzend sich bereiten,
Die ganze Wölbung zu durchschreiten.
Wie er die Schritte zögernd lenkt,
Die Augen bleiben scharf gesenkt,
Beinah geschlossen, als er quer
Um eine Bahre wendet her,
Zu eilig; mit dem Fuße schwer
Trifft er an des Gerüstes Stützen:
Durch das Gewölbe dröhnt der Schall!
Die Bahre schwankt, er will sich schützen,
Er gleitet; modriges Gewand,
Verwirrtes Haar streift seine Hand!
Der Alte taumelt und erbleicht,
Wie jener Winkel noch erreicht,
Das weiß er nicht, hält immer fest
An seine Brust das Kind gepreßt,
Und sucht vergebens zu bezwingen

Der Phantasie verstörtes Ringen.
Die Wölbung dreht, die Mauern singen,
Ihm ist, als hätte seine Hand
Des Toten Züge all ergründet;
Er sieht das große Augenband,
Das sinkend die Verwesung kündet,
Und drüber her, zu treu! zu treu!
So tragend eigner Schwäche Joch
Doch bleibt ihm das Bewußtsein noch
Und eben noch die Willenskraft,
Zu kämpfen gegen schnöde Haft.
Er sinnt und grübelt allerlei:
Wie wohl zum Hospital der Weg?
Wie zu beschreiten jener Steg?
Wie fern die Morgenstunde sei?
Sucht heitre Bilder aufzuwecken,
Als in der Scheibe Herzen stecken
Ein jeder Benoits Kugel sah. —

Indessen lehnt der Knabe da,
Des späten Wachens ungewöhnt,
Und schaukelt sich und seufzt und gähnt,
Ahmt leis des Sturmes Stimme nach,
Verfolgend mit den schweren Blicken
Die Strahlen, so durch das Gemach
Zuweilen lichte Streifen schicken;
Ergötzlich, im beschränkten Meinen,
Ihm an der Wand die Bilder scheinen;
Der klare Blitz, wenn sich das Licht
In den metallnen Knöpfen bricht,
Die Reih entlang so Funk an Funken
Aufsprühn und sich ins Dunkel tunken.
Die Scene wechselt, langsam streicht
Ein Wolkenvorhang sich zurück,
Und in die ganze Wölbung steigt

Der Mond mit seinem Geisterblick.
Was noch verborgen war in Nacht
Wird an ein mattes Licht gebracht;
Aus allen Winkeln sieht mans rücken,
Was niedrig lag scheint aufzustehn,
Und was erhaben, sich zu bücken.
Vorüber nun! In starrer Rast,
Wie Grabmal sich an Grabmal fast
In königlichen Grüften zeigt,
Am Boden schlummert das Gebein,
Und drüber her der Mann von Stein.
Um manchen Busen spielt der Schein,
Mich dünkt, ich seh ihn sinken, heben,
Und lange Atemzüge schweben.
Der arme Kleine wie bethört
An seines Vaters Busen fährt:
„Großvater, schau! die Bilder leben,
Sie atmen all' und wollen gehn!"
Den Greis durchzuckt ein leises Beben:
„Sei still, es wird dir nichts geschehn."
Wohl denkt er an den nächt'gen Schein
(Es fällt ihm manches Blendwerk ein)
Und zögert dennoch aufzusehn.

Und wieder hebt der Knabe an:
„Dort auf dem Tische sitzt ein Mann;
Er sitzt nicht, nein — er liegt schon wieder —
Und stand doch erst so eben auf."
Dann hebt die Ärmchen er hinauf
Und zieht des Greises Stirne nieder,
Ihm flüsternd, mit verstecktem Ton:
„Es ist der Pfarr, ich kenn ihn schon!
Er hat den Mantel umgeschlagen
Und seinen großen weißen Kragen."
Nun wieder fröstelnd schaut das Kind

Mit offnem Munde, vorgebückt,
Dann an des Vaters Arm gedrückt:
„Wie weiß ihm seine Finger sind!“
Der Alte sucht mit allem Fleiß
Sich der Gedanken zu entschlagen,
Die fast wie Irrwahn ihn bedräun.
„Henry! du solltest ruhig sein,
Allein du weißt mich nur zu plagen.
Schlaf ein, schlaf ein, mein kleiner Sohn!“
Der Knabe bei dem harten Ton
Verschüchtert sich zur Seite schiebt,
Die müden Äuglein reibt betrübt.
Sein Köpfchen ruht so los' und schlecht,
Auch ist der Sitz ihm gar nicht recht,
Zu dick der Mantel hängt und schwer;
So lange rutscht er hin und her,
Bis, von dem harten Schoße gleitend,
Er auf den Grund die Sohlen setzt,
Und, wie ein Häschen, matt gehetzt,
Ins dürre Laub sein Häuptlein reckt,
So aus die zarten Arme streckt
Das Kind, um Vaters Leib sie breitend,
Und bricht vor unverstandnem Graus
In ganz geheime Thränen aus.

Doch jener, in sich selbst gekehrt,
Des Kleinen Stimme nicht beachtet,
Mit angestrengter Sorge trachtet
Die innern Feinde abzuwehren,
So pochend durch die Adern gähren.
Er birgt die Augen, sinnt und sinnt:
Zu Saint Remy, im Stübchen klein,
Was seine Tochter wohl beginnt?
Die Wände hell, die Schemel rein
Sucht er den Sinnen vorzuführen.

Vergebens! wunderlich berühren
Auch hier sich Wirklichkeit und Schein;
Die tote Schwester fällt ihm ein.
Gleich Träumen die Gedanken irren,
Im Ohre hallt ein feines Schwirren,
Ein Klingen, seltsam zu belauschen;
Es ist des eignen Blutes Rauschen,
Das, murrend ob der Adern Band,
Zum Haupt die Klagen hat gesandt.
So geht es nicht, so darfs nicht bleiben!
Der Greis, in seiner Seelenqual,
Beginnt die Glieder allzumal
Mit angestrengtem Fleiß zu reiben.
Des Mantels Rauschen an der Wand,
Das Rispeln seiner eignen Hand,
Des Haares Knistern, wenn er schwer
Streicht mit den Fingern drüber her:
Ein Laut des Lebens scheint dem schwachen
Bedrängten Busen Luft zu machen.
Und dann — ein Schrei! woher und wie?
Des Alten Blut zu Eis gerinnt,
Er tappt umher: „Henry! Henry!
Wo bist du nur? wo bist du, Kind?"
Da wieder das Gestöhn beginnt,
Und „Vater! Vater!" und aufs neu
„Mein Vater!" wimmerts im Geschrei.
Der Alte, nach dem Laut gerichtet,
Hat jenen Winkel bald erreicht,
Wo, schwach vom nächt'gen Strahl umlichtet,
Sich dunkel eine Nische zeigt,
Drin sichtbar halb ein Leichnam ruht,
Auf breiter Stirn den Schweizerhut.
Und um des Toten Hand geklemmt
Der Knabe wimmert und sich stemmt
Den lieben Vater aufzuwecken.

„Was machst du, Henry? Kind, komm her!
Er ists ja nicht, er kehrt nicht mehr,
Du arme Waise!“ und im Schrecken
Hat er des Knaben Arm geschüttelt,
Bis, von dem Totenhaupt gerüttelt,
Der Hut sich in die Kante stellt,
Und dicht an seine Ferse fällt.
Mit einem Ruck des Kindes Hand
Befreiend, stürzt in tollem Graus
Der Alte in die Nacht hinaus.
Die Thüre hat er eingerannt,
Und klirrend sprengt sich hinter ihm
Die Feder ein mit Ungestüm.

Nur fern erst an der Drance Rand
Gewinnen die Gedanken Stand.
Der Arm des Sturmes, halb gesenkt,
Nicht mehr so wild die Flagge schwenkt;
Doch auch das Mondlicht, halb erbleicht,
Ihm dämmernd nur die Richtung zeigt.
Getrost, getrost! kurz ist der Weg,
Bekannt, betreten jeder Steg!
Nur immer vorwärts, immer reg,
Eh dich im Schlummer Tod beschleicht!
Ein Weilchen gehts mit hartem Mut,
Wie Not ihn und Verzweiflung leiht.
Die Schatten dehnen sich so breit,
Die Luft verrauscht, entschlummert, ruht;
Ein graulichesGewölke steigt
Allmählich an den Mond hinauf.
Der einmal noch die Scheibe zeigt.
Dann dichter und dichter zieht es auf,
Ein Nebelsee in hoher Luft;
So wallt und wogt und rollt der Duft,
Bis, durch den Horizont verbreitet,

Sich formlos eine Decke spreitet.
Nun fällt ein Flöckchen, unbemerkt,
Nun wieder, auf des Greises Hand,
Trifft hier und dort des Hutes Rand,
Nun das Gestöber sich verstärkt,
Bis wimmelnd, in verwirrtem Kriegen,
Die Flocken durcheinander fliegen;
Dann, einer Staublawine gleich,
Entlastet sich der Lüfte Reich.
So ganz entschlafen ist die Luft,
Daß sich vernehmlich reibt der Duft
Und durch die eingewiegten Flächen
Der Glocke Stimme hörbar wird,
Die mild und lockend scheint zu sprechen:
Kommt alle her, die ihr verirrt!
Der Alte stutzt und bei dem Klingen
Gewaltsam sich zusammen rafft.
„O! könntest du mir junge Kraft
In meine alten Adern singen!“
Doch enger stets in Frostes Haft,
Wie kleine spitze Dornen wühlen,
Muß ers in allen Muskeln fühlen.
Gleich einer Trümmer, überschneit,
Er schleppt sich durch die Einsamkeit;
Sein Mantel, seine grauen Locken,
Sie starren unter Eis und Flocken.
Oft von dem schlecht gebahnten Pfad
Der Fuß, getäuscht durch falsches Licht,
Auf eine lockre Masse trat
Und stampfend ihre Decke bricht.
„O namenlose Todesqual!
So nah, so nah dem Hospital!
Nur noch ein Steg, nur noch ein Paß,
O spannt euch an, ihr Sehnen laß!
Mein armes Kind! allein um dich,

Nicht um mein Leben kämpfe ich."
So tappt er fort. Die Bahn sich neigt:
Der Alte hat den Steg erreicht,
Den durch des Wirbels stäubend Rennen
Er eben, eben mag erkennen.

Die Drance in ihrem engen Bette
Sich windet um das Felsenriff,
Und drüber her, ein luftig Schiff,
Der Fichte Stamm vereint die Kette.
Am Tag, bei hellem Sonnenschein,
Wer schaute ohne Schwindel drein!
Zudem der Steg, jüngst überschwemmt
Von aufgelösten Schneees Wogen,
Mit Eises Rinde ist umzogen,
Die sich zu glatten Hügeln dämmt.
Hier steht der Greis in seinen Nöten,
Der nichts mehr kann und nichts mehr weiß
Und sachte noch versucht zu beten,
Schiebt dann voran die Sohle leis'.
Schau! wie auf dem beglas'ten Bogen
Um einen Tritt er vorwärts schreitet,
Er steht nicht fest, er schwankt, er gleitet,
Er ist verloren — nein — er steht;
Mit blindem Glück zurück gezogen
Sein Fuß auf festem Grund sich dreht.
Zuerst der Alte ganz betäubt
Am Rand der Kluft gefesselt bleibt:
Dann, wie aus plötzlichem Entschlusse,
Den Mantel schiebt er von der Brust
Und herzt mit langem, langem Kusse,
Dem letzten irdischen Genusse,
Das Kind in Scheidens bittrer Lust.
Und nun: „Wohlan, es sei gewagt!
Uns hier der Morgen nimmer tagt."

Doch, horch! ein Klang die Luft durchweht!
Der Alte steht und lauscht und steht —
Ein Zittern durch die Züge geht.
Aufs neu der Ton herüber treibt,
Doch schwach nur unterm Winde bleibt.
„Henry! Henry! leih mir dein Ohr!
Mein guter Junge, lausch hervor!“
Das Kind nur zögernd und betrübt
Sein fröstelnd Häuptlein aufwärts schiebt,
Ein Thränchen flirrt um Wang' und Mund:
„Großvater! 's ist ja nur ein Hund!“
„Ists auch gewiß ein Hund, der bellt?
Mein Gott! du sahst die bittre Qual!
Drum sei's in deine Hand gestellt,
Dann wag ichs nicht zum zweitenmal.“
Er steht und horcht, und horcht und steht,
Aufs neu der Wind den Klang verweht.
Nun wieder heller — ha, sie nahn!
Schon räumt der greise Mann die Bahn.
Ganz nah — sie drehn um jene Bucht; —
Ein Weilchen still — dann, wie zum Spott,
Ganz aus der Ferne — heil'ger Gott!
Sie ziehn vorüber an der Schlucht.
Des Alten morscher Körper nicht
Erträgt die Last des Schreckens mehr,
Es flirrt, es wirbelt um ihn her —
Noch hält er sich, noch sinkt er nicht:
Doch höher schon die Schauer steigen,
Allmählich sich die Kniee neigen,
Noch einmal seufzt er auf in Weh
Und fällt dann taumelnd in den Schnee. . .

Die Luft, so auf- und niedergeht,
Jetzt frischen Klang herüber weht,
Nicht klaffend, wie zu Jagd und Lust,

Nein, gleich dem Ruf aus Menschenbrust,
Mit kurzen wiederholten Stößen,
Wie Wächter die Signale lösen,
Verhallend oft in Windes Rauschen
Der Ton auf Antwort scheint zu lauschen.
Nun wiederum in weiten Reifen
Sie spürend durch die Gegend schweifen,
Bald fern, bald näher, wie im Traum;
Der Greis vernimmt die Laute kaum.
Nur einmal zuckend seine Hand
Dem Knaben klemmt sich ins Gewand.
Kein Schmerz mehr durch die Nerven wühlt,
Kein Glied er mehr als eignes fühlt.
Nur wie von tausend Ketten spielt
Im Haupt ein wunderliches Klirren;
Die Töne wechseln — sich verwirren —
Nun wirds zum Klingeln — nun zum Schwirren —
Nun wie ein linder Hauch vergehts —
Und leiser — leiser — leiser stets —
Er schläft. — —

Zweiter Gesang.

Wo auf Sankt Bernhardts Mitte recht
Die Zinnen streckt der Felsenbau,
In seiner Trümmer Irrgeflecht
Ein Thal sich lagert, eng und rauh.
Da harrt es nun in ewgem Lauschen,
Nicht Vogelsang, nicht Blätterrauschen,
Nein, wie die Stürme Seufzer tauschen.
Inmitten schwärzlich ruht der See,
Der des verlornen Strahles Weh
Gefesselt hält in seinen Flächen,
So dort gleich dem Gefangnen liegt,
Sich angstvoll an die Decke schmiegt,
Den glas'gen Kerker zu durchbrechen.

Und nah dem unwirtbaren Strand
Das Hospital steigt in die Höh
So schlicht wie eine Klippenwand,
Der Wandrer unterscheidets nicht.
Nur wenn ein Klang die Stille bricht,
Vom Hochaltar das ewge Licht,
Wenns durch die Nacht den blassen Schein
Wirft in das Schneegefild hinein,
Lenkt er zur Schwelle seinen Schritt,
Der wahrlich sonst vorüber glitt.
Denn in der Dämmrung ungestalt
Erscheint es wie ein Felsengrat
Rings eingekerbt von weitem Spalt.

Doch jetzt ein Flockennebel kraus
Löscht duftig alle Formen aus.
Die Schneenacht dieser ewgen Wüste,
Als ob sie nimmer enden müßte,
So dicht die Mauern hält umrungen,
In jede Zelle ist gedrungen.
Auf allen Wimpern liegt der Mohn,
Und nur des Schlafes tiefer Ton,
Wie er bejahrter Brust entsteigt,
Gespenstig durch die Gänge schleicht.
Ein Augenpaar noch offen steht:
Nachlässig, in verklommten Händen,
Der Mönch des Glockenstranges Enden,
Sich auf und nieder windend, dreht;
Ermüdung kämpft in seinen Zügen,
Die Nacht ist streng, der Dienst ist schwer.
Wie die Gedanken abwärts fliegen,
Er wirft den düstern Blick umher,
Zumeist sein Auge ist gericht't
Doch immer auf den Estrichgrund,
Wo ewger Lampe schlummernd Licht

Geträumet hat ein mattes Rund.
In dieser toten Einsamkeit
Der Bruder sich des Schimmers freut;
Er weiß es selbst nicht, wie ihm ist,
So öd, so öd zu dieser Frist.
Das Dunkel, das im Bethaus waltet,
Der leeren Bänke Reihn, ein Bild,
Das scheinbar aus der Nische quillt,
Und von der Decke hochgestaltet,
Manch grauer Heil'ger zürnend schaut;
Zudem — das Eis an Wänden hängt,
Vom Glockenstuhl ein Luftzug drängt,
Wie endlos Bommeln überm Haupt
Schier die Geduld dem Bruder raubt.
Ob denn die Stunde nimmer endet?
Doch still! die Klosteruhr sich wendet:
Eins — zwei — und drei — das Echo dröhnt,
Und auch der Mönch die Glieder dehnt.
Er läßt den Strang, im Spähn verloren,
Ihm summts noch immer vor den Ohren.
Nun knarren Thüren, schlürfen Tritte,
Ein Lichtstrahl durch die Ritze gleitet;
Dann, haltend vor des Auges Mitte
Sein Lämpchen in gebräunter Hand,
Hervor Denis, der Alte, schreitet.
Längst vom Gesetz dem Dienst entbunden,
Hat er sich nimmer drein gefunden,
Ein eifervoller Gottesknecht,
Behauptend seiner Pflichten Recht.
Grau ist sein Haar wie sein Gewand,
Und da er bleibt am Pförtchen stehn,
Den Finger mahnend aufgehoben,
Du meinst den Alpengeist zu sehn.
„O Eleuthère! soll man dich loben?
Mein junger rüstiger Gesell,

Ermattest du im Dienst so schnell?“
Der Bruder läßig faßt den Strang
Und läßt sogleich ihn wieder fallen:
„Dem Vater wird die Zeit wohl lang;
Ihr seid der Rüstigste von Allen.“
Dann steht er, streicht mit flacher Hand
Die Falten von der Stirne Rand:
„Nehmts, Vater, heut nicht so genau,
Die Nacht war gar zu wüst und rauh,
Mir friert das Hirn am Schädel an.“
„Schlaf wohl!“ versetzt der alte Mann.
Sein Lämpchen zündet Eleuthère,
Zupft an dem Dochte mit Bedacht,
Und nickt und murmelt drüber her:
„Hab ich mich je dem Dienst entzogen,
Wenn Schnee die Päsße gleich gemacht,
Und jede alte Spur getrogen?
Allein, was in der Jahre Lauf,
Uns reibt am allermeisten auf,
Dies Läuten, Läuten durch die Nacht,
Wo nicht das Schneehuhn kommt hervor
Wo nicht der Uhu selber wacht,
Wo auf dem Bernhard klimmt kein Thor;
Und wir!“ Er hebt die Lamp' empor.
An dem Gemäuer, überall,
Steigt glitzernd auf der Eiskrystall,
Daß klar, wie in poliertem Stahl,
Steht geisterhaft der kleine Strahl.
„'s ist eben eine hies'ge Nacht!“
Versetzt Denis, „doch kannst du sagen,
Dich habe Trug hierher gebracht
Zu Ruhe und bequemen Tagen?
Und, Eleuthère, wie magst du wissen,
Daß niemand in der Steppe wacht?
Ich selbst hab in Dezembernacht

Vor Zeiten diesen Weg gemacht.
Ich macht ihn, hab ihn machen müssen,
Und, ratlos am Montmort gebettet,
Hat unser Glöckchen mich gerettet.
So treibt die Not" — der Alte schweigt,
Doch nieder auf den Strang sich beugt,
Und angeschlagen mit Gewalt
Das Glöckchen durch die Steppe schallt.
Dann — „Still! riefs meinen Namen nicht?"
„Nein, Vater." „Hast du nichts vernommen?
Ein Schnauben, Scharren?" Jener spricht:
„Ists möglich! unsre Hunde kommen."
„Still! Bruder, still!" -- Man horcht aufs neu;
Ein leises Winseln schleicht herbei
Vom Klosterthor, ein Stoßen, Kratzen,
Ein Rütteln wie mit schweren Tatzen.
„Schnell, Eleuthère! schnell aufgemacht
Schau, was der Barry uns gebracht!"
Denis, gebannt am Glockenstrang,
Doch immer schaut den Weg entlang.
Nun nahen Tritte, ja gewiß —
Die Gänge tappts hinauf — allein
Ein Hund scheints und ein Mensch zu sein.
Das Pförtchen öffnet sich. „Denis!"
Ruft Eleuthère, „o seht doch hier
Das gute kluge treue Tier!"

Und nach ihm, schwer ermüdet, wankt
Der große Hund in die Kapelle;
Er dreht die Augen rings, er schwankt,
Ihm hängt das Eis vom zott'gen Felle,
Auf seinem Rücken liegt ein Kind,
Ein armes Knäbchen, schier erfroren:
Voll Reifen seine Löckchen sind;
Die Hände hat es eingeklemmt

In seines Trägers rauhe Ohren,
Mit schwachen Beinchen sich gestemmt
Um Barrys Leib: in Angst verloren
Wagts nicht zu schrein, nur allgemach
Ein Thränchen rinnt dem andern nach.
„O Barry, brav!“ der Bruder hebt
Das Kind empor, das schaudert, bebt,
Sich immer noch nicht fassen kann,
Die kalten Händchen nun und dann
An sein geblendet Auge hebt,
Und von dem wunderlichen Mann,
Der, fort es tragend kos't und schilt,
Sich angstvoll loszuwinden strebt.
Hart nebenher, das Ebenbild
Des Mönches schier, die Dogge trabt,
Mit gleicher Einsicht fast begabt,
Der auch den Knaben will ergötzen,
Glutäugig, mit gehobnem Haupt
Gar liebreich in die Höhe schnaubt,
Und tummelt sich in wüsten Sätzen;
Peitscht mit dem Schweif, steigt gähnend auf,
Streckt seine breite Tatze auf
Bis an das Kind, das vor Entsetzen
Beginnt zu schrein, der Hund zu bellen:
Die Fenster klirren, alle Zellen
Beleben sich, und vorgeduckt
Aus jeder Thür ein Mönchlein guckt.

Und wie das Knäbchen sie erschaun,
Das Kindchen unter ihrem Dache,
Da ists, als ob die Sonne, traun!
Auf jedem Angesicht erwache.
Und alle eilen, wie bethört,
Ihm irgend Gutes zuzufügen;
Auf die Geschichte keiner hört.

Das ist das heilige Vergnügen,
Das ist die unverstandne Macht,
So über Kindes Leben wacht!
Der Infirmier[1]) mit leiser Hand
Die Glieder rührt, ob sie auch schwellen,
Die Schuh ihm von den Füßchen zieht,
Und heimlich an der Zellenwand
Ein alterschwacher Mönch sich müht
Den kleinen Korb herabzustellen,
Darin nach seiner thör'gen Art
Er gute Bissen aufgespart.
Dem Pater Koch nicht schnell genug
Das Reisig will die Flamme zollen;
Dort Einer bringt ein warmes Tuch;
Doch — horch! die Gitterpforten rollen:
Der Prior naht, gesetzt, doch leicht.
Mit freudgem Funkeln lauscht der Hund,
Die Mönche mit den Brüdern schelten
Und lassen sie den Lärm entgelten;
Zur Zelle ein Noviz sich schleicht.
„Der Prior!“ läufts von Mund zu Mund.
Die Schritte schon vor manchen Jahren
Der schlanken Gemse tödlich waren,
Als auf dem Montblanc diese Hand
Vergebens nie den Schuß entsandt.
Und der Gewohnheit zähes Band
Verrät sich noch bei grauen Haaren;
Ja, dieser blauen Augen Blitz
Scheint noch zu spähn des Geiers Sitz
Den Stab er in der Mitte faßt,
Wie einst der Doppelbüchse Last.
Fürwahr, als einst, gedankenschwer,
Beratend in der Brüder Kreis
Er zum Brevier griff ungefähr,
Sah man das heil'ge Buch ihn schütten,

[1]) Krankenwärter.

Wie's Pulverhorn die Jäger rütteln —
So leis' und fest die Schritte greifen.
Nun, redend, an des Gurtes Strang
Die Sehne scheint er noch zu streifen:
„Was, Brüder, zaudert ihr so lang?
Der Barry hat das Kind gebracht,
Allein wer nahm das Kind in Acht?
Wo ist der Mann, wo ist die Frau,
So auf den Bernhard es getragen?
Seid Väter ihr umsonst so grau?
Muß euch des Hundes Witz verklagen?
Seht, wie das arme Tier sich müht,
Euch eure Pflichten anzusagen,
Wies den Eugen am Kleide zieht!
Ja, Barry, solche Lässigkeit
Erfährst zum erstenmal du heut!"

Hier wirft er einen Blick umher,
Der trifft nur wen'ge, aber schwer:
Zwei Brüder nur, von Schüchternheit
An ihren Plätzen festgehalten.
Schon in den Zellen sind die Alten,
Schon zur gefahrumgebnen Fahrt
An dieses Schneemeers falschen Küsten
In Eile sich die Jungen rüsten.
Bereit nun alles! Aus dem Thor
Sechs Brüder treten hastig vor
Im Schneelicht wie ein Geisterchor.
Die grauen Mäntel, Kappen rauh,
An ihrem Fuß der Filzschuh grau,
Gewirkte Gürtel um die Lenden,
Der Eisenstachel in den Händen;
Und ihrer zwei an Stangen auch,
Die arme Leiche einzuschlagen,
Ein festgerolltes Leilach tragen.

Voran, in der Laterne Schein,
Die Funken sendend übern See,
Tritt festen Schritts der Marronier;[1])
Den Alpstock trägt er in die Höh,
So kühn wie den Kommandostab
Der Feldherr über Schlachtfelds Grab.
Er kennt die Stege, jeden Stein:
Ein Felsgeäder sichtbar kaum,
Des Schneehuhns überjährig Nest,
Geborgen in der Spalte Raum,
Das Strombett sich nur wenig dehnend,
Ein Block sich an den andern lehnend
Stellt ihm sogleich die Richtung fest.
Denn täglich in des Hunds Geleite
Grüßt er die todtdurchhauchte Weite —
Ja, jeden Tag und ganz allein!
Drum man zu diesem Amte schafft
Den Besten stets an Mut und Kraft.
Doch seht, wer mischt sich in den Zug?
Gebeugt, mit angestrengtem Schritte
Denis ist in der Brüder Mitte.
Du Alter, hast du nicht genug
Durch dreißig saure Jahr getragen?
Nein, heute muß er es schon wagen.
Ihm Eleuthère, des Trägen, Wort
Bohrt wie ein Dorn im Herzen fort.
Da hilft kein Mahnen, kein Versagen:
Sie sollen sehn, die Leute jung.
Der Alte thut auch noch genung!
Schau, wie voran in weiten Sprüngen
Den starken Leib die Hunde schwingen,
Dickmaulig, scheckig, lang von Haar,
Fest in den Gliedern ganz und gar;
Nicht Wachtelhund, nicht Dogge ganz,
Halb Spaniens, halb Englands Race,

[1]) Der Wegedurchsucher.

Ists eine eigne edle Klasse.
Die Augen drehn in klugem Glanz,
Bei jedem Sprunge Schellchen klingen
An ihrer Nacken Lederringen.
Barry voran, obgleich in Scheiben
Und Schollen sich die Zotten reiben,
Der Barry mag zu Haus nicht bleiben.

Bald geht es abwärts, näher schon
Die ungeheuren Massen drohn;
Den Totenschädel reckt Montmort
Und scheint den Wanderern zu nicken;
Der Weg, beengt von Felsenstücken,
Die links der Mutterklippe Rand
Entrafft des Wintersturmes Hand,
Muß oft an das Gestein sich drücken,
Dann schlingt er mühsam sich heran,
Springt über eingeschneite Zacken.
Die Brüder wandeln Mann für Mann,
Und ziehn die Kappen in den Nacken;
Zuerst manch abgebrochnes Wort
Fliegt durch die Reihe hier und dort,
Vom letzten Zuge, jener Frau,
Die halb erstarrt man heimgetragen;
Was in den jüngsten zwanzig Jahren
Das Hospital an Leid erfahren,
Gezählt an Kranken und an Bahren:
Der Marronier weiß ganz genau
Dir jeden Umstand herzusagen.
Doch steiler sinkt der Pfad; vom Schaft
Gestützt, eindrängend mit Gewalt
Den Stachel in des Eises Spalt,
Die Brüder nur mit ganzer Kraft
Der strammen Sohle Gleiten hemmen.
Und immer, immer näher sich

Die glimmerblanken Riffe klemmen:
Steil, zackenreich, ein Riesenschloß,
Wo aus gespaltner Scharten Hort
Sich niederdrängt des Winters Zeichen,
Als wollten Riesenjungfrau'n dort
Im Nebelthau die Schleier bleichen.
Und oben drauf an Zinnenwand
Die wunderlichsten Steingestalten,
Und einen Zoll breit nur vom Rand
Im Gleichgewichte scharf gehalten,
Noch aufrecht, zu getreuer Wacht.
Doch weiter — und in Schlummers Macht
Die Häupter immer schwerer neigen,
So schwindelnd an einander beugen,
Daß kaum in seinem höchsten Stand
Läßt einen Strahl der Sonnenbrand
Auf Augenblicke niedersteigen.
Oft einer an des andern Hand
Die frommen Brüder, keuchend nur,
Ein jeder in des Vormanns Spur,
Verstummt auf ihre Tritte achten,
Als noch des Himmels karger Schein
Verlischt, und nur die Leuchte klein
Flammt heller auf bei tiefrem Nachten.
Sieh an des Glimmers reinen Scheiben
Den Strahl sich mit Geflatter reiben,
Ein Silbernetz auf Felsen webend
Und an der Brüder Kutte bebend,
Die reiferglänzend ganz und gar
Nachziehn wie des Kometen Haar.

Wie lang die Schlucht, die Nacht wie kalt!
Des Nordes schneidende Gewalt
Strömt langsam durch die schmale Gasse,
Sich öffnend nur nach Mitternacht.

Die Brüder mit der Sohle Rand,
Und wechselnd dieser, jener Hand
Den Schaft der Eisenstange schlagen,
Daß nicht der Frost die Glieder fasse.
Nur kaum vermögen sie's zu tragen;
Und einen hört man heimlich klagen,
Der noch in keiner solchen Nacht
Den Klosterzug hat mitgemacht.
Frei wird die Bahn, doch milder nicht;
Der Wind sich an den Klippen bricht,
Und wirft ihm Flocken ins Gesicht.
„Hätt ers gewußt, hätt ers gedacht!
Es ist zu arg! und“ — horch! sie lauschen,
Nicht fern seitab Gewässer rauschen,
Doch kollernd, dumpf, wie überdacht
Von einer Röhre hohlen Gängen.
Die Hunde schnaubend näher drängen,
Und Barry plötzlich wie gehetzt
Zur Seite in den Flugschnee setzt;
Steht still dann, winselt, schaut sich um,
Dann fort er watet, mühvoll stöhnend,
Versinkend oft, nun auf sich dehnend,
In kurzen Sprüngen weiter jetzt:
Und immer mit gestoßnem Laut
Er rückwärts nach den Brüdern schaut.
Voran der Marronier, geschürzt,
Sein Mantel unterm Arm sich kürzt;
Die Brüder nach mit weiten Schritten,
Versenkt bis an des Leibes Mitten;
Und rechts und links die Hunde klimmen,
Im aufgerührten Schneemeer schwimmen.
So vorwärts; „Halt!“ der Führer ruft:
„Hier stehn wir an der Drance Kluft!
Nicht weiter!“ Aber Barry leicht
Mit einem Satz den Stamm erreicht,

Der zweier Felsen Rücken bindet;
Tief drunter sich die Drance windet,
Wo aus gesprengten Eises Spalt
Das Wasser brodelt mit Gewalt.
Nur einmal sich der Barry schüttelt,
Die Flocken aus dem Pelze rüttelt,
Im Hui entschwindet: längs der Kluft
Hört man ihn rauschen übern Duft.

Der Marronier die Leuchte jetzt
Dicht an den Rand der Tiefe setzt.
Auf steigt die alte Fichte weiß,
Ein ungeheurer Zapfen Eis,
Wo überall gleich Bergkrystallen
Die blanken Stengel abwärts fallen,
Wie sich der Tropfstein bildet leis
In feuchter Grottenwölbung Hallen.
Und drunten das Gewässer schäumt,
Sich sprühend an der Scholle bäumt,
Wirft Perlen auf, in Bogen springt
Und tiefe heisre Weisen singt,
Bis, nicht zu fern, des Winters Macht
Aufs neu in Fesseln es gebracht,
Wo pfeilgeschwinder Wellen Zug
Des Strudels Macht verrät genug.

Die Brüder stehn und sehn sich an.
Der Marronier, der feste Mann,
Streicht mit den Fingern bald die Sohlen,
Bald prüfend auf den Steg sie reibt
Und in die Tiefe blickt verstohlen.
Kopfschüttelnd spricht er: „Brüder, bleibt!
Hier ist nur sichrer Tod zu holen;
Der Wildbach hat den Steg beschwemmt,
Seht, wie das blanke Eis sich dämmt:
So sei die Leiche Gott befohlen!

Was für den Lebenden uns Pflicht,
Das bleibt es für den Toten nicht.
He, Barry! Barry!“ Aber dicht
Von drüben Wind und Stromes Rauschen
Ein wohlbekannter Ruf durchbricht,
Erst kurz, gestoßen — alles still —
Dann folgt ein ungeduldig Heulen,
Man hört ihn hin und wieder eilen;
Nun scheint er an der Kluft zu lauschen,
Wo überm Rande, weiß umhegt,
Ein matter dunkler Fleck sich regt.
Und plötzlich in des Steges Mitte
Erscheint die zottige Gestalt:
Ein Sprung — sich vor den Brüdern schmiegt
Das fromme Tier; es winselt, keucht,
Am Marronier sich angstvoll streicht,
Zupft an den Kleidern mit Gewalt.
„Ich fürcht' — ich hoffe — ja, ich glaube —“
Haucht ein Noviz, der Angst zum Raube,
„Was drüben liegt, tot ist es nicht!“
Und „Barry! alter Barry!“ spricht
Der Führer, streichelt sanft das Tier,
Vielleicht zum erstenmal verlegen
In seines Amtes schwerem Segen.
Da stöhnend durch den Schnee sich bricht
Denis, die morschen Kniee schüttern,
Vor Zorn mehr als Erschöpfung zittern.
„Zurück! ruft er, ich will voran!“
Trifft mit dem Arm und grimmen Blicken,
Was schnell nicht aus dem Pfad kann rücken,
Und vorwärts bricht der rauhe Mann.
Betäubt, fast willenlos die Brüder
Gestalten einer Kette Glieder:
Nun vorwärts, mit verschränkten Händen;
Der Himmel mag ein Unglück wenden!

Er hats gewandt: tief atmend setzt
Jenseits den Fuß der letzte jetzt.

Nur einen Blick, der war nicht süß,
Schenkt den Genossen noch Denis,
Brummt etwas noch von „trägen Hunden“;
Dann hat er schon den Ort gefunden,
Wo an die Felsenwand geschmiegt
Benoit, der alte Senne, liegt,
Und neben ihm der Barry gut.
Der Wanderstab, der breite Hut,
Sein Mantel, oben festgehalten
Durch der erstorbnen Finger Band,
Scheint, unten offen, aus den Falten
Gezerrt von ungeschickter Hand,
Wo in dem Schnee steckt tief genug
Die Flasche, so der Barry trug.
Zu Nacht gefallne Flocken haben
Den Körper mehr als halb begraben.
Wenn nicht ein Knie sich aufwärts streckt',
Man hätt ihn nicht so bald entdeckt.
Herbei, Elias' fromme Raben!
Stemmt euch, hebt, hebt, das Leilach breitet!
Die steifen Glieder, drein geschlagen,
Ein Bruderpaar sich stumm bereitet
Auf seinen Schultern heimzutragen.
Derselbe Paß, erhöhte Not!
Bräch jetzt hervor des Mondes Licht!
Auf allen Zügen steht der Tod,
Doch keine Lippe widerspricht.
Zuerst der Marronier gebeugt
Dicht an den Steg die Leuchte streicht,
Daß jeder sieht zu jeder Seite
Der überglas'ten Wölbung Breite.
Schwieg jetzt des Strudels Rauschen auch,

Man hörte keines Atems Hauch,
Und mancher schlöß die Augen gar,
Doch reißt sie offen die Gefahr.
„Nur langsam — flach den Fuß gesetzt —
Des Vormanns Stange jeder fasse —
Und seid auf einen Ruck bereitet,
Wenn einer schwankt, wenn einer gleitet;
Nur immer langsam — Schritt vor Schritt!“
Ha! Auf den Grund der erste tritt
Und zieht mit seiner festen Hand
Die ganze Kette an den Strand.
Und jeder, wie er fühlt das Land,
Den Atem stößt mit voller Kraft
Aus der befreiten Kehle Haft.
Dem Himmel Dank! das war ein Wagen!
Hat niemand es zu künden Lust?
Doch war sich keiner in der Brust
Nur eines sichern Schritts bewußt,
Und keinem blieb, so kühn er sei,
Das Auge klar, Bewußtsein frei,
Als sie, wo drunten Wogen spülten,
Der Sohle leises Gleiten fühlten,
Und in der Hand verklommen, zitternd
Die Stange hin und her sich schütternd.
Ja, Gottes Huld hat sie getragen,
Des Herrn, so sprach: „Euch ist mein Reich,“
Und: „Meinen Engel send ich euch.“

Erst späterhin und fern vom Stege
Löst mählich sich der Zungen Band,
Und wenn auch auf demselben Wege,
Den früher man so übel fand,
Scheint doch, nach dem was man befuhr,
Ein Kinderspiel die Heimfart nur.
Entschlossen wird der Fuß gesetzt,

Was schlüpfrig sonst, scheint sicher jetzt;
Auch klimmt sichs leichter wohl hinan
Als abwärts auf beeister Bahn.
Nah ist der Tag, der Frost gewaltsam;
Allein die Luft, da man gekehrt,
Den Wandernden so unaufhaltsam
Nicht ferner in die Augen fährt.
Und wer sie hört, nicht sollt er sagen,
Daß diese einen Leichnam tragen;
So überstandne Fährlichkeit
Die Herzen stimmt zur Heiterkeit.
Man lockt die Hunde, lobt und streichelt,
Geplauder wechselt durch die Reihe,
Zumeist bei der Gefahr es bleibt;
Und, wies der Phantasie nun schmeichelt,
Wenn dieser spricht mit Heldenweihe,
Die Schrecken jener übertreibt.
Der Marronier auch redet drein,
Die Träger selber stimmen ein;
Sogar das Lachen überrascht
Den Jüngsten, als ein Bruder gleitet,
Nach der entfallnen Kappe hascht
Und stolpernd auf dem Alpstock reitet.
Doch wen dort, als von ungefähr
Der Lampe Schimmer sich verbreiten,
Sieht hinterm Zuge man von weiten?
Denis! Wird ihm der Weg so schwer?
Man ruft und harrt, er schreitet an.
„Reicht mir die Hand!“ Ein Bruder spricht:
„Stützt euch auf mich!“ Der alte Mann
Erwidert: „Müde bin ich nicht.“
Dann setzt er an mit festem Schritt
Und rüstig in die Reihe tritt.
Was wohl den Mann betroffen hat?
Nicht kraftlos scheint er, in der That!

Und doch ihm in so kurzer Frist
Die Stimme klein geworden ist.
Wie das Gespräch sich wieder rege:
Er wandelt stumm und träumend fort;
Und fällt auch wohl ein schlimmes Wort,
Daß allzuviel in dieser Nacht
Um eine Leiche sei gewagt,
Nur tiefer sich der Alte bückt,
Nur in den Schnee die Ferse drückt;
Und der, so geht zunächst im Wege,
Meint, täusch' ihn nicht des Frostes Knistern,
Er höre schwere Seufzer flüstern.
Was wohl das gute Mönchlein quält?
Dem alten treuen Männchen fehlt?

Indessen, nun zum zweiten mal,
Hat man die Klippenschlucht betreten;
Hier sind die Sinne all vonnöten.
Hu, wie der Wirbel streicht durchs Thal!
Die Luft gleich Äther scharf und fein!
Sogar die Worte frieren ein.
Und wieder hört man durch die Stille
Der Mäntel Reiben an den Kappen,
Des Tritts Geknarr, des Alpstocks Klappen;
Ein jeder schmiegt sich in die Hülle,
Und treibt den Fuß, so sehr er kann,
Voran, und immer nur voran.
Das Lampenlicht, was hier zuvor
Um Vließe duftbestreut geflogen,
Trifft sie mit Eise jetzt umzogen,
Und ganz von Glas erscheint der Chor.
Voran, voran! zieht sacht den Hauch,
Und streicht die Kappe dicht ans Aug!
Voran! — Schaut nicht die Klippe hier
Fast wie ein formlos wüstes Tier?

Hier ein verstümmelt Riesenhaupt,
Das rechte Aug ist ihm geraubt.
Voran, voran! — Was flattert dort?
Ein Lämmergeier, aufgeweckt
Aus seinem Lager, flieht erschreckt,
Gefangen in des Passes Enge.
Seht, wie er angstvoll krallt die Fänge!
Zurück! zurück! er naht dem Licht,
Und nun er überm Leilach schwebt,
Mit ausgespanntem Fittich bebt.
Die Lampe bergt! Da steigt er auf,
Ums Riesenhaupt noch einmal kreisend
Und pfeifend, daß die Gasse schallt;
Und nun verschwimmt er in die Nacht —
Noch einmal, sein Gekreisch verhallt.
Gottlob! jetzt hebt die Leuchte auf!
Leicht wird des Weges Rest vollbracht,
Ein Schimmer, nach dem Ausgang weisend,
Des Tages erster Bote scheint.
Ganz recht! hier öffnet sich das Thal!
Die Brüder schaun empor zumal:
Montmort steht schwarz, die Jungfrau grau;
Doch südlich im versenkten Blau
Die mächtge Rosenkuppel schwebt,
Bewegungslos am Äther hängt,
Und unter ihr Gewölke webt.
Es ist die Stirn, so stets empfängt
Den ersten Strahl, der niedersank,
Es ist der Alpenfürst Montblanc!

Allein des Dunkels Überrest
Verdoppelt auf die Fläche preßt;
Formlose Massen noch, die Höhn
Am Horizont verschwimmend stehn.
Nur links am breiten Felsenturm

Erscheint, ein mächt'ger Feuerwurm,
Die ew'ge Lampe, deren Strahl
So milde winkt ins Hospital.
Noch tausend Schritt — die Wandrer keuchen,
Noch hundert Schritt — sie stehn am Thor.
Und eben bricht, ein glühend Zeichen,
Verschämt der Jungfrau Stirn hervor.
Was zaudert Bruder Pförtner noch?
Vielleicht vom Schlummer aufgestört!
Du alter Benoit, hat dich doch
Dein Wunsch ins Hospital gebracht,
Ach, anders gar wie du gedacht!
Da klinkt das Schloß, und eben hört,
Als grade sie ins Thor ihn tragen,
Man sechs! die Klosterglocke schlagen.

Der Infirmier indes zu Nacht
Durch Schmeicheln und geduld'ges Fragen
Vom Knäbchen hat herausgebracht:
Wie Mutter schon vor vielen Tagen
Geschlafen, Vater auch nachher,
Der wenig Stunden krank gewesen,
Und beide gar nicht wachten mehr.
Wie anders dann Großvaters Wesen,
Wie sein Gesicht geworden schmal;
Und wie er gestern erst vom Thal
Bei argem Frost und harter Müh
Getragen ihn auf üblen Wegen
Und viel erzählt von St. Remi,
Wo Tante Rose ganz genau
Ihn wie die Mutter werde pflegen,
Etienne la Borte, des Semen, Frau.
O wohl mein armer Henry dir,
Daß du entschlummert unter Klagen,
Da sie vorbei an deiner Thür

Jetzt deinen guten Atti tragen!
Sähst du so blau das Antlitz treu,
Zu stillen nicht wär dein Geschrei.
Im Krankenzimmer schon die Glieder
Man hüllt in Schnee, man bürstet, reibt,
Sucht den entflohnen Atem wieder
Ihm einzuhauchen; alle Brüder
Verstummt und lauschend stehn dabei.
Kein Regen — und der Kerze Licht
Kein Zucken zeigt im Angesicht,
Am vorgehaltnen Flaume nicht
Ein schwaches Fäserchen sich beugt,
Und mächtig schon das Morgenrot
Bis an den Rand des Thales steigt.
„Ihr Brüder!" nun der Prior spricht,
„Es scheint, der arme Greis sei tot.
Doch thut noch ferner eure Pflicht;
Ihr seid zur eignen Seele Frommen
Bis jetzt ihr treulich nachgekommen:
Allein zumeist, das ist gewiß,
Am allermeisten that Denis.
Wo ist er? nun er ruht wohl aus!
Und sicher wars ein harter Strauß
Für seine Jahre." Ach, Denis
An keinen Schlummer denkt gewiß
Vor dem Altare, wo im Bild
Die Gottesmutter rauchgeschwärzt
Ihr eingeräuchert Kindlein herzt:
Verzeichnet, bunt, doch gut genug,
Da es dem Manne sonder Trug
Mit Andacht so die Seele füllt;
Denn ganz besonders hat er sich
Geweiht der Jungfrau minniglich.
Was mag ihm so zu Herzen gehn?
Die Falte um den Mund, dies Stöhnen —

So hat man sonst ihn nicht gesehn.
Wie, schmolz der Mauerduft? Sinds Thränen,
Die niederfallen auf den Stein?
Dies feste Auge scheint mir nicht
Gewöhnt zu solcher Tropfen Pflicht.
Der Alte ist ja ganz allein!
Stets weiß die Jungfrau, was er denkt:
Wär zehnfach herber auch sein Grämen,
Vor ihr braucht er sich nicht zu schämen.

Indes das Dämmergrau zergeht;
Nur einzeln in die Mauerlücken
Sich kleine schwarze Schatten drücken.
Schon in der Fenster Mittelscheiben
Die rote Sonnenkugel schwebt;
Viel goldbestreute Wölkchen treiben,
Die ganze Luft ist glanzdurchbebt.
Im Morgenlichte doppelt mild
Dem Beter scheint das Mutterbild;
Selbst Märtyrer aus Gitterschrein
Nicht all so kläglich schauen drein.
Und nun das Diadem, das klare,
Am Haupt der Tagesfürstin ragt,
Da aus dem Winkel am Altare
Den letzten Schatten sie verjagt.
Sich von den Knieen hebt Denis,
Ein andrer Mann; die Finger leis'
Streicht er durch seine Löckchen weiß,
Er ordnet sorglich sein Gewand,
Dem eingedrückt des Estrichs Sand,
Und zu den Brüdern, die noch immer
Versammelt sind im Krankenzimmer,
Begiebt entschlossen sich der Greis.
Doch als er nun die Thüre lichtet,
Auf ihn sich jedes Auge richtet;

Da, denk ich recht der Finger Zucken,
Am Gurt das unbewußte Rucken,
So sinkt ein wenig ihm der Mut,
Auch in die Wange tritt das Blut.
„Wie, alter Vater! schlaft Ihr nicht?"
Ruft ihm der Prior schon entgegen,
„Nein, Maß muß sein in allen Wegen,
Auch ihre Schranken hat die Pflicht.
Ihr scheints Euch heute vorzunehmen,
Uns alle gründlich zu beschämen,
Und Ihr seid matt, man siehts Euch an.
Zu Bett, zu Bett!" Der alte Mann
Steht lautlos, und in seiner Not
Aufs neu beginnt das Kleid zu reiben,
Als sollte nicht ein Stäubchen bleiben;
Bis an die Stirne steigt das Rot.
Dann holt er tief und tiefer aus,
Und zitternd bricht die Stimm heraus:
„Nein, lobt mich nicht, ich bins nicht wert!
Ich will den schlimmsten Vorwurf dulden
Und daß ihr mir den Rücken kehrt;
Allein vergebt mir meine Schulden,
Der alte Feind hat mich bethört.
Der alte eingefreßne Zorn,
Im Herzen mir ein steter Dorn,
Seit ich in meinen jungen Tagen
Den Sennen blutig einst geschlagen."
Hier stockt er, seufzt so tief betrübt,
Daß jede Brust ihm Antwort giebt.
„Als ich nach einem Ausweg sah
Am Drance-Rand die Brüder suchen,
Da fühlt ich seine Kralle nah,
Und innerlich begann zu fluchen.
Und als nun sprach der Marronier:
„Hier ist nur sichrer Tod zu holen,"

Und: „sei die Leiche Gott befohlen!“
Es kribbelt mir durch alle Glieder:
Den Alpstock hob ich in die Höh,
Dem Himmel Dank, ich senkt ihn wieder.
Und als nun endlich, als am Strand
Barry, das unerschrockne Tier,
Ich treu auf seinem Posten fand:
Da hab ich, hab in Zornes Brand
Den Bruder einen Hund genannt.“
Er atmet auf: „Es ist heraus:
Ihr Brüder, ach vergebt dem alten
Verstockten Mann, was ich verbrach;
Kein böses Beispiel bleibe nach!
Vergieb mir, Bruder!“ Ganz gebeugt
Zum Marronier er langsam schleicht
Und küßt voll Demut ihm die Hand.
Dann, eh noch einer spricht ein Wort
Vor Rührung, Staunen, tiefer Scham,
Schon stapft er durch das Zimmer fort,
Nicht ganz so trübe, als er kam,
Um sich in seine Zelle klein
Drei Tage, frierend und allein
Bei Brot und Wasser einzuschließen.
Noch immer stehn die Brüder stumm
Und jeder heimlich schilt sich dumm,
Daß sie den Alten ziehen ließen.
Die Stirn soldatisch in die Höh,
Am steifsten steht der Marronier.

Zuerst das lange Schweigen bricht
Der Prior: „Was wir alle denken,
Ihr Brüder, brauch ich nicht zu sagen.
Denis will uns in diesen Tagen
Nicht nur von wandelloser Pflicht,
Von Reue auch ein Vorbild schenken.

So demutsvoll ein Christ nur handelt:
Deshalb“ — Er stockt und wendet sich,
Denn eine Regung wunderlich
Zu Zittern ihm die Rede wandelt.

Der Prior sich zur Seite kehrt,
Und, dem Erstarrten zugewandt,
Die steifen Glieder abwärts fährt;
Den Flaum noch einmal mit der Hand
Bringt langsam an des Mundes Rand,
Erst quer, dann senkrecht aus der Höh.
Nun hebt er sich, vom Bücken rot:
„Eugen und Ludwig! nehmt ihn fort!
Jetzt gleich! Und, Bruder Clavendier, [1])
Zum Sennen Etienne la Borte
Schickt nach Remi! Der Mann ist tot!“

---

[1]) Der Bruder Hausverwalter.

IV. Lehre.

---

84. Der Dichter

(Aus jugendlicher Zeit.)

Das All der Welten unendlich umkreist
Im schwebenden Fluge mein unsteter Geist:
Wo führst du mich hin, du gewaltige Macht,
Durch Räume voll Dunkel, durch Weiten der Nacht?

Ich führe dich hin, daß du schauest das Licht,
Wohl ahndets dein Busen, doch kennt er es nicht;
Ich führe dich hin durch die Räume der Nacht,
Daß du schauest die Wahrheit in leuchtender Pracht!

Von leuchtendem Glanz ist ihr Thron rings umhellt,
Doch fern nur ein Schimmer erreichet die Welt,
Dran labt sich das kleinliche Menschengeschlecht,
Es heißt die Vernunft ihm, es heißt ihm das Recht.

Drob freut es sich gnüglich, nicht ahndend, daß hell
Dem Tropfen auch strudle ein strahlender Quell;
Ein engendes Band füllt die Sinnen ihm ein,
Und Sonnenlicht wähnt es den kärglichen Schein.

Doch regt sich zuweilen lichtdürstend ein Geist:
Die engenden Bande der Sinne zerreißt
Er mächtig, durchdringet im Fluge die Nacht,
Es schwindet der Nebel, er schauet die Pracht.

Begierig dann schlürft er den Strahlenduft ein
Und reget die Schwingen, und senkt sich hinein,
Berauscht sich in Gluten und badet voll Lust
Im Meere voll Lichtes die glühende Brust.

Doch darf er nicht weilen, die Erde, sie zieht
Ihn mächtig zurück in ihr kleinlich Gebiet;
Und kehrt er nun wieder, im Busen so warm,
Wie scheint ihm dann alles so kärglich, so arm!

Ihm träufelt das Licht von den Fitt'chen, ihm glüht
Das Feuer vom Auge, verachtend er sieht,
Wie stolz sich das Volk bläht beim ärmlichen Schein,
Und hüllt in errungene Klarheit sich ein.

Die Erde, sie hat ihn verloren, er lebt
In süßer Erinnrung, die hold ihn umschwebt;
Das Außen verwirrt und befremdet er schaut,
Doch drinnen da ist er so innig vertraut.

Drum nennet ihn seltsam und thöricht die Welt,
Und sieht nicht den Glanz, der ihn freudig umhellt;
Er höret es lächelnd, kein Tadel ihn drückt,
Er ist ja im Innern so glühend beglückt.

Dem Tode schaut froh er ins blasse Gesicht,
Er ist ihm ein Bote, er führt ihn zum Licht;
Sein Geist schwingt sich frei in die Welten hinaus:
Sie grüßt er bekannt wie sein heimisches Haus.

---

85. Ungastlich oder nicht?

(Westfalen.)

Ungastlich hat man dich genannt,
Will deinen grünsten Kranz dir rauben,
Volk mit der immer offnen Hand,
Mit deinem argwohnlosen Glauben!
O rege dich, daß nicht die Schmach
Auf deinem frommen Haupte laste,
Und redlich, wie das Herz es sprach,
So sprich es nach zu deinem Gaste:

„Fremdling an meiner Marken Stein,
Mann mit der Stirne trüben Falten,
O greif in deines Busens Schrein
Und laß die eigne Stimme walten!
Nicht soll bestochner Zeugen Schar
Uns am bestochnen Worte rächen,
Nein, Zeug' und Richter, sollst du klar
Dir selbst das freie Urteil sprechen.

Fühlst du das Herz in dir, nicht heiß,
Doch ehrlich uns entgegen schlagen,
Dein Wort kein falsch und trügend Gleis,
Befleckend, was die Lippen tragen;
Fühlst du ein Gast dich, wie er lieb
Dir an dem eignen Hausaltare,
Dann frisch heran — nicht wie ein Dieb,
Nein, frisch, mit fröhlicher Fanfare!

Wer unsers Landes Sitte ehrt,
Und auch dem seinen hält die Treue —
Hier ist der Sitz an unserm Herd!
Hier unsres Bruderkusses Weihe!

Wer fremden Volkes Herzen stellt
Gleich seinem in gerechter Wage —
Hier unsre Hand, daß er das Zelt
Sich auf bei unsern Zelten schlage!

Doch sagt ein glüh Erröten dir,
Du gönntest lieber einer andern
Als deiner Schwelle gleiche Zier —
Brich auf, und mögest eilends wandern!
Wir sind ein friedlich still Geschlecht
Mit lichtem Blick und blonden Haaren,
Doch unsers Herdes heilig Recht,
Das wissen kräftig wir zu wahren.

Die Luft, die unsern Odem regt,
Der Grund, wo unsre Gräber blühen,
Die Scholle, die uns Nahrung trägt,
Der Tempel, wo wir gläubig knieen,
Die soll kein frevler Spott entweihn!
Dem Feigen Schmach und Schamerröten,
Der an des Heiligtumes Schrein
Läßt eine falsche Sohle treten!

Doch einem Gruß aus treuem Mut,
Dem nicken ehrlich wir entgegen.
Hat jeder doch sein eignes Blut,
Und seiner eignen Heimat Segen.
Wenn deine Ader kälter rinnt,
So müssen billig wir ermessen:
Wer könnte wohl das fremde Kind
Gleich eignem an den Busen pressen?

Drum jede Treue sei geehrt,
Der Eichenkranz von jedem Stamme;
Heilig die Glut auf jedem Herd,
Ob hier sie oder drüben flamme;

Dreimal gesegnet jedes Band,
Von der Natur zum Lehn getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geschlagen!

---

86. Vor vierzig Jahren.

Da gab es doch ein Sehnen,
Ein Hoffen und ein Glühn,
Als noch der Mond „durch Thränen
In Fliederlauben“ schien,
Als man dem „milden Sterne“
Gesellte was da lieb,
Und „Lieder in die Ferne“
Auf sieben Meilen schrieb!

Ob dürftig das Erkennen,
Der Dichtung Flamme schwach,
Nur tief und tiefer brennen
Verdeckte Gluten nach.
Da lachte nicht der leere,
Der übersatte Spott,
Man baute die Altäre
Dem unbekannten Gott.

Und drüber man den Brodem
Des liebsten Weihrauchs trug,
Lebendgen Herzens Odem,
Das frisch und kräftig schlug,
Das schamhaft, wie dem Tode,
In Traumes Wundersarg
Noch der Begeistrung Ode,
Der Lieb' Ekloge barg.

Wir höhnen oft und lachen
Der kaum vergangnen Zeit,
Und in der Wüste machen
Wie Strauße wir uns breit.
Ist Wissen denn Besitzen?
Ist denn Genießen Glück?
Auch Eises Gletscher blitzen
Und Basiliskenblick.

Ihr Greise, die gesunken
Wie Kinder in die Gruft,
Im letzten Hauche trunken
Von Lieb' und Ätherduft,
Ihr habt am Lebensbaume
Die reinste Frucht gepflegt,
In karger Spannen Raume
Ein Eden euch gehegt.

Nun aber sind die Zeiten,
Die überwerten, da,
Wo offen alle Weiten,
Und jede Ferne nah.
Wir wühlen in den Schätzen,
Wir schmettern in den Kampf,
Windsbräuten gleich versetzen
Uns Geistesflug und Dampf.

Mit unsres Spottes Gerten
Zerhaun wir, was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Gärten
Zerrinnt das Ideal;
Was wir daheim gelassen,
Das wird uns arm und klein,
Was Fremdes wir erfassen,
Wird in der Hand zu Stein.

Es wogt von End zu Ende,
Es grüßt im Fluge her,
Wir reichen unsre Hände,
Sie bleiben kalt und leer.
Nichts liebend, achtend wen'ge,
Wird Herz und Wange bleich,
Und bettelhafte Kön'ge
Stehn wir im Steppenreich.

---

87. Die Stadt und der Dom. (1842.)

„Der Dom! der Dom! der deutsche Dom!
Wer hilft den Kölner Dom uns baun!"
So fern und nah der Zeitenstrom
Erdonnert durch die deutschen Gaun.
Es ist ein Zug, es ist ein Schall
Wie ein gewaltger Wogenschwall.
Wer zählt der Hände Legion,
In denen Opferheller glänzt?
Die Liederklänge wer, die schon
Das Echo dieses Rufs ergänzt?

Und wieder schallts vom Elbestrand:*)
„Die Stadt, die Stadt! der deutsche Port!"
Und wieder zieht von Land zu Land
Ein gabespendend Klingeln fort;
Die Schiffe kommen Mast an Mast,
Goldregen schüttet der Palast;
Wem nie ein eignes Dach beschert,
Der wölbt es über fremde Not;
Wem nie geraucht der eigne Herd,
Der teilt sein schweißbenetztes Brot.

*) Nach dem Brande von Hamburg in demselben Jahre.

Wenn eines ganzen Volkes Kraft
Für seines Gottes Heiligtum
Die Lanze hebt so Schaft an Schaft,
Wer glühte nicht dem schönsten Ruhm?
Und wem, wem rollte nicht wie Brand
Das Blut an seiner Adern Wand,
Wenn eines ganzen Volkes Schweiß
Gleich edlem Regen niederträuft,
Bis in der Aschensteppe heiß
Viel Tausenden die Garbe reift?

Man meint, ein Volk von Heil'gen sei
Herabgestiegen über Nacht,
In ihrem Eichensarg aufs neu
Die alte deutsche Treu erwacht!
O werte Einheit, bist du eins,
Wer stände dann des Heil'genscheins,
Des Kranzes würdiger als du,
Gesegnete, auf deutschem Grund!
Du trügst den goldnen Schlüssel zu
Des Himmels Hort in deinem Bund.

Wohlan ihr Kämpen denn, wohlan,
Du werte Kreuzesmassonei,
So gebt mir eure Zeichen dann
Und euer edles Feldgeschrei!
Da, horch! da stieß vom nächsten Schiff
Die Bootsmannspfeife grellen Pfiff,
Da stiegen Flaggen ungezählt,
Kantate summte und Gedicht:
Der Demut Farb nur hat gefehlt,
Jehova's Namen hört ich nicht!

Wo deine Legion, o Herr,
Die knieend am Altare baut?

Wo, wo dein Samariter, der
In Wunden seine Thräne thaut?
Ach, was ich fragte und gelauscht,
Der deutsche Strom hat mir gerauscht,
Die deutsche Stadt, der deutsche Dom,
Ein Monument, ein Handelsstift —
Und drüben sah wie ein Phantom
Verlöschen ich Jehova's Schrift!

Und wer den Himmel angebellt,
Vor keiner Hölle je gebebt,
Der hat sich an den Krahn gestellt
Der seines Babels Zinne hebt.
Wer nie eine menschlich Band geehrt,
Mit keinem Leid sich je beschwert,
Der flutet aus des Busens Schrein
Unsäglicher Gefühle Strom:
Am Elbestrand, am grünen Rhein,
Da holt sein Herz sich das Diplom!

Weh euch, die ihr den zorn'gen Gott
Gehöhnt an seiner Schwelle Rand,
Meineid'gen gleich in frevlem Spott
Hobt am Altare eure Hand!
Er ist der Herr, und was er will,
Das schaffen Leu und Krokodil! —
So baut denn, baut den Tempel fort,
Mit irdschem Sinn den heil'gen Hag,
Daß euer bessrer Enkel dort
Für eure Seele beten mag!

Kennt ihr den Dom, der unsichtbar
Mit tausend Säulen aufwärts strebt?
Er steigt, wo eine gläub'ge Schar
In Demut ihre Arme hebt.

Kennt ihr die unsichtbare Stadt,
Die tausend offne Häfen hat,
Wo euer wertes Silber klingt?
Es ist der Samariter Bund,
Wenn Rechte sich in Rechte schlingt,
Und nichts davon der Linken kund! —

O, Er, der alles weiß, er kennt
Auch eurer Seele ödes Haus;
Baut Magazin und Monument,
Doch seinen Namen laßt daraus!
Er ist kein Sand, der glitzernd stäubt,
Kein Dampfrad, das die Schiffe treibt;
Ist keine falsche Flagge, die
Sich stahl der See verlorner Sohn;
Parol' nicht, die zur Felonie
Ins Lager schmuggelt der Spion.

Baut, baut! Um euer Denkmal ziehn
Doch Seufzer fromm und ungeschmückt;
Baut! Neben eurem Magazin
Wird doch der Darbende erquickt.
Ob eures Babels Zinnenhag
Zum Weltenvolk euch stempeln mag? —
Schaut auf Palmyrens Steppenbrand,
Wo scheu die Antilope schwebt;
Die Stadt schaut an, wo, ein Gigant,
Das Kolosseum sich erhebt!

Den Wurm, der im geheimen schafft,
Den kalten nackten Grabeswurm,
Ihn tötet nicht des Armes Kraft,
Noch euer toller Liedersturm.
Ein frommes, keusches Volk ist stark,
Doch Sünde zehrt des Landes Mark!

Sie hat in deiner Glorie Bahn,
O Roma, langsam dich entleibt:
Noch steht die Säule des Trajan,
Doch seine Kronen sind zerstäubt!

---

88. An die Weltverbesserer.

Pochest du an — poch nicht zu laut,
Eh du geprüft des Nachhalls Dauer;
Drückst du die Hand — drück nicht zu traut,
Eh du gefragt des Herzens Schauer!
Wirfst du den Stein — bedenke wohl,
Wie weit ihn deine Hand wird treiben;
Oft schreckt ein Echo, dumpf und hohl,
Reicht goldne Hand dir den Obol;
Oft trifft ein Wurf des Nachbars Scheiben.

Höhlen giebt es am Meeresstrand,
Gewalt'ge Stalaktitendome,
Wo bläulich zuckt der Fackeln Brand,
Und Kähne gleiten wie Phantome.
Das Ruder schläft, der Schiffer legt
Die Hand dir angstvoll auf die Lippe:
Ein Räuspern nur, ein Fuß geregt,
Und donnernd überm Haupte schlägt
Zusammen dir die Riesenklippe.

Und Hände giebts im Orient,
Wie Schwäne weiß, mit blauen Malen,
In denen zwiefach Feuer brennt,
Als gelt es Liebesglut zu zahlen;
Ein leichter Thau hat sie genäßt,
Ein leises Zittern sie umflogen,

Sie fassen krampfhaft, drücken fest —
Hinweg, hinweg! du hast die Pest
In deine Poren eingesogen!

Auch hat ein Dämon einst gesandt
Den giftgen Pfeil zum Himmelsbogen;
Dort rührt ihn eines Gottes Hand,
Nun starrt er in den Ätherwogen.
Und läßt der Zauber nach, dann wird
Er niederprallen mit Geschmetter,
Daß das Gebirg in Scherben klirrt,
Und durch der Erde Adern irrt
Fortan das Gift der Höllengötter!

Drum poche sacht, du weißt es nicht,
Was dir mag überm Haupte schwanken;
Drum drücke sacht, der Augen Licht
Wohl siehst du, doch nicht der Gedanken.
Wirf nicht den Stein zu jener Höh,
Wo dir gestaltlos Form und Wege;
Und schnelltest du ihn einmal je,
So fall auf deine Knie und fleh,
Daß ihn ein Gott berühren möge!

---

89. Die Gaben.

Nie fand, so oft auch scherzend ward gefragt,
Ich einen Mann, vom Grafen bis zum Schneider,
Der so bescheiden oder so betagt,
So hülflos, keinen so Gescheiten leider,

Der nicht gemeint: des Herrschertumes Bürde
Sei seinen Schultern grad das rechte Maß.
War einer zweifelnd je an seiner Würde,
So schätzt' er seine Kräfte desto baß.

Der hoffte auf der Rede Zauberbann;
Schlau aus dem Winkel wollte jener zielen:
Kurz, daß er wisse, wie, und auch den Mann,
Ließ jeder deutlich durch die Blume spielen.

Ihr Thoren! glaubt ihr denn, daß Gott im Zorne
Die Großen schuf, ungleich der Menschenschar,
Ein thöricht Vieh nur, das sein Haupt zum Borne
Hinstreckt wie weiland Nebukadnezar?

Daß, weil zuweilen unter Zotten schlägt
Ein Herz, wo große Elemente schlafen,
Deshalb, wer eine feine Wolle trägt,
Unfehlbar zählt zu den Merinoschafen?

Wer zweifelt noch, daß langes Schaun erblinde,
Und wer den Fäden rastlos nachgespürt,
Daß dieser, gleich dem überreizten Kinde,
So dümmer wird, je länger er studiert?

Wer zweifelt, daß ein Herz, wie's Throne schmückt',
Gar oft am Acker fröhnt und Forstgehege,
Daß manche Scheitel sich zur Furche bückt,
Hochwert daß eine Krone drauf man lege?

Doch ihr, des Lebens abgehetzte Alten,
Ihr, innerliche Greise, seid es nicht!
Bewahr der Himmel uns vor eurem Walten,
Vor dem im Sumpfe angebrannten Licht!

Ihr würdet mahnen an des Fröhners Sohn,
Der, wollt' ihm Gott ein Königreich verschreiben,
Fürs Leben wüßte keinen bessern Lohn,
Als seine Schweine dann zu Roß zu treiben.

---

90. Die Schulen.

Kennst du den Saal? ich schleiche sacht vorbei:
„Der alte Teufel tot, die Götter neu" —
Und was man Großes sonst darin mag hören.
Wie üppig wogend drängt der Jugend Schwarm!
Wie reich und glänzend! — aber ich bin arm,
Da will ich lieber eure Lust nicht stören.

Dann das Gewölb — mir wird darin nicht wohl,
Wo man der Gruft den modernden Obol
Entschaufelt und sich drüber legt zum Streite;
Ergraute Häupter nicken rings herum,
Wie weis' und gründlich! — aber ich bin dumm,
Da schleich ich lieber ungesehn bei Seite.

Doch die Katheder im Gebirge nah,
Der Meister unsichtbar, doch laut Hurrah
Ihm Wälder, Strom und Sturmesflügel rauschen —
Matrikel ist des Herzens frischer Schlag —
Da will zeitlebens ich, bei Nacht und Tag,
Demüt'ger Schüler, seinen Worten lauschen.

---

91. Alte und neue Kinderzucht.

1.

In seiner Buchenhalle saß ein Greis auf grüner Bank,
Vor ihm, in grünlichem Pokal, der Rebe Feuertrank;
Zur Seite seiner Jugend Sproß, sich lehnend an den Zweigen,
Ein ernster Vierziger, vernahm des Alten Wort in Schweigen.

„Sohn,“ sprach der Patriarch, es klang die Stimme
schier bewegt:
„Das Kissen für mein Sterbebett, du hast es weich gelegt:
Ich weiß es, eine Thräne wird das Leichentuch mir netzen,
In meinen Sessel wird dereinst ein Ehrenmann sich setzen.

Zu Gottes Ehr und deiner Pflicht, und nach der Vordern Art
Zog ich in aller Treue dich, als schon dein Kinn behaart.
Nicht will die neue Weise mir zum alten Haupte gehen,
Ein Sohn hat seinen Herrn, so lang zwei Augen offen stehen.

Mein Vater — tröst' ihn Gott, er fiel in einem guten
Strauß! —
War Diener seinem Fürsten und ein König seinem Haus;
Sein treues Auge wußte wohl der Kinder Heil zu wahren,
Den letzten Schlag von seiner Hand fühlt' ich mit zwanzig
Jahren.

So macht' er mich zum Mann, wie du, mein Sohn,
zum frohen Greis,
Zum Mann, der tragen kann und sich im Glück zu fassen
weiß;
Wie mag, wer seiner Launen Knecht, ein Herrenamt bezwingen?
Wer seiner Knospe Kraft verpraßt, wie möcht er Früchte
bringen?

Nur von der Pike dient sichs recht zum braven General.
Gesegnet sei die Hand, die mir erspart der Thorheit Wahl!
Mit tausend Thränen hab ich sie in unsre Gruft getragen,
Denn eines Vaters heil'ge Hand hat nie zu hart geschlagen.

Mein Haar ist grau, mein blödes Aug hat deinen
Sproß gesehn,
Bald füllst du meinen Sitz und er wird horchend vor
dir stehn.

Gedenk der Rechenschaft, mein Sohn, lehr deinen Blick ihn lesen,
Gehorsam sei er dir, wie du gehorsam mir gewesen!“

So sprach der Patriarch und schritt entlang die Buchenhall;
Ehrfürchtig folgte ihm der Sohn, wie Fürsten der Vasall,
Und seinen Knaben winkt er sacht herbei vom Blütenhagen,
Ließ küssen ihn des Alten Hand, und seinen Stab ihn tragen.

2.

An blühender Akazie lehnt ein blonder bleicher Mann.
Sehr mangelt ihm der Sitz, allein die Kinder spielen dran:
So schreibt er stehend, immer Ball und Peitschenhieb gewärt'gend.
Schnellfingrig für die Druckerei den Lückenbüßer fert'gend.

„In Osten steigt das junge Licht, es rauscht im Eichenhain,
Schon schlang der alte Erebus die alten Schatten ein;
Des Geistes Siegel sind gelöst, der Äther aufgeschlossen,
Und aus vermorschter Dogmen Staub lebend'ge Cedern sprossen.

O Geistesfessel, härter du als jemals ein Tyrann,
Geschlagen um des Sklaven Leib, du tausendjähr'ger Bann!
Geheim, doch sicher hat der Rost genagt an deinem Ringe,
Nun wackelt er und fürchtet sich vor jedes Knaben Klinge!

Hin ist die Zeit, wo ein Gespenst im Büßermantel schlich,
In seinen Bettelsack des Deutschen Gold und Ehre strich,
Wo Greise, Schulmonarchen gleich, die stumpfe Geißel schwenkten,
Des Sonnenrosses Zaum dem Grab verfallne Hände lenkten.

Nicht wird im zarten Kinde mehr des Mannes Keim erstickt,
Frei schießt die Eichenlode, unbeengt und ungeknickt;
Was mehr als Wissen, wirkender als Gaben, die zerstückelt —
Des kräft'gen Wollens Einheit wird im jungen Mark entwickelt!

Wir wuchsen unter Peitschenhieb an der Galeere auf,
Und dennoch riß das Dokument vom schnöden Seelenkauf
Durch deutsche Hand, durch unsre Hand, die, nach Egyptens Plagen,
Noch immer stark genug, den Brand ans Bagnothor zu tragen!

Doch Ihr, die ihr den ganzen Saft der Muttererde trinkt,
An deren Zweig das erste Blatt schon wie Smaragde blinkt,
Ihr" — unser Dichter stutzt — er hört an den Hollundersträuchen
Sein Erstlingsreis, den Göttinger, wie eine Walze keuchen.

Und auf der Bank — sein Manuskript — o Pest! sein Dichterkranz —
Dort fliegt er, droben in der Luft, als langer Drachenschwanz!
Und — was? ein Guß? — bei Gott, da hängt der Bub', die wilde Katze,
Am Ast, und leert den Wasserkrug auf seines Vaters Glatze!

---

92. An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich.

Ihr steht so nüchtern da gleich Kräuterbeeten —
Und ihr gleich Fichten, die zerspellt von Wettern! —

Haucht wie des Hauches Hauch in Syrinxflöten —
Laßt wie Dragoner die Trompeten schmettern! —
Der kann ein Schattenbild die Wange röten —
Die wirft den Handschuh Zeus und allen Göttern:
Ward denn der Führer euch nicht angeboren
In eigner Brust, daß ihr den Pfad verloren?

Schaut auf! zur Rechten nicht — durch Thränengründe,
Mondscheinalleen und blasse Nebeldecken,
Wo einsam die veraltete Selinde
Zur Luna mag die Lilienarme strecken:
Glaubt, zur Genüge hauchten Seufzerwinde,
Längst überfloß der Sehnsucht Thränenbecken;
An eurem Hügel mag die Hirtin klagen,
Und seufzend drauf ein Gänseblümchen tragen!

Doch auch zur Linken nicht — durch Winkelgassen,
Wo tückisch nur dir Diebslaternen blinken,
Mit wildem Druck euch rohe Hände fassen,
Und Smollis Wüstling euch und Schwelger trinken:
Zum Bacchanal der Sinne, wo die blassen,
Betäubten Opfer in die Rosen sinken,
Und endlich, eures Sarges letzte Ehre,
Man drüber legt die Kränze der Hetäre!

O dunkles Los! o Preis mit Schmach gewonnen,
Wenn Ruhmes Staffel wird der Ehre Bahre!
Grad', grade geht der Pfad, wie Strahl der Sonnen,
Grad', wie die Flamme lodert vom Altare!
Grad', wie Natur das Berberroß zum Bronnen
Treibt mitten durch die Wirbel der Sahare!
Ihr könnt nicht fehlen: er, so mild umlichtet,
Der Führer ward in euch nicht hingerichtet.

Treu schützte ihn der Länder fromme Sitte,
Die euch umgeben wie mit Heil'genscheine;
Sie hielt euch fern die freche Liebesbitte,
Und legte Anathem auf das Gemeine.
Euch nahte die Natur mit reinem Schritte
Kein trunkner Schwelger über Stock und Steine:
Ihr mögt ihr willig jedes Opfer spenden,
Denn alles nimmt sie, doch aus reinen Händen! —

Die Zeit hat jede Schranke aufgeschlossen,
An allen Wegen hauchen Naphtablüten,
Ein reizend scharfer Duft hat sich ergossen,
Und jeder mag die eignen Sinne hüten!
Das Leben stürmt auf abgehetzten Rossen,
Die noch zusammenbrechend haun und wüten.
Ich will den Griffel eurer Hand nicht rauben:
Singt, aber zitternd, wie vorm Weih die Tauben!

Ja, treibt der Geist euch, laßt Standarten ragen!
Ihr wurdet Zeugen wild bewegter Zeiten;
Was ihr erlebt, das läßt sich nicht erschlagen,
Feldbind und Helmzier mag ein Weib bereiten;
Doch seht euch vor, wie hoch die Schwingen tragen,
Stellt nicht das Ziel in ungemessne Weiten:
Der kecke Falk ist überall zu finden,
Doch einsam steigt der Aar aus Alpengründen.

Vor allem aber pflegt das anvertraute,
Das heil'ge Gut, gelegt in eure Hände,
Weckt der Natur geheimnisreichste Laute,
Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende;
Des Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,
Und schmückt mit Sprüchen die entweihten Wände,
Daß dort, aus dieser Wirren Staub und Mühen,
Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knieen!

Ihr hörtet sie, die unterdrückten Klagen
Der heiligen Natur, geprägt zur Dirne!
Wer hat sie nicht gehört in diesen Tagen,
Wo nur Ein Gott, der Gott im eignen Hirne?
Frischauf! — und will den Lorbeer man versagen:
O Glückliche mit unbekränzter Stirne!
O arm Gefühl, das sich nicht selbst kann lohnen —
Mehr ist Ein Segen als zehntausend Kronen!

---

93. Der Mittelpunkt der Welt.

Jüngst hast die Phrase scherzend du gestellt:
„Wer Reichtum, Liebe will und Glück erlangen,
Der mache sich zum Mittelpunkt der Welt,
Zum Kreise, drin sich alle Strahlen fangen!“
Dein Wort, mein Freund, war wie des Tempels Thür,
Die Inschrift draußen und das Volksgedränge,
Doch durch die Spalten blinkt der Lampen Zier,
Ziehn Opferduft und heilige Gesänge.

Wo könnte jemals wohl des Glückes Born
Aus anderm als aus eignem Herzen fließen?
Aus welcher Schale wohl des Himmels Zorn
Als aus der selbstgebotnen sich ergießen?
O glücklich sein, geliebt und glücklich sein!
Möge mein Engel mir die Pfade deuten!
Da schrillt des Tempels Vorhang, zart und rein
Hör ichs, wie Echo, durch die Falten gleiten —

Standest an einem Krankenbett du je,
Nach wochenlangen selbstvergessnen Sorgen?
Hobst deine schweren Wimper in die Höh,
Gerührt zum heißen Dankgebet am Morgen,

Und sahst auf des Genesenden Gesicht
Ein neuerwachtes Seelenleben schweben,
Und einen Liebesblick auf dich, wie nicht
Ihn Freund und nicht Geliebte können geben; —

Hieltest du je den Griffel in der Hand
Und rechnetest mit frohem Geiz zusammen
Die Groschen, die du selber dir entwandt;
Schien jeder Heller dir wie Gold zu flammen
Des Preises für den fremden Sorgenpfühl,
Um den du deine Freuden schlau betrogen,
Und hast in deines Reichtums Vollgefühl
Tief, tief den Odem in die Brust gesogen; —

Und der Moment, wo eine Rechte schwimmt
Ob teurem Haupte mit bewegtem Segen,
Wo sie das Herz vom eignen Herzen nimmt,
Um weinend an das fremde es zu legen,
Hast du ihn je erlebt? und standest dann,
Die Arme still und freundlich umgeschlagen,
Selig berechnend, welche Früchte kann,
Wie liebliche, das neue Bündnis tragen:

Dann bist du glücklich, bist geliebt und reich,
Ein Dach, an dem sich alle Blitze spalten;
Dann mag dein Lorbeer welken, mögen bleich
Krankheit und Alter dir die Stirne falten:
Dann bist der Mittelpunkt du deiner Welt,
Der Kreis, aus dem dir freud'ge Strahlen quillen!
Und was so frisch der Bäche Ufer schwellt,
Wie sollte seinen Born es nicht erfüllen?

---

94. Stille Größe.

Ich klage nicht den Mann, der fällt,
Ein Markstein dem erkämpften Land,
Der seines Schicksals Becher hält,
Ihn mischend mit entschlossner Hand,
Ihn, der entgegen tritt dem Sturm
Und weiß, daß er die Eiche bricht:
Wer war so reich wie Götz im Turm,
Wie Morus vor dem Blutgericht?

Ich klage nicht den Mann, der stirbt,
Von Welt und eigner Glut verzehrt,
Ihn, dem des Halmes Frucht verdirbt
Und den des Himmels Manna nährt;
Correggio nicht, der siech und falb
Die Kupferheller heimgebracht;
Cervantes, der verhungert halb
Ob seines Pansa noch gelacht!

Sie sind des Unglücks Fürsten, sind
Die Mächtigen im weiten Blau,
Sie fühlen, daß ihr Odem rinnt
Entzündend um der Erde Bau,
Daß nur aus dunkler Scholle gern
Und freudig schießt der Ernte Kraft,
Und daß zerfallen muß der Kern,
Soll strecken sich der Palme Schaft.

Ihn klag ich, dessen Liebe groß
Und dessen Gabe arm und klein,
Den, wie die Glut das dürre Moos,
Sengt jener Strahlen Widerschein;
Ihn, der des Funkens Irren fühlt
Verzehrend iu der Adern Bau,
Und den die Welle dann verspült,
Ein Aschenhäuflein, karg und grau.

O, eure Zahl ist Legion!
Ihr Halbgesegneten, wo scheu
Ins Herz der Genius geflohn,
Und öde ließ die Phantasei;
Ihr, die ihr möchtet flügellos
Euch schwingen mit des Sehnens Hauch,
Und nieder an der Erde Schoß
Sinkt, wie ein kranker Nebelrauch.

Nicht klag ich euch, weil ihr gering,
Nicht weil ihr ärmlich und versiegt:
Ich weiß es, daß der Zauberring
Euch unbewußt am Finger liegt;
O ihr seid reich und wißt es nicht,
Denn reich ist nur der Träume Land;
O ihr seid stark und wißt es nicht,
Denn stark ist nur der Liebe Band!

Wenn ihr am leeren Pulte neigt
Und an der öden Staffelei,
Um euch des Himmels Odem steigt
Und in euch der Beklemmung Schrei;
Wenn zitternd nach dem Ideal
Ihr eure heißen Arme streckt,
Und kaum fürs nächste Kummermahl
Den Halm die nächste Furche reckt:

Dann seid ihr mehr als der Poet,
Der seines Herzens Blut verkauft,
Mehr als der Künstler, der so spät
Zur Heilgen die Hetäre tauft;
Was ihr verschweigt, ist lieblicher
Als je des Dichters Stirn gekrönt;
Was ihr begrabt, ist heiliger
Als Farb und Pinsel je verschönt.

Mir gab Natur ein kühnes Herz,
Ich senke nicht so leicht den Blick;
Mich drückt nicht Größe niederwärts,
Drängt keine fremde Hand zurück;
Nie hat des Ruhmes Strahlenkranz
An fremder Stirne mich gegrämt:
Doch vor so stillen Blickes Glanz
Hab ich mich hundertmal geschämt.

Weinende Quellen, wo sich rollt
Das Sonnenbild im Wellenbann;
Glühende Stufen, wo das Gold
Nicht aus der Schlacke brechen kann:
Ich klag um euch, weil ihr betrübt,
Weil euch das Herz von Thränen schwillt,
Unwissend Sel'ge, weil ihr liebt,
Und zweifelt an der Gottheit Bild!

Behütet euren stillen Schatz,
Laßt uns das sonnenöde Land!
Laßt uns den freien Bühnenplatz
Und sterbt im Winkel unbekannt!
Einst wißt ihr, was in euch gelebt,
Und was in dem, der euch gehöhnt;
Einst, wenn der Strahlengott sich hebt
Und wenn die Memnonssäule tönt.

---

95. Die Golem.*)

Hätt ich dich nicht als süßes Kind gekannt,
Mit deinem Seraph in den klaren Blicken,

*) Das Truggespinnst (orientalisches Wort).

Dich nicht geleitet in der Märchen Land,
Gefühlt der kleinen Hände zitternd Drücken:
Ich würde jetzt dich mit Behagen sehen,
Du wärst mir eine hübsche, brave Frau;
Doch ach, nun muß ich unter deiner Brau,
Muß stets nach dem entflognen Engel spähen!

Und du, mit deinem Wort, bedacht und breit,
Dem klugen Lächeln und der Stirne Falten,
Spricht dir kein armer Traum von jener Zeit,
Wo deine Glut die Felsen wollte spalten?
Ein braver Bürger bist du, hoch zu ehren,
Ein wahrer Heros auf der Mittelbahn:
Doch, o mein Flammenwirbel, mein Vulkan,
Ach daß die Berge Mäuse nur gebären!

Weh ihm, der lebt in des Vergangnen Schau,
Um bleiche Bilder wirbt, verschwommne Töne!
Nicht was gebrochen, macht das Haar ihm grau,
Was Tod geknickt in seiner süßen Schöne:
Doch sie, die Monumente ohne Toten,
Die wandernden Gebilde ohne Blut,
Sie, seine Tempel ohne Opferglut,
Und seine Haine ohne Frühlingsboten! —

's giebt eine Sage aus dem Orient
Von Weisen, toter Masse Formen gebend,
Geliebte Formen, die die Sehnsucht kennt,
Und mit dem Zauberworte sie belebend:
Der Golem wandelt mit bekanntem Schritte,
Er spricht, er lächelt mit bekanntem Hauch,
Allein es ist kein Strahl in seinem Aug',
Es schlägt kein Herz in seines Busens Mitte.

Und wie sich alte Lieb' ihm unterjocht,
Er haucht sie an mit der Verwesung Schrecken;
Wie angstvoll die Erinn'rung ruft und pocht,
Es ist in ihm kein Schlafender zu wecken.
Und tief gebrochen sieht die Treue schwinden,
Was sie so lang und heilig hat bewahrt,
Was nicht des Lebens, nicht des Todes Art,
Nicht hier und nicht im Himmel ist zu finden!

O kniee still an deiner Toten Gruft,
Dort magst du milde fromme Thränen weinen;
Mit ihrem Odem säuselt dir die Luft,
Mit ihrem Antlitz wird der Mond dir scheinen;
Dein sind sie, dein, wie mit gebrochnen Augen,
Wie dein sie waren mit dem letzten Blick:
Doch fliehe vor dem Golem, flieh zurück,
Die deine Thränen kalt wie Gletscher saugen!

---

96. Halt fest!

Halt fest den Freund, den einmal du erworben!
Er läßt dir keine Stätte für das Neue;
Läßt, wie das Haus, in dem ein Leib gestorben,
Unrein das Herz, wo modert eine Treue.
Meinst du, dein sei der Hände Druck, der Strahl
Des eignen Auges arglos und voll Liebe?
Drückst du zum zweitenmal, blickst du zum zweitenmal:
Die Frucht ist fleckig und der Spiegel trübe.

Halt fest dein Wort, o fest wie deine Seele!
So stolz und freudig mag kein Lorbeer ranken,
Daß er das Brandmal auf der Stirne hehle,
Die unterm Druck des Wortes konnte wanken;

Der ärmste Bettler, so ein ehrlich Herz,
Wird wie ein König dir genüber treten,
Und du? du zupfst den Lorbeer niederwärts
Und heimlich mußt du dein „peccavi“ beten.

Halt fest den Glauben, laß ihn dir genügen!
Wer möcht sein Blut mit fremdem Safte tauschen!
Verstoße nicht den Cherub deiner Wiegen,
Aus jedem Blatt wird dir sein Flügel rauschen!
Und ist dein Geist zu stark, vielleicht zu blind,
In seiner Hand das Flammenschwert zu sehen,
So zweifle nicht, er wird, ein weinend Kind,
An deinem letzten öden Lager stehen.

Und dann die Gabe, gnädig dir verliehen,
Den köstlichen Moment, den gottgesandten,
O fessle, fessle seinen Quell im Fliehen,
Halt jeden Tropfen höher als Demanten!
Noch schläft die Stunde, doch sie wacht dereinst,
Da deinem Willen sich die Kraft entwunden,
Wo du verlorne schwere Thränen weinst
In die Charybdis deiner toten Stunden!

Vor allem aber halt das Kind der Schmerzen,
Dein angefochtnes Selbst, von Gott gegeben!
O sauge nicht das Blut aus deinem Herzen,
Um einen Seelenbastard zu beleben;
Daß, wenn dir einstens vor dem Golem graut,
Es zu dir trete nicht mit leisen Klagen:
„So war ich, und so ward ich dir vertraut,
Unsel'ger, warum hast du mich erschlagen!“

Drum fest, nur fest, nur keinen Schritt zur Seite!
Der Himmel hat die Pfade wohl bezeichnet;
Ein reines Aug erkennt sie aus der Weite,
Und nur der Wille hat den Pfad verleugnet.

Uns allen ward der Kompaß eingedrückt,
Noch keiner hat ihn aus der Brust gerissen:
Die Ehre nennt ihn, wer zur Erde blickt,
Und wer zum Himmel, nennt ihn — das Gewissen!

---

97. Carpe diem!*)

Pflücke die Stunde, wär sie noch so blaß,
Ein falbes Moos, vom Dunst des Moores naß,
Ein farblos Blümchen, flatternd auf der Haide!
Ach, einst von allem träumt die Seele süß,
Von allem, was, ihr eigen, sie verließ,
Und mancher Seufzer gilt entflohnem Leide.

In alles senkt sie Blutestropfen ein,
Legt Perlen aus dem heiligtiefsten Schrein,
Bewußtlos, selbst in grauverhängte Stunden;
Steigt oft ein unklar Sehnen dir empor,
Du schaust vielleicht wie durch Gewölkes Flor
Nach Tagen, längst vergessen, doch empfunden.

Wer, der an seine Kinderzeit gedenkt,
Als die Vokabeln ihn in Not versenkt,
Wer möcht nicht wieder Kind sein und sich grauen?
Ja, der Gefangne, der die Wand beschrieb,
Fühlt er nach Jahren Glückes nicht den Trieb,
Die alten Sprüche einmal noch zu schauen?

Wohl giebt es Stunden, die so ganz verhaßt,
Daß, dem Gedächtnis eine Centnerlast,
Wir ihren Schatten abzuwälzen sorgen;

*) „Genieße die Stunde!“ eigentlich: „Pflücke den Tag!“

Doch selten schickt sie uns des Himmels Zorn,
Und meistens ist darin ein gift'ger Dorn,
Der Moderwurm geheimer Schuld verborgen.

Drum, wer noch eines Blicks nach oben wert,
Der nehme, was an Lieben ihm beschert,
Die stolze, wie die Stund im schlichten Kleide;
Der schlürfe jeden stillen Tropfen Thau,
Und spiegelt drin sich nicht des Äthers Blau,
So lispelt drüber wohl die fromme Weide.

Freu dich an deines Säuglings Lächeln, freu
Dich an des Jauchzens ungewissem Schrei,
Mit dem er streckt die lustbewegten Glieder;
Wär zehnmal stolzer auch, was dich durchweht,
Wenn er vor dir dereinst, ein Jüngling, steht,
Dein lächelnd Kindlein giebt er dir nicht wieder!

Freu dich des Freundes, eh zum Greis er reift,
Erfahrung ihm die kühne Stirn gestreift,
Von seinem Scheitel Grabesblumen wehen;
Freu dich des Greises, schau ihm lange nach:
In kurzem gäbst du vielleicht du manchen Tag,
Um einmal noch dies graue Haupt zu sehen.

O wer nur ernst und fest die Stund ergreift,
Den Kranz ihr auch von bleichen Locken streift,
Dem spendet willig sie die reichste Beute.
Doch wir, wir Thoren drängen sie zurück,
Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück,
Und unsre Morgen morden unsre Heute!

98. Spruch.

An Ludowine.

Was ist mehr denn Schmuck und Kleid?
„Ein g'sunder Leib, so's in Freuden treit."
Was ist mehr denn Gold so wert?
„Ein frei Gemüt, so des nit entbehrt."
Was ist mehr denn Kron und Grund?
„Ein klug Gemüt, so des brauchen kunnt."
Was ist mehr, denn glückselig sein?
„Ein fein Gemüt, so des wert allein."

---

99. Poesie.

Fragst du mich im Rätselspiele,
Wer die zarte lichte Fei,
Die sich drei Kleinoden gleiche
Und ein Strahl doch selber sei?
Ob ichs rate? ob ich fehle?
Lieber, pfiffig war ich nie,
Doch in meiner tiefsten Seele
Hallt es: das ist Poesie!

Jener Strahl, der, Licht und Flamme,
Keiner Farbe zugethan,
Und doch, über alles gleitend,
Tausend Farben zündet an,
Jedes Recht und keines Eigen!
Die Kleinode nenn ich dir:
Den Türkis, den Amethisten,
Und der Perle edle Zier.

Poesie gleicht dem Türkise,
Dessen frommes Auge bricht,
Wenn verborgner Säure Brodem
Nahte seinem reinen Licht;

Dessen Ursprung keiner kündet,
Der wie Himmelsgabe kam
Und des Himmels milde Bläue
Sich zum milden Zeichen nahm.

Und sie gleicht dem Amethisten,
Der sein veilchenblau Gewand
Läßt zu schnödem Grau erblassen
An des Ungetreuen Hand;
Der, gemeinen Götzen fröhnend,
Sinkt zu niedern Steines Art,
Und nur Einer Flamme dienend
Seinen edlen Glanz bewahrt.

Gleicht der Perle auch, der zarten,
Am Gesunden thauig klar,
Aber saugend, was da Krankes
In geheimsten Adern war:
Sahst du niemals ihre Schimmer
Gründlich, wie ein modernd Tuch?
Eine Perle bleibt es immer,
Aber die ein Siecher trug.

Und du lächelst meiner Lösung,
Flüsterst wie ein Wiederhall:
Poesie gleicht dem Pokale
Aus venedischem Krystall;
Gift hinein — und schwirrend singt er
Schwanenliedes Melodie,
Dann in tausend Trümmer klingt er,
Und hin ist die Poesie!

---

100. Der zu früh geborene Dichter.

Acht Tage zählt er schon, eh ihn
Die Amme konnte stillen,
Ein Würmchen, saugend kümmerlich
An Zucker und Kamillen,
Statt Nägel nur ein Häutchen lind,
Däumlein wie Vogelsporen,
Und jeder sagte: „Armes Kind!
Es ist zu früh geboren!“

Doch wuchs er auf, und mit der Zeit
Hat Leben sich entwickelt,
Mehr als der Doktor prophezeit,
Und hätt er ihn zerstückelt;
Im zähen Körper zeigte sich
Zäh wilder Seele Streben;
Einmal erfaßt — dann sicherlich
Hielt er, auf Tod und Leben.

In Büchern hat er sich studiert
Hohläugig und zu Schanden,
Und durch sein glühes Hirn geführt
Zahllose Liederbanden.
Ein steter Drang — hinauf! hinauf!
Und ringsum keine Palme;
So klomm er an der Weide auf
Und jauchzte in die Alme.

Zwar dünkt ihn oft, bei trübem Mut,
Sein Baldachin von Laube
So köstlich wie ein alter Hut,
Wie 'ne zerrißne Haube;
Allein dies schalt man „eitlen Drang,
Mit Würde abzutrumpfen!“

Und alles was er sah, das sang
Herab von Weidenstumpfen.

So ward denn eine werte Zeit
Vertrödelt und verstammelt,
Lichtblonde Liederlein juchheit,
Und Weidenduft gesammelt;
Wohl fielen Thränen in den Flaum
Und schimmerten am Raine,
Erfaßte ihn der glühe Traum
Von einem Palmenhaine.

Und als das Leben ausgebrannt
Und fühlte sich vergehen,
Da sollt wie Moses er das Land
Der Gottverheißung sehen;
Er sah, er sah sie Schaft an Schaft
Die heilgen Kronen tragen,
Und drunter all die frische Kraft
Der edlen Sprossen ragen.

Und Lieder hört er, Melodien,
Wie ihm im Traum geklungen,
Wenn ein Krystall der Gletscher schien
Und Adler sich geschwungen;
Durch das smaragdne Riesenlaub
Sah er die Lyra blinken,
Und über sich gleich goldnem Staub
Levante's Äther sinken.

O, wie zusammen da im Fall
Die alten Töne schwirrten,
Im Busen die Gefangnen all
Mit ihren Ketten klirrten —

„Ha, Leben, Jahre! und mein Sitz
Ist in den Säulenwänden,
Auch meine Lyra soll den Blitz
Durch die Smaragden senden!“

Ach, arme Frist, an solchem Schaft
Mit mattem Fuß zu klimmen,
Die Sehne seiner Jugendkraft,
Vermag er sie zu stimmen?
Und bald erseufzt er: „Hin ist hin!
Vertrödelt ist verloren!
Die Scholle winkt, weh mir, ich bin
Zu früh, zu früh geboren!“

---

101. Die rechte Stunde.

Im heitern Saal beim Kerzenlicht,
Wenn alle Lippen sprühen Funken,
Und gar vom Sonnenscheine trunken,
Wenn jeder Finger Blumen bricht,
Und vollends an geliebtem Munde,
Wenn die Natur in Flammen schwimmt, —
Das ist sie nicht, die rechte Stunde,
Die dir der Genius bestimmt.

Doch wenn so Tag als Lust versank,
Dann wirst du schon ein Plätzchen wissen,
Vielleicht in deines Sophas Kissen,
Vielleicht auf einer Gartenbank:
Dann klingt's wie halb verstandne Weise,
Wie halb verwischter Farben Guß
Verrinnt's um dich, und leise, leise
Berührt dich dann dein Genius.

---

102. Mein Beruf.

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?“
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,
Und meine Macht: von Gottes Gnaden!

Jetzt, wo hervor der tote Schein
Sich drängt am modervollen Stumpfe,
Wo sich der schönste Blumenrain
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,
Der Geist, ein blutlos Meteor,
Entflammt und lischt im Moorgeschwehle,
Jetzt ruft die Stunde: Tritt hervor,
Mann oder Weib, lebendge Seele!

Tritt zu dem Träumer, den am Rand
Entschläfert der Datura Odem,
Der, langsam gleitend von der Wand,
Noch zucket gen den Zauberbrodem.
Und wo ein Mund zu lächeln weiß
Im Traum, ein Auge noch zu weinen,
Da schmettre laut, da flüstre leis,
Trompetenstoß und West in Hainen!

Tritt näher, wo die Sinnenlust
Als Liebe giebt ihr wüstes Ringen,
Und durch der eignen Mutter Brust
Den Pfeil zum Ziele möchte bringen,
Wo selbst die Schande flattert auf,
Ein lustiges Panier zum Siege,

Da rüttle hart: „Wach auf, wach auf,
Unsel'ger, denk an deine Wiege!

„Denk an das Aug, das überwacht
Noch eine Freude dir bereitet,
Denk an die Hand, die manche Nacht
Dein Schmerzenslager dir gebreitet,
Des Herzens denk, das einzig wund
Und einzig selig deinetwegen,
Und dann knie nieder auf den Grund
Und fleh um deiner Mutter Segen!"

Und wo sich träumen wie in Haft
Zwei einst so glüh ersehnte Wesen,
Als hab ein Priesterwort die Kraft,
Der Banne seligsten zu lösen,
Da flüstre leise: „Wacht, o wacht!
Schaut in das Auge euch, das trübe,
Wo dämmernd sich Erinnrung facht,
Und dann: wach auf, o erste Liebe!"

Und wo im Schlafe zitternd noch
Vom Opiat die Pulse klopfen,
Das Auge dürr, und gäbe doch
Sein Sonnenlicht um einen Tropfen —
O, rüttle sanft: „Verarmter, senk
Die Blicke in des Äthers Schöne,
Zieh Himmelskraft in dich und denk
An der Begeistrung erste Thräne!" —

So rief die Zeit, so ward mein Amt
Von Gottes Gnaden mir gegeben,
So mein Beruf mir angestammt,
Im frischen Mut, im warmen Leben.

Ich frage nicht, ob ihr mich nennt,
Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme;
Doch wißt: Wo die Sahara brennt,
Im Wüstensand, steht eine Blume,

Farblos und Duftes bar! Nichts weiß
Sie, als den frommen Thau zu hüten,
Und dem Verschmachtenden ihn leis
In ihrem Kelche anzubieten.
Vorüber schlüpft die Schlange scheu
Und Pfeile ihre Blicke regnen,
Vorüber rauscht der stolze Leu —
Allein der Pilger wird sie segnen.

---

103. Meine Aufgabe.

(Luk. 14, 18 u. 20.)

Ein Haus hab ich gekauft, ein Weib hab ich genommen,
Drum, Herr, kann ich nicht kommen!
Das Haus mein Erdenleib,
Des ich in Ruh muß pflegen,
Die Poesie das Weib,
Dem ich zu Füßen legen
Will meiner Liebe Frommen
Zum süßen Zeitvertreib.

Gebrechlich ist mein Haus; ich muß es emsig stützen,
Soll es mir ferner nützen.
So lieblich ist die Frau,
Sie zieht mich ohne Maßen
Zu ihrer Schönheit Schau.
Um sie mag ich wohl lassen
Der lichten Stunden Blitzen,
Der Träume Dämmerthau.

Was fühl ich denn so heiß in meinem Busen quellen,
Als möcht es ihn zerschellen?
Was flüstert an mein Ohr?
Mir däucht es, eine Stimme
Dring aus dem Baum hervor
Wie in verhaltnem Grimme,
Gleich zorn'gen Meereswellen,
Und spricht: O Thor, du Thor!

Kein Haus hast du gekauft, es ward dir nur verpfändet!
Bis jener Faden endet,
Des Dauer niemand kennt
Und keiner mag verlängen:
Die Spindel rollt und rennt.
Ach, jener Stunde Drängen
Hat keiner noch gewendet,
So tief die Angst ihn brennt!

Nicht lieblich ist die Frau, 's ist eine strenge Norne:
Erzittre ihrem Zorne;
Sie schlürft dein Leben auf!
Und muß es dann entrinnen,
So thu den besten Kauf:
Wohl magst du dir gewinnen,
Was aller Freuden Borne
Wiegt überschwänglich auf!

Drum sorge ferner nicht um deines Hauses Wände:
Des Eigentümers Hände
Sind schützend drauf gelegt.
Doch wie ein Wuchrer handle,
Um was dein Herz bewegt:
Mit jener Frau verwandle
In Himmelshauch die Spende,
Der dich nach oben trägt!

---

314. Das Wort.

Das Wort gleicht dem beschwingten Pfeil,
Und ist es einmal deinem Bogen
In Lüften aller Kraft entflogen,
Erhaschen wird es keine Eil'!

Dem Körnlein gleicht es, deiner Hand
Entschlüpft: wer mag es wiederfinden?
Und dennoch wuchert's in den Gründen
Und treibt die Wurzeln durch das Land.

Gleicht dem verlornen Funken, der
Vielleicht erlischt am feuchten Tage,
Vielleicht am wilden glimmt im Hage,
Am dürren schwelt zum Flammenmeer.

Und Worte sind es doch, die einst
So schwer in deine Schale fallen,
Ist keins ein nichtiges von allen,
Um jedes hoffst du oder weinst.

O einen Strahl der Himmelsau,
Mein Gott, dem Zagenden und Blinden!
Wie soll er Ziel und Acker finden?
Wie Lüfte messen und den Thau?

Allmächt'ger, der das Wort geschenkt,
Doch seine Zukunft uns verhalten,
Woll selber deiner Gabe walten,
Durch deinen Hauch sei sie gelenkt!

Richte den Pfeil dem Ziele zu!
Nähre das Körnlein schlummertrunken!
Erstick ihn oder fach den Funken!
Denn was da frommt, das weißt nur du.

V. Geist.

Aus: „Das geistliche Jahr“

---

105. Am Neujahrstage.

Das Auge sinkt, die Sinne wollen scheiden,
Fahr wohl, du altes Jahr mit Freud und Leiden!
Der Himmel schenkt ein neues, wenn er will.
So neigt der Mensch sein Haupt an Gottes Güte,
Die alte fällt, es keimt die neue Blüte,
Aus Eis und Schnee die Pflanze Gottes still.

Die Nacht entflieht, der Schlaf den Augenlidern;
Willkommen, junger Tag mit deinen Brüdern!
Wo bist du denn, du liebes neues Jahr?
Da steht es in des Morgenlichtes Prangen,
Es hat die ganze Erde rings umfangen
Und schaut ihm in die Augen ernst und klar.

„Gegrüßt du Menschenherz mit deinen Schwächen,
Du Herz voll Kraft und Reue und Gebrechen,
Ich bringe neue Prüfungszeit vom Herrn!“
Gegrüßt du neues Jahr mit deinen Freuden,
Das Leben ist so süß, und wärens Leiden,
Ach, alles nimmt man mit dem Leben gern.

„O Menschenherz, wie ist dein Haus zerfallen!
Wie magst du doch, du Erbe jener Hallen,
Wie magst du wohnen in so wüstem Graus?“
O neues Jahr, ich bin ja nie daheime,
Ein Wandersmann durchzieh ich ferne Räume:
Es heißt wohl so, es ist doch nicht mein Haus.

„O Menschenherz, was hast du denn zu treiben,
Daß du nicht kannst in deiner Heimat bleiben,
Und halten sie bereit für deinen Herrn?“
O neues Jahr, du mußt noch viel erfahren;
Kennst du nicht Krieg und Seuchen und Gefahren?
Und meine liebsten Sorgen wohnen fern.

„O Menschenherz, kannst du denn alles zwingen?
Muß dir der Himmel Thau und Regen bringen,
Und öffnet sich die Erde deinem Wort?“
Ach nein, ich kann nur sehn und mich betrüben,
Es ist noch leider nach wie vor geblieben,
Und geht die angewiesnen Wege fort.

„O tückisch Herz, du willst es nur nicht sagen,
Die Welt hat ihre Zelte aufgeschlagen,
Drin labt sie dich mit ihrem Taumelwein!“
Der bittre Becher mag mich nicht erfreuen,
Sein Schaum heißt Sünde und sein Trank Gereuen,
Zudem läßt mich die Sorge nie allein.

„Hör an, o Herz, ich will es dir verkünden:
Willst du den Pfeil in seinem Fluge binden?
Du siehst sein Ziel nicht, hat er darum keins?“
Ich weiß es wohl, uns ist ein Tag bereitet,
Da wird es klar, wie alles wohl geleitet
Und all die tausend Ziele dennoch eins.

„O Herz, du bist von Thorheit ganz befangen!
Dies alles weißt du, und dir mag nicht bangen?
O böser Diener, treulos aller Pflicht!
Ein jeglich Ding füllt seinen Platz mit Ehren,
Geht seinen Weg und läßt sich nimmer stören:
Dein Gleichnis giebt es auf der Erde nicht.

„Du hast den Frieden freventlich vertrieben!
Doch Gottes Gnad' ist grundlos wie sein Lieben:
O kehre heim in dein verödet Haus!
Kehr' heim in deine dunkle, wüste Zelle,
Und wasche sie mit deinen Thränen helle
Und lüfte sie mit deinen Seufzern aus!

„Und willst du treu die Blicke aufwärts wenden,
So wird der Herr sein heilig Bild dir senden,
Daß du es hegst in Glauben und Vertraun.
Dann darf ich einst an deinem Kranze winden,
Und sollte dich das neue Jahr noch finden,
So mög' es in ein Gotteshäuslein schaun!"

---

106. Am Feste vom süßen Namen Jesus.

Was ist süß wie Honigseim,
Wenn er sich der Wab entgießt?
Süßer ist des Lebens Keim,
Der durch unsre Adern fließt.
Doch dein Name, lieber Jesu mein,
Der ist über alles mild und süß:
Daß der Tod vergißt die herbe Pein,
Wo ein frommer Mund ihn tönen ließ.

Was ist gleich des Löwen Kraft,
Wenn er durch die Wälder kreist?
Stärker ist die Leidenschaft,
Ist der widerspänst'ge Geist.

Doch dein Name, lieber Jesu mein,
Der ist über alles voll der Macht:
Daß er zwingt zu milden Lichtes Schein,
Was die Welt bedräut mit Flammenpracht.

Was ist reich wie Meeresfahrt,
Gleich des Schachtes goldner Hut?
Reicher ist, wer sich bewahrt
Seiner Ehre köstlich Gut.
Doch dein Name, lieber Jesu mein,
Der ist mehr und reicher als das all!
Ach, um ihn erträgt man ganz allein
Schmach, Verkennung, aller Ehre Fall.

Was ist schön wie Morgenlicht,
Gleich dem Sternendom der Nacht?
Ach, ein lieblich Angesicht,
Und im Aug' des Geistes Pracht!
Doch dein Name, lieber Jesu mein,
Der ist über alles mild und schön!
Wer ihn trägt im stillen Antlitz sein,
Der ist hold, was auch Natur versehn.

Was ist freudig, wie zu ziehn
In die weite Welt hinaus?
Ach, viel freud'ger, was wir fliehn,
Das verkannte Elternhaus!
Doch dein Name, lieber Jesu mein,
Der ist über alles voll der Lust!
O, wer gäb nicht um die Freuden sein
Heimat, Freiheit, was ihm nur bewußt!

Ja, dein Name, Jesus Christ,
Der ist stark und reich und mild!
Wer den Namen nie vergißt,
Der kennt aller Leiden Schild.

Und ich soll, o liebster Jesu mein,
Ich, die Arme, treulos aller Pflicht,
Dennoch deines Namens Erbin sein?
Gott, du willst den Tod des Sünders nicht!

---

107. Am Tage der heiligen drei Könige.

Durch die Nacht drei Wandrer ziehn,
Um die Stirnen Purpurbinden,
Tiefgebräunt von heißen Winden
Und der langen Reise Mühn.
Durch der Palmen säuselnd Grün
Folgt der Diener Schar von weiten;
Von der Dromedare Seiten
Goldene Kleinode glühn;
Wie sie klirrend vorwärts schreiten,
Süße Wohlgerüche fliehn.

Finsternis hüllt schwarz und dicht
Was die Gegend mag enthalten;
Riesig drohen die Gestalten:
Wandrer, fürchtet ihr euch nicht?
Doch ob tausend Schleier flicht
Los' und leicht die Wolkenaue,
Siegreich durch das zarte Graue
Sich ein funkelnd Sternlein bricht.
Langsam wallt es durch das Blaue,
Und der Zug folgt seinem Licht.

Horch, die Diener flüstern leis':
Will noch nicht die Stadt erscheinen
Mit den Tempeln und den Hainen,
Sie, der schweren Mühe Preis?
Ob die Wüste brannte heiß,

Ob die Nattern uns umschlangen,
Uns die Tiger nachgegangen,
Ob der Glutwind dörrt den Schweiß:
Augen an den Gaben hangen
Für den König stark und weiß.

Sonder Sorge, sonder Acht,
Wie drei stille Monde ziehen
Um des Sonnensternes Glühen,
Ziehn die Dreie durch die Nacht.
Wenn die Staublawine kracht,
Wenn mit grausig schönen Flecken
Sich der Wüste Blumen strecken,
Schaun sie still auf jene Macht,
Die sie sicher wird bedecken,
Die den Stern hat angefacht.

O ihr hohen heil'gen Drei!
In der Finsternis geboren,
Hat euch kaum ein Strahl erkoren,
Und ihr folgt so fromm und treu!
Und du meine Seele, frei
Schwelgend in der Gnade Wogen,
Mit Gewalt ans Licht gezogen,
Suchst die Finsternis aufs neu?
O wie hast du dich betrogen:
Thränen blieben dir und Reu.

Dennoch, Seele, fasse Mut!
Magst du nimmer gleich ergründen,
Wie du kannst Vergebung finden;
Gott ist über alles gut!
Hast du in der Reue Flut
Dich gerettet aus der Menge;
Ob sie dir das Mark versenge,

Siedend in geheimer Glut:
Läßt dich nimmer dem Gedränge,
Der dich warb mit seinem Blut.

Einen Strahl bin ich nicht wert,
Nicht den kleinsten Schein von oben.
Herr, ich will Dich freudig loben,
Was dein Wille mir beschert!
Sei es Gram, der mich verzehrt,
Soll mein Liebstes ich verlieren,
Soll ich keine Tröstung spüren,
Sei mir kein Gebet erhört:
Kann es nur zu Dir mich führen,
Dann willkommen Flamm und Schwert!

---

108. Am ersten Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Jesus lehrt im Tempel.

Und sieh, ich habe Dich gesucht mit Schmerzen,
Mein Herr und Gott, wo werde ich Dich finden?
Ach, nicht im eignen ausgestorbnen Herzen,
Wo längst Dein Ebenbild erlosch in Sünden:
Da tönt aus allen Winkeln, ruf ich Dich,
Mein eignes Echo wie ein Spott um mich.

Wer einmal hat Dein göttlich Bild verloren,
Was ihm doch eigen war wie seine Seele,
Mit dem hat sich die ganze Welt verschworen,
Daß sie Dein heilig Antlitz ihm verhehle;
Und wo der Fromme Dich auf Tabor schaut,
Da hat er sich im Thal sein Haus gebaut.

So muß ich denn zu meinem Graun erfahren
Das Rätsel, das ich nimmer konnte lösen,
Als mir in meinen hellen Unschuldsjahren

Ganz unbegreiflich schien, was da vom Bösen:
Daß eine Seele, wo Dein Bild geglüht,
Dich gar nicht mehr erkennt, wenn sie Dich sieht.

Rings um mich tönt der klare Vogelreigen:
„Horch auf, die Vöglein singen seinem Ruhme!“
Und will ich mich zu einer Blume neigen:
„Sein mildes Auge schaut aus jeder Blume!“
Ich habe Dich in der Natur gesucht,
Und weltlich Wissen war die eitle Frucht.

Und muß ich schauen in des Schicksals Gange,
Wie oft ein schwaches Herz in diesem Leben
Vergebens zu Dir schreit aus seinem Drange,
Bis es verzweifelnd sich der Sünd ergeben:
Dann scheint mir alle Liebe wie ein Spott,
Und keine Gnade fühl ich, keinen Gott!

Und schlingen sich so wunderbar die Knoten,
Daß Du in Licht erscheinst dem treuen Blicke:
Da hat der Böse seine Hand geboten
Und baut dem Zweifel eine Nebelbrücke,
Und mein Verstand, der sich nur selber traut,
Der meint gewiß, sie sei von Gold gebaut.

Ich weiß es, daß Du bist, ich muß es fühlen
Wie eine schwere kalte Hand mich drücken,
Daß einst ein dunkles Ende diesen Spielen,
Daß jede That sich ihre Frucht muß pflücken;
Ich fühle der Vergeltung mich geweiht,
Ich fühle Dich, doch nicht mit Freudigkeit.

Wo find ich dich in Hoffnung und in Lieben?
Denn jene ernste Macht, die ich erkoren,
Das ist der Schatten nur, der mir geblieben

Von deinem Bilde, da ich es verloren.
O Gott, Du bist so mild, Du bist so licht:
Ich suche Dich in Schmerzen, birg Dich nicht!

---

109. Am dritten Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Vom Aussätzigen und Hauptmann.

„Geh hin, und dir geschehe, wie du geglaubt!" —
Ja, wer da glaubt, dem wird sein Heil geschehen;
Was aber ihm, dem in verborgnen Wehen
Das Leben hat sein Heiliges geraubt?

„Herr, sprich ein Wort, so wird dein Knecht gesund!" —
Herr, sprich das Wort, ich kann ja nichts als wollen;
Die Liebe kann das Herz Dir freudig zollen,
Der Glaube wird ja nur als Gnade kund!

Wie kommt es, da ich Dich am Abend rief,
Da ich am Morgen ausging, Dich zu finden,
Daß Du in Lauheit und des Zweifels Sünden
Mich sinken ließest, tiefer stets und tief?

Ist nicht mein Ruf in meiner höchsten Not
Zu Dir emporgeschollen aus der Tiefe?
Und war es nicht, als ob ich Felsen riefe,
Indes mein Auge stets von Thränen rot?

Verzeih, o Herr, was die Bedrängnis spricht!
Ich habe Dich doch oft und süß empfunden,
Ich war ja eins mit Dir zu ganzen Stunden,
Und in der Not gedacht ich dessen nicht!

Und ist mir nun, als sei ich ganz allein
Von Deinem weiten Gnadenmahl verloren,
Der ausgesperrte Bettler vor den Thoren:
O Gott, die Schuld ist doch gewißlich mein!

Fühlt ich in Demut, wie ich nimmer wert,
Daß ich Dein Wort in meinem Geist empfangen,
Daß meine Seufzer an Dein Ohr gelangen,
Daß meine Seele Dich erkennt und ehrt?

Mein Herr, gedenke meiner Sünden nicht!
Wie oft hab ich auf selbsterwähltem Pfade
Geschrien im Dunkel, Gott, um Deine Gnade
Wie um ein Recht und wie um eine Pflicht!

O hätt ich ihre Gaben nicht versäumt,
Hätt ich sie nicht zertreten und verachtet:
Ich stände nicht so grauenvoll umnachtet,
Daß das entflohne Licht mir wie geträumt!

Wie oft ist nicht, noch eh die That geschah,
Die als Gedanke lüstern mich umflogen,
In milder Warnung still vorbeigezogen
Dein Name mir, Dein Bild auf Golgatha!

Und wenn ich nun mich frevelnd abgewandt,
Die Sünde, die ich klar erkannt, begangen,
Wie hast Du dann in reuigem Verlangen
Nicht oft in meiner Seele nachgebrannt!

Ach, viel und schwere Sünden übt ich schon,
Noch mehr der Fehle, klein in ihren Namen,
Doch groß in der Verderbnis tiefstem Samen,
Taub für des jammernden Gewissens Ton!

Nun ist mir endlich alles Licht dahin
Und öfters Deine Stimme ganz verschollen:
Doch wirf mich, o Du siehst, ich kann noch wollen,
Nicht zu den Toten, weil ich lebend bin!

Mein Jesu, sieh, ich bin zu Tode wund
Und kann in der Zerrüttung nicht gesunden;
Mein Jesu, denk an Deine bittern Wunden,
Und sprich ein Wort, so wird Dein Knecht gesund!

---

110. Am vierten Sonntage nach heil. drei Könige.

Evang.: Von den Arbeitern im Weinberge.

Ich kann nicht sagen:
„Keiner hat mich gedingt!"
Wem soll ich klagen,
Wenn es mich niederzwingt
In meine schmählich selbstgeflochtnen Bande!
Vor Millionen hast Du mich erwählt,
Mir unermeßnes Handgeld zugezählt
In Deiner Taufe heil'gem Unterpfande.

Ich kann nicht sagen:
„Siehe, des Tages Last
Hab ich getragen!"
Wenn nun, zu Duft erblaßt,
Mich meine matte Sonne will verlassen:
Mein Garten liegt, ein übergrüntes Moor,
Und blendend steigt das Irrlicht draus empor,
Den Wandrer leitend in den Tod, den nassen.

Ich kann nicht sagen:
„Siehe, wer stand mir bei?
Ich mußte zagen:
Um mich die Wüstenei
Und das Getier, so nimmer dich erkennet!"
O Gott, Du hast zur Arbeit mich gesellt,
Viel liebe Seelen rings um mich gestellt,
Worin Dein Name unauslöschlich brennet!

Ich kann nicht sagen:
„Sieh, Deine Stimme sprach,
Ich mußte wagen,
Und meine Kraft zerbrach:
Was hast Du meine Nahrung mir entzogen?“
Mein Gott, und liegt wohl tief es in der Brust,
Doch bin ich großer Kräfte mir bewußt,
Und in der Angst hab ich mir selbst gelogen!

Ich muß verschwinden
Bis in die tiefste Kluft,
Zergehn in Winden
Wie einer Wolke Duft,
Wenn Dein Gericht vor meinem Geist wird stehen!
Du hast mich über vieles eingesetzt,
Und ganz verarmt erschein ich und zerfetzt,
Die Güter Dein ließ ich zu Noth vergehen!

Nichts kann ich sagen,
Denn meine Hand ist leer.
Soll ich es wagen,
Gegen die Wagschal schwer
Zu legen meiner Reue späte Triebe?
Und ist es nur wie des Ersatzes Spott:
Nichts hab ich sonst, doch Du, o milder Gott,
Du hast ein großes, großes Wort der Liebe!

---

111. Am Feste Mariä Lichtmeß.

Durch die Gassen geht Maria,
In den Arm den Sohn, den lieben,
Hält ihn fest und hält ihn linde,
Und ihr Auge schaut auf ihn.

Wie die Englein ihm gesungen,
Ihn die Hirten angebetet,
Huldigten die grauen Weisen,
Läßt sie still vorüber ziehn.

Aber Joseph ihr zur Seiten
Ist in Sorgfalt ganz befangen,
Prüfend fragt er alle Steine,
Ob ihr Fuß zu kühn sich wagt;
Weiß nicht was er wird erleben,
Aber wunderbare Dinge
Haben aus des Kindleins Augen
Sich ihm heimlich angesagt.

O Maria, Mutter Christi!
Nicht zu dir will ich mich wagen;
Denn du bist mir viel zu helle,
Meine Seel' ergraut vor dir;
Bist mir fast wie zum Entsetzen
In der fleckenlosen Reine,
Die du siegreich hast bewahret,
Da du wandeltest gleich mir.

Will viel lieber vor dein Kindlein
Treten, weinend und zerschlagen;
Ist er wohl mein Herr und Richter,
Und du stehst mir minder weit.
Einer Thorheit muß ich zollen,
Soll ich nicht in Furcht zerstäuben:
Hat er doch auch überwunden,
Ist der Held von Ewigkeit! —

Liebster Herr, du hast geschaffen
Meine arme kranke Seele,
Wie den Reiz, den vielgestalten,
Der auf breite Straßen führt;

Und du weißt daß, wie vor andern
Frischer Hauch in meiner Seele,
So mich auch vor andern glühend
Jede Erdenlust berührt.

Hast du mir zu reichen Kräften
Auch ein reiches Amt verliehen,
Reiche Güter zu verwalten
Und ein hohes reiches Schloß —
Und nun liegt es in Zerstörung,
Graunvoll in der öden Größe,
Wie ein knöchern Ungeheuer,
Wie ein toter Meerkoloß?

Doch da ich nach vielen Tagen,
Sonder Glauben, voll der Liebe,
Angstvoll prüfte seine Mauern,
Siehe da! sie standen fest.
O mein Herr, willst du mich hören,
Aufthun deine Gnadenschätze:
Sieh', ich will getreulich bauen
Meines Lebens trüben Rest!

Muß mein Haus gleich stehen eine
Öde warnende Ruine,
Ach, nur dort mag sich gestalten,
Was so rettungslos zerstört.
Kann ich nur ein Stübchen bauen,
Ausgeschmückt mit stillen Werken,
Wo ich, Herr, dich kann bewirten,
Wenn du bei mir eingekehrt!

Aus den Hallen tritt Maria,
In dem Arm den Sohn, den lieben,
Hält ihn fest und hält ihn linde,
Und auf ihm ihr Auge ruht.

O sie hat das Glück getragen
Durch neun wonnevolle Monde;
Was verkündet jene Frommen,
Trug sie längst im glühnden Mut!

Aber Joseph stillen Schrittes
Tritt nicht mehr an ihre Seite,
Da das liebe liebe Kindlein
Nun der Herr der ganzen Welt.
Doch wie höher steigt die Sonne,
Schleicht er leis' an ihre Schulter,
Und er zupft an ihrem Mantel,
Daß der Schleier niederfällt!

---

112. Auf Fastnacht.

Evang.: Vom Blinden am Wege.

Herr, gieb mir, daß ich sehe!
Ich weiß es, daß der Tag ist aufgegangen,
Im klaren Osten stehn fünf blut'ge Sonnen,
Und daß das Morgenrot mit stillem Prangen
Sich spiegelt in der Herzen hellen Bronnen.
Ich sehe nicht, ich fühle seine Nähe —
Herr, gieb mir daß ich sehe!

Und wie ich einsam stehe,
Sich um mich regt ein mannigfaches Klingen;
Ein jeder will ein lichtes Plätzchen finden,
Und alle von der Lust der Sonnen singen.
Ich nimmer kann die Herrlichkeit ergründen,
Und wird mir nur ein unergründlich Wehe.
Herr, gieb mir daß ich sehe!

Wie ich die Augen drehe
Verlangend durch der Lüfte weite Reiche,
Und meine doch, ein Schimmer müsse fallen
In ihrer armen Kreise öde Bleiche,
Weil deine Strahlen mächtig doch vor allen:
Doch fester schließt die Rinde sich, die zähe.
Herr, gieb mir daß ich sehe!

Gleich dem getroffnen Rehe
Möcht' ich um Hülfe rennen durch die Erde;
Doch kann ich nimmer deine Wege finden.
Ich weiß, daß ich im Moor versinken werde,
Wenn nicht der Wolf zuvor verschlang den Blinden;
Auch droht des Stolzes Klippe mir, die jähe.
Herr, gieb mir daß ich sehe!

So bleib' ich auf der Höhe,
Wo du zum Schutz gezogen um die Deinen
Des frommen Glaubens zarte Ätherhalle,
Worin so klar die roten Sonnen scheinen,
Und harre, daß dein Thau vom Himmel falle,
Worin ich meine kranken Augen bähe.
Herr, gieb mir daß ich sehe!

Wie sich die Nacht auch blähe,
Als sei ich ihrer schwarzen Macht verbündet,
Weil mir verschlossen deine Strahlenfluten:
Hat sich doch ihre Nähe mir verkündet,
Empfind' ich doch, wie lieblich ihre Gluten.
So weiß ich, daß ich nicht vergeblich flehe:
Herr, gieb mir daß ich sehe!

Und wie mich mancher schmähe,
Als soll' ich nie zu deinem Strahl gelangen,
Dieweil ich meine Blindheit selbst verschuldet,
Da ich in meiner Kräfte üpp'gem Prangen
Ein furchtbar blendend Feuerlicht geduldet;

Mir sei schon recht, und wer gesä't der mähe —
Herr, gieb mir daß ich sehe!

Herr, wie du willst, geschehe!
Doch nicht von deinem Antlitz will ich gehen;
In diesen Tagen, wo die Nacht regieret,
Will ich allein in deinem Tempel stehen,
Von ihrem kalten Zepter unberühret,
Ob ich den Funken deiner Huld erspähe.
Herr, gieb mir daß ich sehe!

Daß mich dein Glanz umwehe,
Das fühl' ich wohl durch alle meine Glieder,
Die sich in schauderndem Verlangen regen.
O milder Herr, sieh mit Erbarmen nieder!
Kann ein unendlich Flehn dich nicht bewegen?
Ob auch der Hahn zum drittenmale krähe:
Herr, gieb mir daß ich sehe!

---

113. Am ersten Sonntag in der Fasten.

Evang.: Von der Versuchung Christi.

„Sprich, daß diese Steine Brote werden! —
Laß Dich deine Engel niedertragen! —
Sieh die Reiche dieser ganzen Erden:
Willst du deinem Schöpfer nicht entsagen?" —
Dunkler Geist, und warst du gleich befangen,
Da du deinen Gott und Herrn versucht:
Ach, in deinen Netzen zahllos hangen
Sie, verloren an die tück'sche Frucht.

Ehrgeiz, Hoffart, dieser Erden Freuden,
Götzen, denen teure Seelen sterben:
O mein Gott, laß mich nicht ewig scheiden!
Laß mich selber nicht den Tod erwerben!

Ganz verwirrt, weiß ich mich nicht zu fassen,
Drohend schwankt um mich der falsche Grund;
Ach, der eignen schwachen Kraft gelassen,
Tret ich sinnlos in den losen Schlund.

Jesu mein, zu Dir steigt auf mein Flehen,
Auf der Kreuzesleiter meine Stimme!
Du berührst die Meere, sie vergehen,
Und die Berge rauchen Deinem Grimme;
Doch mit tausend Himmelszweigen blühet
Dein unendlich Gnadenwort empor:
Du verlöschest nicht den Docht, der glühet,
Du zerbrichst nicht das geknickte Rohr!

Herr, ich bin ein arm und kaum noch glühend
Döchtlein am Altare deiner Gnade;
Sieh, mich löscht ein mattes Lüftchen fliehend,
Mich ein Tropfen von der Welt Gestade!
Ach, wenn nicht in meinem Herzen bliebe
Nur ein einzig leuchtend Pünktlein noch,
Jener heiße Funke Deiner Liebe,
Wie so ganz erstorben wär ich doch!

Herr, Du hast vielleicht noch viel beschlossen
Für dies kurze ruhelose Leben,
Ob ich soll in Qualen hingegossen,
Ob ich soll in allen Freuden schweben:
Darf ich wählen, und will Lust mich trennen,
Brenne mich in Leidensflammen rein!
O, die Not lehrt Deinen Namen nennen;
Eigne Ehre nur steht gern allein.

Lauscht vielleicht verborgen eine Spitze
In dem Lob, das mir die Menschen bringen:
Daß ich noch die letzte Kraft besitze,
Dich zu rühmen, Deinen Preis zu singen?

Sind auch hier die Netze aufgeschlagen,
Wo der Mund zu Deiner Ehre schafft,
Und ich wär zu schwach, das Lob zu tragen,
Und es bräche meine letzte Kraft?

Herr, Du weißt, wie trüb in meiner Seele,
Wie verloren die Gebete stehen,
Daß ich möchte wie um große Fehle
Büßen, daß ich es gewagt zu flehen.
Mein Gebet ist wie von einem Toten,
Ist ein kalter Dunst vor Deinem Thron:
Herr, Du hast es selber mir geboten,
Und Du hörtest den verlornen Sohn!

Laß mich, Herr, es immerdar empfinden,
Wie ich tief gesunken unter allen;
Laß mich nicht zu allen meinen Sünden
Noch in frevelhafte Thorheit fallen!
Meine Pflichten stehen über vielen,
Unter allen meiner Tugend Kraft:
Ach, ich mußte wohl die Kraft verspielen
In dem Spiel mit Sünd und Leidenschaft!

Willst Du mehr der Erdengüter schenken,
Soll ich die besessenen verlieren:
Laß in Lust und Jammer mich bedenken,
Was der fremden Armut mag gebühren;
Trag ich alles Erdenglück zu Grabe,
Es ersteht vielleicht unsterblich mir,
Wenn ich treulich meine arme Habe
In Entbehrung teile für und für.

Selber kann ich diesen Kampf nicht wagen,
Deine Gnaden hab ich all verloren;
Wenn Du mich verläßt, ich darf nicht klagen,
Hab ich doch die Finsternis erkoren:

Hoffart, Ehrgeiz, dieser Erde Freuden —
O mein Jesu, ziehe mich zurück!
Ach, was hab ich denn, um sie zu meiden,
Als zu Dir den angsterfüllten Blick?

---

114. Am zweiten Sonntag in der Fasten.

Evang.: Vom Kananäischen Weibe.

Liebster Jesu, nur Geduld!
Wie ein Hündlein will ich spüren
Nach den Brocken Deiner Huld,
Will mich lagern an die Thüren:
Ob von Deinen Kindern keines
Mir ein Krüstlein reichen will,
Hungerglühend, doch in meines
Tiefen Jammers Grube still.

Um Geduld fleh ich zu Dir:
Denn ich muß in großen Peinen
Einsam liegen vor der Thür,
Wenn von Deinen klaren Weinen,
Deinen lebensfrischen Gaben
Mir der Duft vorüberzieht.
Ach, ein Tropfen kann mich laben,
Meine Zunge ist verglüht!

Ist es Deinen Kindern recht,
Nur ein Krüstlein mir zu spenden:
Wohl! es ist mir nichts zu schlecht,
Kommt von übermilden Händen,
Birgt sich reiche Nahrung drinnen,
Nur in ernster Glut erstarrt.
Ach, und meinen stumpfen Sinnen
Wär ein Kiesel nicht zu hart!

O, es ist ein bittres Los,
Wer ein lieber Gast gewesen,
Um die eignen Sünden groß
Nun die Brocken aufzulesen!
Nicht um des Gerichtes Strenge,
Das mir noch dereinstens dräut,
Nein, im eigenen Gedränge
Innerer Versunkenheit.

Daß um meiner Sehnsucht Brand
Neu die Sinne mir gegeben,
Dir zum Ruhm, so lang ein Band
Leib und Seele hält umgeben:
Darauf ruht mein einzig Hoffen,
Und so leb ich langsam hin;
Meine Sinne stehen offen,
Aber oftmal fehlt der Sinn.

Muß in Qual das Morgenrot,
Muß das Abendlicht mich sehen,
O, wie lieblich ist der Tod!
Und um seinen Trost zu flehen
Darf mich dennoch nicht erkühnen,
Wie er winkt, so lockend mild;
Denn ich muß unendlich sühnen,
Und das Leben ist mein Schild.

Ja, zum allergrößten Heil
Muß es mir bei Dir gereichen
Daß Dir, o mein einzig Teil,
Nichts an Langmut zu vergleichen!
Denn es will mir öfters fahren
Durch die Glieder wie ein Blitz,
Deinen Kindern mich zu paaren,
Rasch erringend einen Sitz.

Kann ich Dir, Du Rächer groß,
Doch in Ewigkeit nicht lügen!
Und mir würd ein schmählich Los,
So die Diener Dein zu trügen:
Weil mir weich die Augen brennen
In der ungestillten Lust,
Ich mich wollt ein Kindlein nennen,
Mit der schuldgebrochnen Brust!

Weil ich fast in meiner Pein
Schaue wie aus Kindesaugen,
Meinen oft die Diener Dein,
Daß ich mag zum Gaste taugen;
In Erbarmung ganz vermessen,
Reichen sie die Schüsseln hin:
Doch ich will es nicht vergessen,
Daß ich nur ein Hündlein bin.

Wie ein Hündlein bin ich nur!
Und so will ich nimmer weichen,
Fest auf deiner Kinder Spur,
Ob sie mir den Bissen reichen.
Wenn die Sonne aufgegangen,
Wenn sie blutet in den Tod:
Will an ihrem Munde hangen,
Bis Du reichst das Abendbrot.

---

115. Am Palmsonntage.

Evang.: Christi Einzug.

Der Morgenthau will steigen;
Sind denn die Palmen grün?
Auf, laßt mit hellen Zweigen
Uns Ihm entgegen ziehn!

Er will in unser Haus,
In unsre Kammern kommen;
Schon ziehen rings die Frommen
Mit Lobgesang heraus.

Ich kann nicht mit euch gehen,
Mir ist der Odem schwer;
Die Kreuzesfahnen wehen,
Ich folge nimmermehr.
Wie wird so klar die Luft!
O Jesu, süße Helle,
Du kommst in meine Zelle,
In meine Modergruft!

Was soll ich Dir bereiten,
Du wunderlieber Gast?
Ich möchte Dich verleiten
Zu langer Liebesrast.
Wohlan, ich schmücke Dich,
Will Dich mit Blumen binden;
Du sollst Dich nicht entwinden,
Das weiß ich sicherlich.

Aus Deiner Mutter Rechten
Will ich um Deinen Fuß
Die reine Lilie flechten
Mit demutsvollem Gruß.
Daß ich Dich fessle ganz
Mit Liebesblumenringen,
Will um Dein Haupt ich schlingen
Den heil'gen Rosenkranz.

Den Boden will ich streuen
Mit Palmen ganz und gar,
Mein Leiden Dir zu weihen,
Was ich in diesem Jahr
Oft still, oft schwerer trug.

Es liegt zu Deinen Füßen,
Es soll mich nicht verdrießen:
Dein Will' ist mir genug!

Wie soll ich mich doch finden
In Deine Liebesmacht,
Daß Du an meine Sünden
So gar nicht hast gedacht!
Ich lasse nicht von Dir,
Mußt Du gleich wieder scheiden:
Ich fühl es wohl in Freuden,
Du kommst noch oft zu mir!

---

116. Am Montag in der Charwoche.

Evang.: Vom verdorrten Feigenbaum.

Wie stehst du doch so dürr und kahl,
Die trocknen Adern leer,
O Feigenbaum!
Ein Totenkranz von Blättern fahl
Hängt rasselnd um dich her,
Wie Wellenschaum.
„O Mensch, ich muß hier stehn, ich muß
Dich grüßen mit dem Totengruß,
Daß du das Leben fassest,
Es nicht entlassest!"

Wie halt ich denn das Leben fest,
Daß es mir nicht entrinnt,
O Feigenbaum?
„O Mensch, der Wille ist das best,
Die wahre Treu gewinnt!
Hältst du im Zaum

Die Hoffart und die Zweifelsucht,
Die Lauheit auch in guter Zucht:
Muß dir in diesem Treiben
Das Leben bleiben."

Wie bist du denn so völlig tot,
So ganz und gar dahin,
O Feigenbaum?
„O Mensch, wie üpp'ges Morgenrot
Ließ ich mein Leben ziehn
Am Erdensaum,
Und weh, und dachte nicht der Frucht!
Da hat mich Gott der Herr verflucht,
Daß ich muß allem Leben
Ein Zeugnis geben."

Wer hat dir solches zubereit't
Durch heimlichen Verrat,
O Feigenbaum?
„O Mensch, des Herren Aug sieht weit,
Es sieht des Würmleins Pfad
In Blattes Flaum!
Ihm kannst du nicht entdecken noch
Entziehn, er sieht und weiß es doch:
Es lag schon auf der Wage,
Am ersten Tage."

Du starbest wohl vor langer Zeit,
Weil du so dürr und leer,
O Feigenbaum?
„O Mensch, des Herren Hand reicht weit
Und ist so schnell und schwer,
Du siehst es kaum!
Er nimmt dir seines Lebens Hauch,
Du mußt vergehn wie Dunst und Rauch,
Er braucht nicht Wort noch Stunden,
Du bist verschwunden."

Wo bleibt denn seine große Huld,
Was fruchtet denn die Reu,
O Feigenbaum?
„O Mensch, gedenk an deine Schuld,
Gedenk an seine Treu!
Schau, in den Raum
Hat er mich gnadenvoll gestellt,
Daß ich durch seine weite Welt
Aus meines Elends Tiefe
Dir warnend riefe.“

Steht denn kein Hoffen mehr bei dir,
Kein Hoffen in der Not,
O Feigenbaum?
„O Mensch, kein Hoffen steht bei mir;
Denn ich bin tot, bin tot!
O Lebenstraum,
Hätt ich dein schweres Sein gefühlt,
Hätt ich nicht frech mit dir gespielt:
Ich stände nicht gerichtet,
Weh mir, vernichtet!“

---

117. Am Gründonnerstage.

Evang.: Von der Fußwaschung.

O Wundernacht, ich grüße!
Herr Jesus wäscht die Füße —
Die Luft gar stille stand.
Man hört den Atem hallen
Und wie die Tropfen fallen
Von seiner heil'gen Hand.

Da Jesus sich thut beugen,
Ins tiefe Meer sich neigen
Wohl Inseln diesem Gruß!

Ist Er so tief gestiegen,
So muß ich ewig liegen
Vor meines Nächsten Fuß.

Herr, ob sich gleich, bethöret
Die Seele mein empöret
Vor aller Niedrigkeit —
Daß ich vielmehr mein Leben
In Qualen aufzugeben
Für Deinen Ruhm bereit:

So gieb, daß ich nicht klage,
Wenn Du in meine Tage
Hast alle Schmach gebannt;
Laß brennen meine Wunden,
So Du mich stark gefunden
Zu solchem harten Stand!

O Gott, ich kann nicht bergen,
Wie angst mir vor den Schergen,
Die Du vielleicht gesandt,
In Krankheit oder Grämen
Die Sinne mir zu nehmen,
Zu töten den Verstand!

Es ist mir oft zu Sinnen,
Als wolle schon beginnen
Dein schweres Strafgericht;
Als dämmre deine Wolke,
Doch unbewußt dem Volke,
Um meines Geistes Licht.

Doch wie die Schmerzen schwinden,
Die mein Gehirn entzünden
So flieht der Nebelduft,
Und mit geheimem Glühen
Fühl ich mich neu umziehen
Die frische starke Luft.

Mein Jesu, darf ich wählen:
Ich will mich lieber quälen
In aller Schmach und Leid,
Als daß mir so benommen,
Ob auch zu meinem Frommen,
Die Menschenherrlichkeit.

Doch ist er so vergiftet,
Daß es Vernichtung stiftet,
Wenn er mein Herz umfleußt:
So laß mich ihn verlieren,
Die Seele heimzuführen,
Den reichbegabten Geist.

Und hast Du es beschlossen,
Daß ich soll ausgegossen,
Ein tot Gewässer, stehn
Für dieses ganze Leben:
So will ich, ob mit Beben,
An Deine Prüfung gehn!

---

118. Am Charfreitage.

Weinet, weinet, meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Thränen;
Ach, der Tag will euch nicht taugen
Und die Sonne will euch höhnen!
Seine Augen sind geschlossen,
Seiner Augen süßes Scheinen;
Weinet, weinet unverdrossen,
Könnt doch nie genugsam weinen!

Als die Sonne das vernommen,
Hat sie eine Trauerhülle
Um ihr klares Aug' genommen,
Ihre Thränen fallen stille.

Und ich will noch Freude saugen
Aus der Welt, der hellen, schönen?
Weinet, weinet, meine Augen,
Rinnt nur lieber gar zu Thränen!

Still, Gesang und alle Klänge,
Die das Herze fröhlich machen!
Kreuz'ge, kreuz'ge! brüllt die Menge,
Und die Pharisäer lachen.
Jesu mein, in Deinen Schmerzen
Kränkt Dich ihre Schuld vor allen;
Ach, wie ging es Dir zu Herzen,
Daß so viele mußten fallen!

Und die Vöglein arm, die kleinen,
Sind so ganz und gar erschrocken,
Daß sie lieber möchten weinen,
Wären nicht die Äuglein trocken;
Sitzen traurig in den Zweigen
Und kein Laut will rings erklingen:
Herz, die armen Vöglein schweigen,
Und Du mußt den Schmerz erzwingen!

Weg mit goldenen Pokalen,
Süßem Wein vom edlen Stamme!
Ach, Ihn sengt in seinen Qualen
Noch des Durstes heiße Flamme,
Das er laut vor Schmerz muß klagen!
Erd und Himmel müß erbleichen,
Da die Henkersknecht' es wagen,
Gall und Essig ihm zu reichen!

Weiche Polster, seidne Kissen,
Kann mir noch nach euch verlangen,
Da mein Herr, so gar zerrissen,
Muß am harten Kreuze hangen?

O wie habt ihr ihn getroffen,
Dorn und Nagel, Rut und Spieße!
Doch das Schuldbuch liegt ja offen,
Daß sein heilig Blut es schließe.

In der Erde alle Toten
Fahren auf wie mit Entsetzen,
Da sie mit dem heil'gen, roten
Blute sich beginnt zu netzen,
Können nicht mehr ruhn, die Toten,
Wo sein köstlich Blut geflossen;
Viel zu heilig ist der Boden,
Der so teuren Trank genossen.

Er, der Herr in allen Dingen,
Muß die eigne Macht besiegen,
Daß er mit dem Tod kann ringen
Und dem Tode unterliegen.
Gänzlich muß den Kelch er trinken;
Menschenkind, kannst du's ertragen?
Seine süßen Augen sinken
Und sein Herz hört auf zu schlagen! —

Als nun Jesu Herz thut brechen,
Bricht die Erd in ihren Gründen,
Bricht das Meer in seinen Flächen,
Bricht die Höll in ihren Schlünden;
Und der Felsen harte Herzen
Brechen all mit lautem Knalle;
Ob in Wonne, ob in Schmerzen?
Brichts der Rettung, brichts dem Falle?

Und für wen ist denn gerungen
In den qualenvollen Stunden,
Und der heil'ge Leib durchdrungen
Mit den gnadenvollen Wunden?

Herz, mein Herz, kannst du nicht springen
Mit den Felsen und der Erde:
Nur, daß ich mit blut'gen Ringen
Neu an ihn gefesselt werde! —

Hast Du denn so viel gegeben,
Herr, für meine arme Seele,
Ist ihr ewig, ewig Leben
Dir so wert trotz Schuld und Fehle:
Ach, so laß sie nicht gefunden
Sein, um tiefer zu vergehen!
Laß sie Deine heil'gen Wunden
Nicht dereinst mit Schrecken sehen!

---

119. Am Charsamstage.

Tiefes, ödes Schweigen,
Die ganze Erd' wie tot!
Die Lerchen ohne Lieder steigen,
Die Sonne ohne Morgenrot.
Auf die Welt sich legt
Der Himmel matt und schwer,
Starr und unbewegt
Wie ein gefrornes Meer.
O Herr, erhalt' uns!

Meereswogen brechen,
Sie toben sonder Schall;
Nur die Menschenkinder sprechen,
Doch schaurig schweigt der Wiederhall.
Wie versteinet steht
Der Äther um uns her,
Dringt wohl kein Gebet
Durch ihn zum Himmel mehr.
O Herr, erhalt' uns!

Sünden sind geschehen
Für jedes Wort zu groß,
Daß die Erde müßt' vergehen,
Trüg sie nicht Jesu Leib im Schoß.
Noch im Tod voll Huld
Erhält sein Leib die Welt,
Daß in ihrer Schuld
Sie nicht zu Staub zerfällt.
O Herr, verschon' uns!

Jesus liegt im Grabe,
Im Grabe liegt mein Gott!
Was ich von Gedanken habe,
Ist doch dagegen nur ein Spott.
Kennt in Ewigkeit
Kein Jesus mehr die Welt?
Keiner der verzeiht,
Und keiner der erhält?
O Herr, errett' uns!

Ach, auf jene Frommen,
Die seines Heils geharrt,
Ist die Glorie gekommen
Mit seiner süßen Gegenwart.
Harrten seiner Huld:
Vergangenheit die Zeit,
Gegenwart Geduld,
Zukunft die Ewigkeit.
O Herr, erlös' uns!

Lange, lange Zeiten
In Glauben und Vertraun
Durch die unbekannten Weiten
Nach unbekanntem Heil sie schaun;
Dachten sich so viel,

Viel Seligkeit und Pracht;
Ach, es war wie Spiel,
Von Kindern ausgedacht.
O Herr, befrei uns!

Herr, ich kann nicht sprechen
Vor deinem Angesicht!
Laß die ganze Schöpfung brechen,
Diesen Tag erträgt sie nicht!
Ach, was naht so schwer?
Ist es die ew'ge Nacht?
Ist's ein Sonnenmeer
In tausend Strahlenpracht?
O Herr, erhalt uns!

---

120. Am Ostersonntage

O jauchze, Welt, du hast ihn wieder,
Sein Himmel hielt ihn nicht zurück!
O jauchzet, jauchzet, singet Lieder!
Was dunkelst du, mein sel'ger Blick?

Es ist zu viel, man kann nur weinen,
Die Freude steht wie Kummer da;
Wer kann so großer Lust sich einen,
Der all so große Trauer sah?

Unendlich Heil hab ich erfahren
Durch ein Geheimnis voller Schmerz,
Wie es kein Menschensinn bewahren,
Empfinden kann kein Menschenherz.

Vom Grabe ist mein Herr erstanden
Und grüßet alle, die da Sein;

Und wir sind frei von Tod und Banden
Und von der Sünde Moder rein.

Den eignen Leib hat er zerrissen,
Zu waschen uns mit seinem Blut;
Wer kann um dies Geheimnis wissen
Und schmelzen nicht in Liebesglut?

Ich soll mich freun an diesem Tage
Mit Deiner ganzen Christenheit,
Und ist mir doch, als ob ich wage,
Da Unnennbares mich erfreut.

Mit Todesqualen hat gerungen
Die Seligkeit von Ewigkeit;
Gleich Sündern hat das Graun bezwungen
Die ewige Vollkommenheit.

Mein Gott, was konnte Dich bewegen
Zu dieser grenzenlosen Huld!
Ich darf nicht die Gedanken regen
An unsre unermeßne Schuld.

Ach, sind denn aller Menschen Seelen,
Wohl sonst ein überköstlich Gut,
Sind sie es wert, daß Gott sich quälen,
Ersterben muß in Angst und Glut?

Und sind nicht aller Menschen Seelen
Vor ihm nur eines Mundes Hauch?
Und ganz befleckt von Schmach und Fehlen,
Wie ein getrübter dunkler Rauch?

Mein Geist, o wolle nicht ergründen
Was einmal unergründlich ist;
Der Stein des Falles harrt des Blinden,
Wenn er die Wege Gottes mißt.

Mein Jesus hat sie wert befunden
In Liebe und Gerechtigkeit;
Was will ich ferner noch erkunden?
Sein Wille bleibt in Ewigkeit!

So darf ich glauben und vertrauen
Auf meiner Seele Herrlichkeit!
So darf ich auf zum Himmel schauen
In meines Gottes Ähnlichkeit!

Ich soll mich freun an diesem Tage:
Ich freue mich, mein Jesu Christ!
Und wenn im Aug' ich Thränen trage,
Du weißt doch, daß es Freude ist.

---

121. Am Ostermontage.

Evang.: Von den Jüngern, die nach Emmaus gingen.

Herr, eröffne mir die Schrift,
Deiner Worte Liebesmorgen,
Daß er leis' im Herzen trifft,
Was gewißlich drin verborgen.
Weiß es selber nicht zu finden,
Bin doch aller Hoffnung voll:
O, die Wolken werden schwinden,
Wenn die Sonne scheinen soll!

Soll der Glaube ferne sein,
Da die Liebe nicht verloren?
Da in Nächten stiller Pein
Mir die Hoffnung neu geboren?
Du mein Gott der Huld und Treue,
Den des Würmleins Krümmen rührt,
Hättest Du umsonst die Reue
In dies starre Herz geführt?

Nein, mein Herr, das hast Du nicht,
Deine Seelen sind Dir teuer;
Wo nur noch ein Fünklein spricht,
Nahst du gern mit Deinem Feuer.
O, ich fühl es wohl, wie leise
Sich das neue Leben regt,
An der Gnade zarte Speise
Seine schwachen Lippen legt.

Manches ist mir wunderbar,
Manches muß mir dunkel scheinen;
Doch in Deiner Liebe klar
Wird sich alles freudig einen.
Wars der Nebel nur des Bösen,
Was als Nacht mich zagen ließ:
Wie sich meine Sünden lösen,
Tret ich aus der Finsternis.

Herr, mit Thränen dank ich Dir
Für Dein übergnädig Walten,
Daß Du Deinen Glauben mir
In der Sünde vorenthalten;
Ach, ich hätte wie im Grimme
Neue Frevel nur erspäht,
Bis mir des Gewissens Stimme
Von dem Sturme überweht.

Deine Gnad ist weich und warm,
Mag der Sorgfalt nicht entbehren,
Und mein Herz war kalt und arm,
Solchen zarten Gast zu nähren.
Aber wie die Quellen springen,
Losgerissen von dem Weh,
Taucht sie sich mit milden Schwingen
In den heißen, roten See.

Herr, ich habe viel geweint,
Daß ich oft wie zu zergehen
In der Seelennot gemeint,
Und wie ist mir heut geschehen!
Daß ich gar so voll der Freuden,
Und mich keine Angst bezwingt,
Ob mir gleich das alte Leiden
Riesig an die Seele dringt.

Und bei Deinem heil'gen Buch,
Das mir heute fast wie offen,
Denk ich keinen einz'gen Fluch,
Kann nur lieben, kann nur hoffen,
Seh Dich nur als Kindlein neigen,
Alles lieblich, alles lind;
Deine harten Worte schweigen,
Und ich weiß nicht wo sie sind! —

Das ist nur für diesen Tag,
O, viel anders wird es kommen;
Denn zu groß ist meine Schmach,
Solche Lust kann ihr nicht frommen;
Hast nur Deinen Blitz gesendet,
Daß nicht, irr in meiner Pein,
Ich mich wieder zugewendet
Dem verlass'nen Götzenhain.

Du unendlich süßes Glück!
Muß ich wieder dich verlieren,
Laß mir nur dein Bild zurück,
In dem Grolle mich zu rühren!
Oder, Herr, soll dieser Stunde
Überschwänglich Heil erstehn,
O, so laß des Grolles Wunde
Mir als Trauer offen stehn!

---

122. Am ersten Sonntage nach Ostern.

Ev.: Jesus geht durch verschlossene Thüren und spricht: Friede sei mit euch!

Und hast Du Deinen Frieden denn gegeben
An alle, die sich sehnen um Dein Heil,
So will ich meine Stimme auch erheben:
Hier bin ich, Vater, gieb auch mir mein Teil!
Warum sollt ich, ein ausgeschloßnes Kind,
Allein verschmachtend um mein Erbe weinen?
Warum nicht sollte Deine Sonne scheinen,
Wo doch im Boden Deine Keime sind?

Oft mein ich zwar, zum Beten sei genommen
Mir alles Recht, da es so trüb und lau;
Mir könne nur geduldig Harren frommen
Und starrer Aufblick zu des Himmels Blau:
Doch Herr, der Du dem Zöllner Dich gesellt,
O laß nicht zu, daß ich in Nacht verschwimme;
Dem irren Lamme ruft ja Deine Stimme,
Und um den Sünder kamst Du in die Welt!

Wohl weiß ich, wie es steht in meiner Seelen,
Wie glaubensarm, wie trotzig und verwirrt.
Wahr ist es, daß sich manches mochte hehlen;
Ich fühle, wie es durch die Nerven schwirrt,
Und kraftlos folg ich seiner trüben Spur.
Mein Helfer, was ich nimmer mag ergründen,
Du kennst es wohl, Du weißt es wohl zu finden,
Du bist der Arzt, ich bin der Kranke nur!

Und hast Du tief geschaut in meine Sünden,
Wie nimmer Menschenauge schauen kann;
Hast Du gesehn, wie in den tiefsten Gründen
Noch schlummert mancher wüste, eitle Wahn:

Doch weiß ich auch, daß keine Thrän' entschleicht,
Die Deine treue Hand nicht hat gewogen,
Und daß kein Seufzer dieser Brust entflogen,
Der Dein barmherzig Ohr nicht hat erreicht.

Du, der verschloßne Thüren kann durchdringen,
Sieh, meine Brust ist ein verschloßnes Thor!
Ich bin zu matt, den Riegel zu bezwingen;
Doch siehst Du, wie ich angstvoll steh davor.
Brich ein, brich ein! O komm mit Deiner Macht,
Gib mir die Kräfte, die Du mir entzogen;
O laß mich schauen Deinen Friedensbogen,
Und Deine Sonne leucht' in meine Nacht!

Nicht weich ich, bis ich einen Schein gesehen,
Und wär er schwach wie Wurmes Flimmern auch;
Und nicht von dieser Schwelle will ich gehen,
Bis ich vernommen Deiner Stimme Hauch.
So sprich, mein Vater, sprich denn auch zu mir
Mit jener Stimme, die Maria nannte,
Als sie verkennend, weinend ab sich wandte,
O sprich: „Mein Kind, der Friede sei mit dir!"

---

123. Am dritten Sonntage nach Ostern.

„Über ein Kleines werdet ihr mich sehen."

Ich seh Dich nicht!
Wo bist Du denn, mein Hort, mein Lebenshauch?
Kannst Du nicht wehen, daß mein Ohr es hört?
Was wirbelst, was verflatterst Du wie Rauch,
Wenn sich das Aug nach deinen Zeichen kehrt?
Mein Wüstenlicht,
Mein Aaronsstab, der lieblich könnte grünen,
Du thust es nicht —
So muß ich eigne Schuld und Thorheit sühnen.

Heiß ist der Tag;
Die Sonne prallt von meiner Zelle Wand,
Ein traulich Vöglein flattert ein und aus;
Sein glänzend Auge fragt mich unverwandt:
Schaut nicht der Herr zu diesen Fenstern aus?
Was fragst du nach?
Die Stirne muß ich senken und erröten.
O bittre Schmach!
Mein Wissen mußte meinen Glauben töten.

Die Wolke steigt,
Und langsam über den azurnen Bau
Hat eine Schwefelhülle sich gelegt.
Die Lüfte wehn so seufzervoll und lau,
Und Angstgestöhn sich in den Zweigen regt;
Die Herde keucht.
Was fühlt das stumpfe Tier? Ist's Deine Schwüle?
Ich steh' gebeugt;
Mein Herr, berühre mich, daß ich Dich fühle!

Ein Donnerschlag!
Entsetzen hat den kranken Wald gepackt.
Ich sehe wie im Nest mein Vogel duckt,
Wie Ast an Ast sich ächzend reibt und knackt,
Wie Blitz an Blitz durch Schwefelgassen zuckt.
Ich schau' ihm nach;
Ist's Deine Leuchte nicht, gewaltig Wesen?
Warum denn, ach,
Warum nur fällt mir ein, was ich gelesen?

Das Dunkel weicht,
Und wie ein leises Weinen fällt herab
Der Wolkenthau; Geflüster fern und nah.
Die Sonne senkt den goldnen Gnadenstab,
Und plötzlich steht der Friedensbogen da.

Wie? Wird denn feucht
Mein Auge? Ist nicht Dunstgebild der Regen?
Mir wird so leicht!
Wie? Kann denn Halmes Reibung mich bewegen?

Auf Bergeshöhn
Stand ein Prophet und suchte Dich wie ich:
Da brach ein Sturm der Riesenfichte Ast,
Da fraß ein Feuer durch die Wipfel sich;
Doch unerschüttert stand der wüste Gast.
Da kam ein Wehn
Wie Gnadenhauch, und zitternd überwunden
Sank der Prophet
Und weinte laut und hatte Dich gefunden.

Hat denn Dein Hauch
Verkündet mir, was sich im Sturme barg,
Was nicht im Blitze sich enträtselt hat:
So will ich harren auch. Schon wächst mein Sarg,
Der Regen fällt auf meine Schlummerstatt!
Dann wird wie Rauch
Entschwinden eitler Weisheit Nebelschemen,
Dann schau ich auch,
Und meine Freude wird mir niemand nehmen.

---

124. Auf Christi Himmelfahrt.

Er war ihr eigen drei und dreißig Jahr.
Die Zeit ist hin, ist hin!
Wie ist sie doch nun alles Glanzes bar,
Die öde Erd, auf der ich atm' und bin!
Warum durft ich nicht leben, als sein Hauch
Die Luft versüßte, als sein reines Aug
Gesegnet jedes Kraut und jeden Stein?

Warum nicht mich? warum nicht mich allein?
O Herr, Du hättest mich gesegnet auch!

Dir nachgeschlichen wär ich überall
Und hätte ganz von fern,
Verborgen von gebüschesgrünem Wall,
Geheim betrachtet meinen liebsten Herrn.
Zu Martha hätt' ich bittend mich gewandt
Um einen kleinen Dienst für meine Hand:
Vielleicht den Herd zu schüren Dir zum Mahl,
Zum Quell zu gehn, zu lüften Dir den Saal —
Du hättest meine Liebe wohl erkannt!

Und draußen in des Volkes dichtem Schwarm
Hätt' ich versteckt gelauscht,
Und Deine Worte, lebensreich und warm,
So gern um jede andre Lust getauscht;
Mit Magdalena hätt' ich wollen knien,
Auch meine Thräne hätte sollen glühn
Auf Deinem Fuß; vielleicht dann, ach vielleicht
Wohl hätte mich Dein selig Wort erreicht:
Geh hin, auch Deine Sünden sind verziehn!

Umsonst! Und zwei Jahrtausende nun fast
Sind ihrem Schlusse nah,
Seitdem die Erde ihren süßen Gast
Zuletzt getragen in Bethania.
Schon längst sind Deine Märtyrer erhöht,
Und lange Unkraut hat der Feind gesät,
Gespalten längst ist Deiner Kirche Reich,
Und trauernd hängt der mühbeladne Zweig
An Deinem Baume; doch die Wurzel steht!

Geboren bin ich in bedrängter Zeit:
Nach langer Glaubenskraft

Hat ein verschollner Frevel sich erneut;
Wir tragen wieder fast vergeßne Last,
Und wieder Deine Opfer stehn entweiht.
Ach, ist nicht Lieben seliger im Leid?
Bist Du nicht näher, wenn die Trauer weint,
Wo drei in Deinem Namen sind vereint,
Als Tausende in Schmuck und Feierkleid?

's ist sichtbar, wie die Glaubensflamme reich
Empor im Sturme schlägt,
Wie mancher, der zuvor Nachtwandlern gleich,
Jetzt frisch und kräftig seine Glieder regt.
Gesundet sind die Kranken; wer da lag
Und träumte, ward vom Stundenschlage wach;
Und was zerstreut, zerflattert in der Welt,
Das hat um Deine Fahne sich gestellt,
Und jeder alte, zähe Firnis brach!

Was will ich mehr? Ist es vergönnt dem Knecht,
Die Gabe seines Herrn
Zu meistern? Was Du thust, das sei ihm recht!
Und ist Dein Lieben auch ein Flammenstern,
Willst läutern Du durch Glut, wie den Asbest,
Dein Eigentum von fauler Flecken Pest:
Wir sehen Deine Hand und sind getrost,
Ob über uns die Wetterwolke tost,
Wir sehen Deine Hand und stehen fest!

---

125. Am sechsten Sonntage nach Ostern.

„Ihr sollt in meinem Namen bitten.“ —
„Jetzt wissen wir, daß Du Alles weißt.“

In seinem Namen darf ich beten,
Er hat es selber mir gesagt;

Mit seinem Gnadenstempel treten
Vor ihren Schöpfer darf die Magd.
O süßes Anrecht, mir gegeben!
O Zuversicht, die ihm entsprießt!
Wie weiß ich heut von keinem Beben,
Wo mich sein Sonnenschein umfließt!

So tret ich denn in Jesu Namen,
Mein Schöpfer, vor Dein Angesicht;
Wo stehn die Blinden und die Lahmen,
Dort ist mein Platz und mein Gericht.
Und bin ich der Geringsten eine,
Die knieen unter seinem Schild:
Für alle, alle ist ja Deine
So überreiche Hand gefüllt.

Vertrauend darf ich zu Dir nahen,
Und spräch auch Thörichtes mein Mund:
Nur Gnädiges werd ich empfahen,
Du wirst mir geben, was gesund.
Ob schwach und irrend die Gedanken,
Vertrauend bring ich sie Dir dar!
Und ziehen wirst Du selbst die Schranken
Und treu mein Bestes nehmen wahr.

Ich bitte nicht um Glück der Erden,
Nur um ein Leuchten nun und dann,
Daß sichtbar Deine Hände werden,
Ich Deine Liebe ahnen kann;
Nur in des Lebens Kümmernissen
Um der Ergebung Gnadengruß:
Dann wirst Du schon am besten wissen
Wie viel ich tragen kann und muß.

Auch nicht um Ruhm will ich Dich bitten,
Dem meine Schultern viel zu schwach;

Nur in der Menschenstimmen Mitten
Mir bleibe das Bewußtsein wach:
Daß wie die Meinung kreist und rennet,
Doch Einer ist, der nimmer irrt,
Und jedes Wort, das Ihn nicht kennet,
Mich tausendfach gereuen wird.

Gesundheit, teures Erdenlehen,
Ach, schmerzlich hab ich dich entbehrt!
Doch nur um Eines mag ich flehen:
Die Seele bleibe ungestört!
Daß nicht die wirbelnden Gedanken
Der kranke Dunst bezwingen mag,
Daß durch der bängsten Nebel Schranken
Ich immer ahne Deinen Tag.

Nicht arm bin ich an Freundesliebe;
Dem Leidenden ist jeder gut.
Ob stärken, mindern sich die Triebe,
Das stell' ich all in deine Hut.
O schütze mich vor jener Milde,
Die meinen Mängeln viel zu still;
Halt Du den Spiegel mir zum Bilde,
Wenn Freundes Rechte zögern will!

Ich möchte noch um vieles bitten,
Doch besser schweigend knie ich hier;
Er, der für mich am Kreuz gelitten,
Mein milder Anwalt steht bei mir.
Ich wandle stets in Finsternissen
Er war es stets, der Strahlen warf.
Der alles weiß, sollt Er nicht wissen,
Was seine arme Magd bedarf?

———

126. Am Pfingstsonntage.

Still war der Tag, die Sonne stand
So klar an unbefleckten Tempelhallen;
Die Luft, von Orientes Brand
Wie ausgedörrt, ließ matt die Flügel fallen.
Ein Häuflein sieh, so Mann als Greis,
Auch Frauen knieend; keine Worte hallen,
Sie beten leis!

„Wo bleibt der Tröster, treuer Hort,
Den scheidend Du verheißen hast den Deinen?
Nicht zagen sie; fest steht Dein Wort,
Doch bang und trübe muß die Zeit uns scheinen.
Die Stunde schleicht; schon vierzig Tag
Und Nächte harrten wir in stillem Weinen,
Und sehn Dir nach.“

Wo bleibt er nur? Wo? Stund an Stund,
Minute will sich reihen an Minuten.
Wo bleibt er denn? Und schweigt der Mund,
Die Seele spricht es unter leisem Bluten.
Die Wüste stäubt, der Tiger ächzt
Und wälzt sich keuchend durch die sand'gen Fluten,
Sein Rachen lechzt.

Da, horch, ein Säuseln hebt sich leicht!
Es schwillt und schwillt und steigt wie Sturmes Rauschen!
Die Gräser stehen ungebeugt,
Die Palme starr und staunend scheint zu lauschen.
Was zittert durch die fromme Schar,
Was läßt sie bang' und glühe Blicke tauschen?
Schaut auf! Nehmt wahr!

Er ists, Er ists: die Flamme zuckt
Ob jedem Haupt; welch wunderbares Kreisen,
Das durch die Adern quillt und ruckt!

Die Zukunft bricht; es öffnen sich die Schleusen,
Und unaufhaltsam strömt das Wort,
Bald Heroldsruf und bald im flehend leisen
Geflüster fort. —

O Licht, o Tröster, bist Du, ach,
Nur jener Zeit, nur jener Schar verkündet?
Nicht uns, nicht überall, wo wach
Und Trostes bar sich eine Seele findet?
Ich schmachte in der schwülen Nacht:
O leuchte, eh das Auge ganz erblindet!
Es weint und wacht!

127. Am Pfingstmontage.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden sondern das ewige Leben haben."

Ists nur der Glaube, dem Dein Wort verheißt?
Dann bin ich tot.
Der Glaube, so lebendig kreist,
Er thut mir not;
Ich hab ihn nicht!
Ach, nimmst Du statt des Glaubens nicht die Liebe
Und des Verlangens thränenschweren Zoll,
So weiß ich nicht, wie mir noch Hoffnung bliebe;
Gebrochen ist der Stab, das Maß ist voll
Mir zum Gericht!

Mein Heiland, der Du liebst, wie niemand liebt,
Fühlst Du denn kein
Erbarmen, wenn so krank und tiefbetrübt
Auf hartem Stein
Dein Ebenbild vergehend kniet und flehet?

Ist denn der Glaube nur Dein Gotteshauch?
Hast Du nicht tief in unsre Brust gesäet
Mit Deinem eignen Blut die Liebe auch?
O sei doch mild!

Ein hartes schweres Wort hast Du gesagt:
Daß wer nicht glaubt,
Gerichtet ist! Ich seh nicht, wo es tagt.
Doch so beraubt
Läßt Er mich nicht,
Der hingab seinen Sohn, den Eingebornen,
Für Sünder wie für Fromme allzugleich.
Zu Ihm ich schau, die Ärmste der Verlornen,
Nur um ein Hoffnungswort! Du bist so reich,
Mein Gnadenlicht!

Du, der die Taufe des Verlangens hat
So gnädiglich
Besiegelt selbst an Sakramentes statt:
Nicht zweifle ich,
Du hast gewiß
Den Glauben des Verlangens, Sehnens Weihe
Gesegnet auch; sonst wärst Du wahrlich nicht
So groß an Milde und so stark an Treue:
Brächst Du ein Zweiglein, draus die Knospe bricht
Und Frucht verhieß.

Was durch Verstandes Irren ich verbrach,
Ich hab es ja
Gebüßt so manche Nacht und manchen Tag;
O sei mir nah!
Nach meiner Kraft,
Die freilich ich, geknickt durch eigne Schulden,
Doch einmal aufzurichten nicht vermag,
Will hoffen ich, will tragen und will dulden;
Dann giebst Du, Treuer, wohl dem Glauben nach,
Der Hülfe schafft!

———

128. Am ersten Sonntage nach Pfingsten.

(Heilige Dreifaltigkeit.)

„Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie — und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe; und siehe, Ich bin bei euch bis an der Welt Ende."

Getauft bin ich in Deinem Namen,
Du Vater, Sohn und heil'ger Geist!
So kann Dein Segen nicht erlahmen,
Der wie die Taube mich umkreist.
Ich fühle durch Verstandes Eis,
Durch Menschenwortes krause Wirren,
Wie seine Flügel mich umschwirren
Und meine Stirne streifen leis.

In Deinem Tempel will sichs regen,
Wo ich als Deine Magd erschien,
Und unter Deines Priesters Segen
Fühl ich es leise Nahrung ziehn.
Wenn eine teure Mutterhand
Das Kreuz mir zeichnet auf die Stirne,
Dann zuckts lebendig im Gehirne
Und meine Sinne stehn in Brand.

Ja selbst zur Nacht, wenn alle schlafen
Und über mich die Angst sich legt,
In der Gedanken öden Hafen
Der Zweifel seine Flagge trägt:
Wie eine Phosphorpflanze noch
Fühl ich es warm und leuchtend schwellen,
Und über die verstörten Wellen
Legt sich ein leiser Schimmer doch.

Und muß mir zum Gericht gereichen
Die Lebenspflanze, mir gesellt,
Die ich versäumte sonder gleichen
Und dürrem Holze gleich gestellt:

So ist sie in der Sünden Bann,
Des Geistes schwindelnden Getrieben
Mein heimlich Kleinod doch geblieben,
Und angstvoll hängt mein Herz daran!

Ob ich vor Deiner Geißel zage,
Nichts kömmt doch dem Bewußtsein gleich,
Daß dennoch ich Dein Zeichen trage
Und blute unter Deinem Streich.
Fluch allem, was von Dir mich stößt!
Dein will ich sein, von Dir nur stammen:
Viel lieber sollst Du mich verdammen,
Als daß ein andrer mich erlöst.

---

129. Am vierten Sonntage nach Pfingsten.

„Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.“

So ist aus Deines heil'gen Buches Schein
Gefallen denn ein Strahl in meine Nacht,
In meines Herzens modergrauen Schacht!
Du gabst ihn Herr, Du hast mir selbst gebracht,
Was ewig meiner Hoffnung Edelstein.

Es ist zu viel, zu viel; ich faß es kaum:
Um meine ganz versunkne Seele, weh,
So öd' und aschig wie Gomorrha's See,
Um sie soll Freude sein in Deiner Höh!
Es ist zu viel, weh mir, es ist ein Traum!

Kann wachsen denn, wie des Polypen Arm,
Aus Thränen die verlorne Eigenschaft?
Zieht mit der Reue wieder ein die Kraft?
Ist es genug, wenn tot die Leidenschaft,
Zerfressen liegt wie von Insekten Schwarm?

Ist es genug vor Deiner Gnad' und Lieb',
Wenn über das Gebäude ausgebrannt
Sich sehnsuchtsvoll und betend streckt die Hand,
Die Hand, so alle Übel ausgesandt,
Die Hand, dran, ach, das brand'ge Zeichen blieb?

Und doch hast Du ein heilig Wort gesandt,
Uns bindend mit gewalt'ger Gnaden-Pflicht:
Zu glauben gegen eigenes Gericht,
Was stöhnend aus des Herzens Kammern bricht
Und selber die Verwerfung sich erkannt!

Du hast geredet, Herr, was will ich mehr?
Ach, nicht auf meine Sünde darf ich schaun,
Soll nicht in ihrem Schlamme das Vertraun
Ersticken wie ein Wild in Sumpfesgraun,
Wie ein Gevögel ob dem toten Meer.

Was Du gesprochen, Herr, wer meisterts kühn:
Daß gnäd'ger Du, als Menschensinn ermißt?
So bist Du, Herr, der Heiland und der Christ!
Und ich, die nur ein matter Schatten ist,
Was kann ich anders thun als glaubend knien?

---

130. Am fünften Sonntage nach Pfingsten.

„Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist."

Ein Abgrund hat sich aufgethan
Dem Auge meiner Seele;
Verdorrt steht meines Lebens Bahn,
Wie ich es mir verhehle.
Die Wahrheit alle Schleier bricht:
Weh mir, die Liebe hab ich nicht!

Hat sich mein Herz so manchesmal
Verzweifelnd dran gehangen,

Wenn meine Sünden ohne Zahl
Gespenstig auf mich drangen:
Es ist doch wahr, es ist kein Traum,
Mein Lieben war nur Dunst und Schaum!

Wem thust du wohl? Ist es nicht nur
Dem Armen, der sich beuget?
Hast jemals freudiger Natur
Du milde dich geneiget?
Demüthig nur und kummervoll
Erpreßt man dir den schnöden Zoll.

Kalt wie der Tod kannst, wehe dir,
Die Hülfe du versagen,
Wo nur ein üppig Zweiglein dir
Zu frisch scheint aufzuragen;
Du, den des Nächsten Splitter sticht
Und siehst den eignen Balken nicht!

Freiwillig hast du nicht gefühlt,
Wenn dich die Nerven zwangen,
Wenn, wie elektrisch Feuer spielt,
Die fremden Schmerzen drangen
In deines Körpers schwachen Bau,
Zu schnöder ird'scher Thränen Thau.

Freiwillig kam es dir nicht ein,
Daß, ob die Lippe schweiget,
Ob unter zarter Demut Schein
Sich mild die Rechte zeiget;
Es gibt kein süßer Hochmutspiel,
Als eigner Güte Selbstgefühl!

Ja soll noch Rettung dir geschehn,
Du mein unsterblich Wesen,
Mußt fest du in den Spiegel sehn,
Mußt ohne Zucken lesen

In deiner Brust die dunkle Schrift;
Viel besser Dolch, als schleichend Gift!

Greif an, es ist die höchste Zeit,
Greif an mit mut'gen Händen;
Des Richters Wage liegt bereit,
Dein Lauf wird schleunig enden!
Zeigt jeder Atemzug nicht an,
Wie kurz gemessen deine Bahn?

Daß ich so elend bin und schwach,
Nie hab ich es empfunden,
Als da die letzte Stütze brach
In diesen schweren Stunden.
Doch einen giebt es, einen doch,
Der eine kann mich retten noch!

So, laß, du aller Sünden Damm,
Du treuster Freund von allen,
Mich nicht als modermorschen Stamm
So unversehens fallen!
O flöße einen Tropfen Saft
In meine Adern, höchste Kraft!

Daß nur zu den Lebend'gen ich
Darf ganz zuletzt mich stellen,
Nur eben zu den Toten mich
Verzweifeln nicht gesellen:
Ein Tropfen für die Adern leer,
Du bist ja aller Gnaden Meer!

---

131. Am siebenten Sonntage nach Pfingsten

Evang.: Von der Gerechtigkeit der Pharisäer.

Wo bist du, der noch unversöhnt mit mir?
Gern will ich freudig meine Hand dir reichen.
Nicht weiß ich es, was ich verbrach an dir;
Verschwunden alte Zeiten, alte Zeichen!
Zerronnen sind die Jahre wie ein Traum
Und rückwärts wend ich die Gedanken kaum
Zu Bildern, die wie Wolkenschatten bleichen.

Aus langer Not und manchem bittern Kampf
Ist mir ein neues Leben aufgegangen.
Kein freudiges: den heißen innern Krampf
Fühl' ich, von außen minder nun befangen;
Der Blick nach innen bohrend mit Gewalt
Kann tiefer, tiefer in den dunklen Spalt
Der lang verharrschten Wunden nun gelangen.

Was mich bewegt, es ist dahin, verweht
Geschieden längst, die einst zusammentrafen;
Und wie ein Schiff, das überm Meergrund steht,
Vergessend ganz den einst erlesnen Hafen,
Laß ich das Senkblei zitternd auf den Grund,
Zu forschen, wo die Seele krank und wund,
Wo, wehe! die verborgnen Klippen schlafen.

Ach, kann ich denn vollbrachte Dinge so
Wie den verbrauchten Mantel von mir streifen?
Wird einer selbst nur seiner Trauer froh,
Wenn tausend kleine Fasern nach ihm greifen
Von Wucherpflanzen, die er ausgesät,
Wenn überall des Fluches Ernte steht,
All überall die irren Seufzer schweifen?

O sei nicht blind, schließ deine Augen auf!
Noch einmal mußt du sie nach außen wenden,

Mußt sehn den Quell als wilden Stromes Lauf,
Den aufgegraben du mit eignen Händen.
Und wo er ward gedämmt durch Gottes Huld,
Da schlag an deine Brust in deiner Schuld
Und meine nicht, du könntest was vollenden!

Ja, wend' ich meine Blicke nur zurück,
So weiß ich, wo ich muß um Gnade flehen,
Wo schuldig ich, das eigne Lebensglück
Zu tauschen gegen fremder Seele Wehen;
Dann weiß ich wohl, wer mir noch unversöhnt
Vielleicht die dargebotne Rechte höhnt,
Mich nach Verdienst läßt ungetröstet gehen.

Wo ich getäuscht in Leichtsinn, Übermut,
Dort mag man mir vielleicht zuerst vergeben;
Doch wo vergiftet ward ein reines Blut,
Ein fremdem Beispiel hingegebnes Leben:
Da liegt der Stein, den meine sünd'ge Hand
In Schwung zu setzen, ach, nur zu gewandt,
Doch viel zu schwach, vom Boden jetzt zu heben!

Barmherziger, laß nicht der Sünde Saat
Noch ferner so gewalt'gen Samen treiben!
Ich bitte Dich, wie ich Dich nie noch bat,
Ach, nicht so grauses Denkmal laß mir bleiben!
Nicht später Reue schäm ich mich fürwahr:
So send' auch diesen Deine Leuchte klar,
Daß schaudernd sie sich vor dem Abgrund sträuben!

Mein Gott, nicht um Verzeihung fleh' ich ja,
Daß unverdiente Liebe ich mir stehle;
Zu ihnen tritt, nur ihnen, Herr, sei nah,
Welch andre Pein auch hier und dort mich quäle.
Du Gnädiger, nur dieses eine nicht:
Daß ich vor Deinem ewigen Gericht
Durch mich verloren sehn muß eine Seele!

132. Am eilften Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Jesus weint über Jerusalem.

Mein Jesus hat geweint um seine Stadt,
Ach, auch gewiß um mich hat er geweinet;
Schon damals wußte er, wie trüb und matt,
Wie hülflos meine Seele heut erscheinet.
Von allem, was die heil'ge Bibel trägt,
Hat nichts so tief, so rührend mich bewegt.

O, könnt' ich seine teuren Thränen nur
In einem Kelche, einem Tuche fassen!
Wie er Veronika die heil'ge Spur
Von seinem blut'gen Antlitz wollte lassen:
Sie war die Hochbegnadete vom Herrn, —
Doch auch der ärmste Bettler träumt ja gern!

Zu solchem Kelche gäb' ich freudig her,
Was ich an kleinen Schätzen mag besitzen;
Von meinem Golde würd' er reich und schwer,
Und meine Edelsteine sollten blitzen.
O zürne, Herr, mit meiner Albernheit,
Zum Kinde macht mich Deine Güte heut!

„O wüßtest du, was dir zur Rettung ist!"
Ja wüßt ich es, wohl wär es mir zum Frommen.
Doch Du, Du weißt es ja, mein Jesus Christ,
Und nur von Dir kann mir die Kunde kommen.
So rede denn, Du meines Herzens Hort!
Ich stehe, Herr, und horche auf Dein Wort.

Fürwahr, ich muß in Deinem heil'gen Buch
Vielmehr nach Deiner Liebe Zeichen suchen,
Als wo Dein Eifer spricht, und weh, Dein Fluch.
Ich knicke wie ein Halm, hör ich Dich fluchen;
Nicht heilsam aufgerüttelt, todesmatt
Lieg ich am Grunde wie ein dürres Blatt.

Ein saftlos Erdreich bin ich, dem nicht mag
Des Kalkes Brand, der Asche Beize taugen;
Ein dürrer Sand treib ich dem Winde nach:
So will ich Deine Himmelstropfen saugen;
Und in dem Tranke giebst du mir vielleicht,
Was meinem irrendem Bewußtsein reicht.

Giebst mir ins Herz, was ich beginnen soll,
Ob trauernd stehn, ob hoffend fürder schreiten;
Die Gnade ist ja nicht der Stärke Zoll,
Auch zu dem Siechen mag sie niedergleiten:
Du, der des Allerschwächsten Schöpfer bist,
Hast auch für ihn ein Heil, mein Jesu Christ!

Drum, wenn die Wolke wieder mich umgiebt
Und fast verzweifelnd meine Arm' ermatten,
Dann will ich denken, daß Er hat geliebt,
Und meine Wimper heben durch die Schatten.
O meine Seele, sei nicht so versteint;
Du weißt es ja: Er hat um dich geweint!

---

133. Am zwölften Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Pharisäer und Zöllner.

Ja, wenn ich schaue Deine Opferflamme
In eines frommen Auges reiner Glut,
Durchzuckt es mich, als ob es mich verdamme:
Der scharfe Strahl fährt in mein schuldig Blut.
Wie blendet mich das Licht!
Die Augen darf ich nicht erheben;
Ich darf es nicht,
Und meine Wimpern beben.

Und unter den geschloßnen Lidern fahren
Die Schatten alter Sünden hin und her.

Was dann sich muß dem Hirne offenbaren,
O meinem Feinde werd' es nicht so schwer!
Aus Grund und Wänden auch
Sie dampfen, schweben durch die Zimmer,
Gebild' aus Rauch;
So war und bleibt es immer.

Wenn eine milde That ich seh vollbringen,
So recht aus übervollen Herzens Grund,
So klar die warmen Liebesquellen springen,
Nur achtend was dem Bruder sei gesund;
Wenn, ganz ein Gotteskind,
Sich unbewußt, im Gnadenkleide scheinet
Die Thräne lind,
Nicht fragt, warum sie weinet:

Dann wühlt in meinem Busen das Gewissen.
Schutt und Geröll stellt sich mein Wirken dar;
Mein Geben und mein Streben, wie zerrissen
Von Grübelns Dornen, wie der Einfalt bar!
Und überall mein Fuß
An Gitter stößt, an Kerkerschragen,
Und zitternd muß
An meine Brust ich schlagen.

Vor allem, ach, wenn eine fromme Stimme
Mir flüstert zu ein einfach heilig Wort,
So sicher, daß mein Herz im Glauben schwimme,
So unbesorgt um meines Lebens Port,
Mir Deiner Gnade Laut
Unschuldig beut als Losungszeichen,
Und ganz vertraut
An meine Brust will schleichen:

Dann müssen alle Worte sich empören,
Die frevelnd ich gesprochen einst und je,

Und alles, was noch jetzt mich kann verstören,
Das steigt und wirbelt um mich wie ein See.
Dann fühl ich in dem Schaum
Noch heut mich keiner Bande ledig,
Dann stöhn ich kaum:
Gott sei mir Sünder gnädig!

---

134. Am dreizehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom Taubstummen.

Rühr' meine Zunge an,
Du kannst sie lösen!
Brich meines Ohres Bann:
Ich mag genesen!
Nein, nicht verloren bin ich, milder Gott,
Nur eingezwängt, nur meines Feindes Spott;
Dich ruf ich, Treuer, zwinge Du den Bösen!

Gelähmet hat er mir
Der Nerven Fäden;
Nur durch der Augen Thür
Gehn ein die Reden,
Wenn, fassend neuer Minne Gotteslust,
Das Herz sich wenden möchte in der Brust,
Ausbluten möchte die verborgnen Schäden.

So bin ich gänzlich doch
Nicht aufgegeben,
So lang mir irgend noch
Dringt ein das Leben,
Und wär es nur, wie in des Irren Stirn
Sich leise regt das schlummernde Gehirn:
Es lebt, und hoffen darf ich, ob mit Beben.

Nur Worte, Worte sind
Mir nicht Verwandte.
Wie abwärts prallt der Wind
Von Berges Kante:
So prallt, was andre rührt und andre schreckt,
Von jener Rinde, die mein Hirn bedeckt
Und die ich einstens Wacht und Mauer nannte.

Nicht immer ist es gleich;
Zuweilen schleichen
Sich aus der Töne Reich
Gewalt'ge Zeichen,
Wie eine Thräne sich zum Herzen drängt,
Wie Bergeskluft den fernen Donner fängt:
O, dann vor Freude fühl ich mich erbleichen!

Ach meine Lippe kann
Es aus nicht sprechen,
Wie aus der Tiefe dann
Die Thränen brechen.
Nein, was so fremd sich in die Seele flößt,
Das hat noch nicht der Zunge Band gelöst,
Rinnt halbverstanden nur in irren Bächen.

O lege, starker Hort,
Die gnäd'gen Hände
An meines Ohres Port!
O, aufwärts wende
Um mich auch Deiner Blicke liebreich Flehn
Und sprich Dein Hephata! dann ists geschehn:
Ich bin gelöst; es hat der Fluch ein Ende!

———

135. Am neunzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Evang.: Vom vornehmsten Gebot.

Ob ich Dich liebe, Gott, es ist
Mir unbewußt.
Oft mein' ich, daß nur du es bist,
Was diese Brust
In aller andern Liebe Schein
Und dämmerndem Verlangen
Wie eine Sühnungsfackel rein
Hält gnadenvoll umfangen.

Wenn zu dem Edelsten der Geist
Sich frei erhebt,
Was als Gedanke ihn umkreist
Und dennoch lebt,
Unsichtbar, wesenlos doch nicht,
Fern dennoch allerwegen;
Des Spur aus Menschenauge spricht
Und aus der Thräne Segen:

Dann bin ich wohl getröstet und
Gebet entsteigt
So zuversichtlich meinem Mund,
Als sei gereicht
In fremder Liebe Deine Lieb'.
Wer hat es je ergründet,
All was des Sehnens würdig blieb
Und deinen Odem kündet?

Und fühl ich dann zu andrer Zeit
So machtberaubt,
Der Kreatur mein Herz geweiht,
Wie Haar dem Haupt;
Wenn in dem Freunde mich entzückt
Selbst wie ein Reiz das Fehlen,

Die Schwächen, an mein Herz gedrückt,
Mir keiner dürfte stehlen:

Ja, wär es Gottes Spiegel nur
Was ich erkannt,
Und nicht die sündige Natur
Böt ihm die Hand;
Wenn der Geliebten Tugend ich
In Ehrfurcht ließe gelten!
Doch ohn ein Quentchen Thorheit sich
Mein Herze würd erkälten.

Gleich einer kalten Wolke fährt
Es über mich,
Wie dem Damokles unterm Schwert
Die Wange blich,
Wie einem, der an Ufers Rand
Sich spiegelt, lächelt, trinket,
Wenn sacht entschlüpft der falsche Sand
Und seine Stätte sinket.

O Retter, Retter, der auch für
Die Thoren litt,
Erscheine, eh die Welle mir
Zum Haupte glitt!
Greif aus mit deiner starken Hand,
Noch kämpf ich gen die Wogen;
So manchen hast Du ja ans Land
Aus tiefstem Schlamm gezogen!

Und hab des falschen Spiegels mich
Ich ganz entschlagen:
Dann erst zu Deinem Bildnis ich
Darf Sehnsucht tragen,

Dann darf ich lieben stark, gesund,
Ohn alle Schmach und Hehle,
Aus meines ganzen Herzens Grund
Und meiner ganzen Seele!

---

136. Am Allerheiligentage.

Ev. Matth. 5: „Selig sind ꝛc.“

Selig sind im Geist die Armen,
Die zu ihres Nächsten Füßen
Suchen Nachsicht und Erbarmen,
Und mit Demutswort ihn grüßen,
Fremden Fehles sich erbarmen,
Fremden Glückes überfließen:
Ja, zu ihres Nächsten Füßen
Selig, selig sind die Armen!

Selig sind der Sanftmut Kinder,
Denen Zürnen wird zum Lächeln,
Und der Milde Saat nicht minder
Fruchtbar sprießt aus Dorn und Hecheln,
Deren letztes Wort ein linder
Liebeshauch durch Todesröcheln,
Wenn das Zucken wird zum Lächeln:
Selig sind der Sanftmut Kinder!

Selig sind, die Trauer tragen
Und ihr Brot mit Thränen tränken,
Über eigne Sünden klagen
Und der fremden nicht gedenken,
An den eignen Busen schlagen,
Fremder Schuld die Blicke senken:
Die ihr Brot mit Thränen tränken,
Selig sind, die Trauer tragen!

Selig, wen der Durst ergriffen
Nach dem Rechten, nach dem Guten,
Mutig, ob auf morschen Schiffen,
Mutig steuernd auf den Fluten,
Sollte unter Sturm und Riffen
Auch das Leben sich verbluten:
Nach dem Rechten, nach dem Guten,
Selig, wen der Durst ergriffen!

Die Barmherzigen sind selig,
So nur auf die Wunde sehen,
Nicht erpressend kalt und wählig,
Wie der Schaden mocht entstehen,
Leise schonend und allmählich
Lassen drin den Balsam gehen:
Die nur nach der Wunde sehen,
Die Barmherzigen sind selig!

Überselig reine Herzen,
Unbefleckter Jungfraun Sinnen!
Denen Kindeslust das Scherzen,
Denen Himmelshauch das Minnen,
Die rein wie Altares Kerzen
Endeten ihr klar Beginnen:
Unbefleckter Jungfraun Sinnen,
Überselig reine Herzen!

Und des Friedens fromme Wächter
Selig, an den Schranken waltend,
Und der Einigkeit Verfechter,
Hoch die weiße Fahne haltend,
Mild und fest gen den Verächter,
Nimmer Deine Glieder spaltend:
Selig, an den Schranken waltend,
Selig sind des Friedens Wächter!

Die um Dich Verfolgung leiden,
Höchster Feldherr, Deine Scharen,
Selig, wenn sie alles meiden,
Um Dein Banner sich zu wahren!
Mög es nie von ihnen scheiden,
Nicht in Lust noch in Gefahren!
Selig, selig Deine Scharen,
Selig, die Verfolgung leiden!

Und so muß ich selig nennen
Alle, denen fremd mein Treiben,
Muß, indes die Wunden brennen,
Fremden Glückes Herold bleiben.
Wird denn nichts von dir mich trennen,
Wildes, saftlos morsches Treiben?
Muß ich selber mich zerreiben,
Wird mich keiner selig nennen?

137. Am ersten Sonntage im Advent.

Saget der Tochter Sion: „Siehe, dein König kommt zu dir!“

Du bist so mild,
So reich an Duldung, liebster Hort,
Und mußt so wilde Streiter haben!
Dein heilig Bild
Ragt über stolze Banner fort:
Und Deine Zeichen will man graben
In Speer und funkensprühnden Schild!

Mit Spott und Hohn
Gewaffnet hat Parteienwut,
Was Deinen sanften Namen träget,
Und klirrend schon

Hat in des frömmsten Lammes Blut
Den Fehdehandschuh man geleget,
Den Scepter auf die Dornenkron.

Wenn Stirn an Stirn
Sich drängen mit verwirrtem Schrei
Die Kämpfer um geweihte Sache,
Wenn in dem Hirn
Mehr schwindelt von der Welt Gebräu,
Von Siegesjubel, Ehr und Rache
Mehr zähe Mottenfäden schwirr'n,

Als stark und rein
Der Treue Nothemd weben sich
Sollt von des Herzens Schlag gerötet:
Wer denkt der Pein,
Durchzuckend wie mit Messern Dich
Als für die Kreuz'ger du gebetet!
O Herr, sind dies die Diener Dein?

Wie liegt der Fluch
So schwer auf allen, deren Hand
Noch rührt die Sündenmutter Erde!
Ists nicht genug,
Daß sich der Flüchtling wärmt am Brand
Der Hütte? Muß auf Deinem Herde
Die Flamme schür'n unsel'ger Trug?

So bleibt es wahr,
Was wandelt durch des Volkes Mund:
Daß wo man Deine Tempel schauet
So mild und klar,
Dicht neben dem geweihten Grund
Der Teufel seine Zelle bauet,
Sich wärmt die Schlange am Altar.

Wer um ein Gut
Der Welt die Sehnsucht sich verdarb,
Den muß der finstre Geist umfahren;
Doch was Dein Blut,
Dein heilig Dulden uns erwarb,
Das sollten knieend wir bewahren
Mit starkem, aber reinem Mut.

Allmächt'ger Du!
In dieser Zeit, wo dringend not,
Daß rein Dein Heiligtum sich zeige,
O laß nicht zu,
Daß Lästerung, die tückisch droht,
Verschütten darf des Hefens Neige
Und, ach, den klaren Trank dazu!

Laß alle Treu
Und allen standhaft echten Mut
Aufflammen immer licht und lichter!
Kein Opfer sei
Zu groß für ein unschätzbar Gut,
Und Deine Scharen mögen dichter
Und dichter treten Reih an Reih!

Doch ihr Gewand
Sei weiß und auf der Stirne wert
Soll keine Falte düster ragen;
In ihrer Hand,
Und faßt' die linke auch das Schwert,
Die rechte soll den Ölzweig tragen,
Und aufwärts sei der Blick gewandt!

So wirst Du früh
Und spät, so wirst Du einst und heut
Als Deine Streiter sie erkennen,

Voll Schweiß und Müh,
Demütig, standhaft, friedbereit:
So wirst Du Deine Scharen nennen
Und Segen strömen über sie.

---

138. Am dritten Sonntage im Advent.

„Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?“

Auf keinen andern wart ich mehr,
Wer soll noch liebers kommen mir?
Wer soll so mild und doch so hehr
Mir treten an des Herzens Thür?
Wer durch des Fiebers Qual und Brennen
So liebreich meinen Namen nennen,
Ein Balsamträufeln für und für?

Du wußtest es von Ewigkeit,
Daß der Gedanken Übermaß,
Dem Sinn zu mächt'ge Herrlichkeit
Zersprengen müßt des Hirnes Maß:
So kommst Du niedrig, unsers gleichen
Wie zu der Armut Fromme schleichen,
Sich setzen wo der Bettler saß.

Wenn fast zum Wahnsinn mich gebracht
Der wirbelnden Betrachtung Kreis,
Dann trittst Du aus der Dünste Nacht
Und Deine Stimme flüstert leis:
Hier bin ich, kannst du mich erfassen,
So magst du alles Zagen lassen;
Auf meinem Kreuze liegt der Preis!

O Stimme, immer mir bekannt,
O Wort, das stets verständlich mir,
Du ziehst mich an der Liebe Band
Und meine Schritte folgen dir!
In Liebe glaub' ich, Liebesglauben
Fürwahr soll keine Macht mir rauben:
Geschlossen ist der Sinne Thür!

Von wilder Jagd, die über Stein
Und Dorn gehetzt hat meinen Fuß,
Ich ruh in Deinem kühlen Hain
Und lausche Deinem sanften Gruß.
Die Blinden sehn, die Kalten glühen
Und aus des Irren Haupte ziehen
Der finstre Hauf der Schatten muß.

Ich folge Dir zu Berges Höhn,
Wo Leben von den Lippen fließt,
Und Deine Thränen darf ich sehn,
O tausendmal mit Heil gegrüßt;
Muß in Gethsemane erzittern,
Daß Schrecken Gottes Leib erschüttern,
Blutschweiße Gottes Stirn vergießt!

Du hast gehorsam bis zum Tod,
Ja zu des Todes eklem Graus,
Gekostet jede Menschennot
Und tranksts den vollen Becher aus:
So richte dich aus Dorn und Höhle!
Du meine angstgeknickte Seele!
Auch du nur trägst ein irdisch Haus.

Laß wanken denn den Kerkerbau
Und mische deine Thräne nur
Mit deines Heilands blut'gem Thau,

Gequälter Sklave der Natur!
Er, dessen Schweiß den Grund gerötet,
Er weiß es, wie ein Seufzer betet,
Mein Jesus, meine Hoffnungsau!

Anm.: Aus dem „geistlichen Jahr“ sind auch die früheren: Am letzten Tage des Jahres, S. 294 und: Meine Aufgabe, S. 512.

(Geistliches für alle Zeiten des Jahres.)

139. Der Morgen.

Der Morgenstrahl steht auf dem Thal,
Die Nebel ziehen drunter her,
Und auf der Au liegt still der Thau
Wie Perlen in dem weißen Meer.
Wie ich nun alles recht beschaut,
Da wird es klar mir im Gemüte,
Daß alles nur ein Wort, ein Laut,
O Gott, von Deiner Lieb und Güte!

Der Erde Pracht hast Du gemacht
Für mich, Dein ungetreues Kind,
Und den Azur, die Abendflur,
Für mich den sanften Morgenwind.
Ach, alle Worte sind zu schwach,
Um Deine Liebe zu verkünden,
Und dennoch läßt mein Streben nach
Und jeder Tag sieht mich in Sünden!

Herr, steh mir bei, da Du aufs neu
Mir wieder einen Tag verliehn;
Der Geist ist wach, das Fleisch ist schwach,
Und ohne Frucht ist mein Bemühn.
Doch Deine Hand ist stark und fest,
Will ich nur willig sie umfassen.
Ach, wer Dich, Herr, nicht selber läßt,
Den hast Du nimmermehr verlassen!

O Herr, wenn oft so unverhofft
Mich kleine Kränkungen bedrohn,
Sei mein Gesicht zu Dir gericht,
Und mein Gedanke sei Dein Sohn!
Ach, manches Leiden groß und schwer
Gabst Du mir Gnade zu besiegen,
Und vor der kleinen Sorgen Heer
Soll meine Stärke unterliegen?

Herr, mich befrei von falscher Scheu,
Von Hoffart und von Ungeduld;
Und all mein Sinn sich wende hin
Zu Deinem Kreuz und Deiner Huld.
Wer diesen Tag mich schmäht und kränkt,
Dem laß mich gern und treu verzeihen,
Und ihn laß, eh der Tag sich senkt,
Vor Dir sein Unrecht still bereuen.

Zu Deinem Preis, auf dein Geheiß
Will ich an meine Pflichten gehn;
Wenn sich die Welt entgegen stellt,
Ich will auf Deinen Willen sehn.
Mein Wirken über Haus und Kind,
Das ruht in treuen weisen Händen,
Und was mit Deinem Preis beginnt,
Das muß zu Deinem Ruhm sich enden.

140. Der Abend.

Der Tag ist eingenickt
Beim Wiegenlied der Glocken;
Zum Blumenkuß sich bückt
Der Thau auf leisen Socken:
Die Sterne grüßen sich,
Sie winken sich und drehen;
Fern hör ich Tritte gehen,
Doch ruhig ists um mich.

Und wie die dunkle Nacht
Deckt Land und Meeresgründe,
Und was der Mensch vollbracht,
Sein Heil und seine Sünde:
Vor Dir ist alles klar,
Wie Flammenschriften glühen;
Wer mag sich Dir entziehen,
Den je Dein Wort gebar?

In Demut will mein Herz
Vor Deinen Thron sich wagen;
Sein Leid und seinen Schmerz,
Es will Dir alles sagen.
Die Sünd ist seine Not,
Hilfst Du sie, Herr, nicht tragen,
Sie müßte ja es schlagen
Zum ew'gen Seelentod.

Wenn aus mir selbst ich bau,
So muß mein Werk vergehen;
Wenn in mich selbst ich schau,
Kann ich nur Schrecknis sehen.
Als Kläger schauerlich
Steht meines Herzens Tücke;
Doch wenn zu Dir ich blicke,
Dann wird es hell um mich.

Und gläubig hoff ich noch,
Du werdest mir verzeihen;
Du sahst mich fehlen, doch
Du siehst mich auch bereuen.
So oft in Demut ich
Vor Deinem Thron mich funden,
So fließt aus Jesu Wunden
Ein Tröpflein Bluts auf mich.

Ich halte mich an Dich,
Mein Richter und mein Retter,
So nun als ewiglich;
Vergebens ruft der Spötter:
O spare deine Müh!
Zu groß sind deine Sünden!
Und willst du Ruhe finden,
So denke nicht an sie!

Wohl unglücksel'ger Pfeil,
Er trifft des Schützen Leben!
Mein Herr ist stark, mein Heil,
Und mächtig im Vergeben.
Wenn mein Gewissen droht,
Will ich das Kreuz umfangen:
Ach, der daran gehangen,
Er sieht ja meine Not!

Ich weiß, Du zürnest nicht,
Schließ ich die Augenlider,
Und Kraft zu meiner Pflicht
Giebst Du im Schlaf mir wieder.
Scheuch böser Träume Nacht
Von denen, die Dich ehren;
Sie könnens ja nicht wehren,
Sie stehn in Schlafes Macht.

Ich trau auf Deine Hand,
Daß sie mich wohl behüte,
Weil alle Deine Güte
Und Liebe mir bekannt;
Und daß ein sichrer Hort
Das Unheil von mir wende:
O Herr, in Deine Hände!
Dies sei mein letztes Wort.

---

141. Die Nacht.

Mein Gott! mein erstes Wort, ich bin erwacht!
Fern ist der Tag mit seinem Flammenschilde,
Und wie ein schwarzer Rauch bedeckt die Nacht
Zwar leicht, doch dicht, ein jegliches Gebilde.
Fern ist der Mond, der Wächter der Natur,
Und keine Sterne seh ich freudig glühen;
Vielleicht bedeckt ein Nebelsee die Flur,
Vielleicht auch mögen dunkle Wolken ziehen.

Stumm ist die Nacht, doch ist sie thatenschwer,
Und Gottes Wunder wird von ihr geboren;
Sie sendet uns im Thau die Ernte her,
Sie ist das Füllhorn, das sich Gott erkoren.
Indeß der Mensch dem Leibe zahlt die Schuld
Und nicht vermag an seinen Gott zu denken,
Will ihm der Herr, o übergroße Huld!
Mit milder Hand ein neues Leben schenken.

Doch wie als Friedensengel nicht allein,
Auch als der Tod das Heil uns kommt hernieder:
So flammt um sie des Blitzes roter Schein
Und Stürme ziehn durch ihre schwarzen Glieder;

Der Hagel schlägt die Saat, die Welle steigt
Und tückisch frißt ihr Zahn am sichern Damme;
Der Mehlthau trifft die Frucht, daß sie erbleicht,
Und furchtbar wächst die unbemerkte Flamme.

Was Du verhängt, es ist nur Dir bekannt,
Ich weiß es nicht und sorg es nicht zu wissen.
Um eins nur bitt ich, daß in Deiner Hand
Ich demutsvoll die Rute möge küssen.
Gieb, daß ich nicht in Unmut sinken mag,
Ob auch des Körpers morsch Gebäude wanke,
Daß ich Dich lobe bei dem harten Schlag
Und daß ich Dir im tiefsten Elend danke.

Ich wünsche nichts, mein Heil, ich stell es Dir
Anheim in Deine väterliche Güte;
Doch woll die Meinen segnen für und für,
Schick Deinen Engel, daß er sie behüte!
Zwar such ich mutig sie nach Menschenkraft,
So Geist als Leib, zu ihrem Heil zu führen;
Wohl nützt dem Körper, was der Körper schafft,
Doch ihre Seele kann nur Gott regieren.

Gieb ihnen Licht, wo es noch dunkel ist,
Gieb ihnen Kraft, wo schon ein Strahl entglommen,
Gieb ihnen Trübsal, wenn ihr Herz vergißt,
Ihr eitles Herz, woher das Glück gekommen!
Doch wenn das Leiden sie zum Mißmut drückt,
Gieb ihnen Freude, daß sie Dich erkennen,
Gieb ihnen Trost, wenn einst ihr Leben knickt,
Und laß sie sterbend Deinen Namen nennen!

In Jesu Schutz, nach Jesu Will und Wort,
In Jesu Namen schließ ich meine Augen.
Die Nacht geht ihre stillen Wege fort;
Was kommt, das muß zu Gottes Ratschluß taugen.

Erblick ich lebend und gesund den Tag,
So will ich Deinen heil'gen Namen preisen;
Doch ob der Tod sein Anteil fordern mag,
In Jesu Wunden läßt sichs sicher reisen.

---

142. Glaube.

O Welt, wie soll ich dich ergründen
In aller deiner argen List?
Wo soll ich Treu und Glauben finden,
Da du so falsch und treulos bist?
Wo ich mich wende, hier und dort,
Da kommt die Täuschung mir entgegen,
Die Lüge steht an allen Wegen
Und spricht ein trügerisches Wort.

Drum will ich nicht an Menschen glauben,
Nein nur an Dich, mein Gott, allein;
Daß nichts mir Deine Treu kann rauben,
Deß mag mein Herz sich wohl erfreun.
Was auch die Welt dagegen spricht
Mit hunderttausend Menschenzungen:
Wer von des Glaubens Kraft durchdrungen,
Der wanket nicht und weichet nicht.

Wohl weiß ich, daß ein sinnlos Heer
Dich, o mein Gott, will ganz verkennen,
Vielmehr das blinde Ungefähr
Als seinen Herrn und Schöpfer nennen.
Allein ich glaube, daß sie blind
Und ganz verwirrt das Heil verfehlen,
Und daß die arm verirrten Seelen
Doch Deinem Wink entsprungen sind.

Ich weiß, daß Jesu heil'ge Wunden,
O Du, mein allbarmherz'ger Gott,
Schon manches Herz zu hart gefunden,
Schon oft geduldet Hohn und Spott.
Allein ich glaub, o Jesu gut,
Daß Du getragen ihre Sünden,
Und können sie noch Gnade finden,
So ist es durch Dein kostbar Blut.

Ich weiß, daß meinen trüben Augen
Die heiligste Dreifaltigkeit
In ihrem Glanz nicht möge taugen,
Dieweil wir wandeln in der Zeit.
Allein ich glaube, daß alsdann,
Wenn wir des Fleisches sind entbunden
Und uns um Gottes Thron gefunden,
Mein Blick sie klar erkennen kann.

Ich weiß, daß deine Bahn auf Erden,
Maria, o du reine Magd,
Ein Anstoß mußte manchem werden,
In dem die Gnade nicht getagt.
Allein ich glaub, o Gottesbraut,
Daß dich ihr Irrtum tief betrübe,
Und daß dein Auge noch mit Liebe
Und mit Erbarmen auf sie schaut.

Ich weiß, daß Gottes heil'ge Scharen
Und ihr gerechter Lebenslauf
Ein Spott schon manchem Frevler waren,
Ein Ärgernis dem schwachen Hauf.
Doch glaube ich, daß sie ihr Teil
Als Gottes Kämpfer treu gestritten,
Und daß sie unaufhörlich bitten
Für ihrer sünd'gen Brüder Heil.

Ich weiß, daß viel' zur Erde sehen
Und hängen fest an dieser Zeit,
Die ihre eigne Seele schmähen
Und leugnen die Unsterblichkeit.
Allein ich glaube, daß sie nicht
Vor deinem Zorne schützt ihr Leben,
Wenn sie nun zitternd Zeugnis geben
Vor Deinem ewigen Gericht.

Ich weiß, o Herr, daß hier auf Erden
Mir manches hart und bitter ist,
Und daß mein Herz in den Beschwerden
Oft Deine Güte ganz vermißt.
Allein ich glaube, daß die Nacht
Dereinst vor Deinem Strahl wird tagen,
Und meine Lippe preisend sagen:
Der Herr hat alles wohl gemacht.

Ja, er hat alles wohl beschlossen,
Und treu und wahrhaft ist sein Wort.
Darum mein Herz, sei unverdrossen
Und trau auf deinen sichern Hort.
Ja, nur an Dich, mein Gott, allein,
Nicht an die Menschen will ich glauben:
Daß nichts mir Deine Treu kann rauben,
Deß mag mein Herz sich ewig freun!

---

143. Liebe.

Das ist mein Trost in allen Leiden,
Daß nichts mich kann von Jesu scheiden,
Von seiner Liebe keine Macht,

Und daß der größte aller Schmerzen
Hat nicht Gewalt ob einem Herzen,
Worin die Liebe Jesu wacht.

Wenn Er mir bleibt, was kann mir fehlen?
Wenn Er mich labt, was kann mich quälen?
Wie hat Er alles wohl bestellt!
Wenn ich nur seinen Namen nenne,
Dann ists, als ob das Herz mir brenne,
Im Lichte steht die ganze Welt!

Sein Kreuz ist wie der Himmelsbogen
Um meinen Horizont gezogen,
Wohin ich schau, da steht es schon.
O teures Kreuz, laß dich umfangen,
Woran mein liebstes Lieb gehangen
Für unsrer Sünden bittern Lohn!

Wenn meine Pflichten oft mich drücken,
So muß ich Liebesrosen pflücken
Aus seinem bittern Kreuzestod.
Wie kommt mir wunderbare Stärke,
Wie sind so süß die schweren Werke,
Dieweil mein Jesu sie gebot!

Mein Leid muß mir zu Freuden werden,
Denk ich an Jesu Leid auf Erden
Und seinen schweren Kreuzespfad.
Mein Jesus ist vorangegangen;
Ach, kann mir noch vor Dornen bangen
Auf Wegen, die mein Gott betrat?

Er hat den bittern Weg erkoren:
Was flieht ihr denn, ihr schwachen Thoren,
So sehr die Bitterkeit und Pein?

Muß ich durch Dornenweg' mich schlagen,
So soll mich doch die Furcht nicht plagen:
Mein Jesus kann nicht ferne sein.

Ach, könnt ich diese Hülle meiden!
Doch still, mein Herz, verschließ bescheiden
Den heißen Wunsch in deine Brust;
Es ist ja meines Jesu Wille,
Und daß ich den getreu erfülle,
Das ist doch meine ganze Lust.

Geduld! sie wird ja endlich kommen,
Die Stunde, mir zum Heil und Frommen,
Gott hat sie keinem noch versagt.
Bis dahin denk in allen Leiden,
Daß nichts dich kann von Jesu scheiden,
Von seiner Liebe keine Macht!

---

144. Hoffnung.

Laß das Leben wanken,
Laß es ganz vergehn;
Über seine stillen Schranken
Will ich ernst und mutig sehn.
Findet gleich Vernunft die Wege
In dem dunklen Lande nicht:
Hoffnung kennt die Stege,
Trägt ein sichres Licht.

Wenn mich alle lassen,
Meine Hoffnung bleibt,
Wird mich rettend dann umfassen,
Wenn mich Not und Sünde treibt;

Ob auch Tod und Drangsal wüte,
Ob Gewalt der Böse hat,
Herr, auf deine Güte
Bau ich meine Stadt!

Ihn muß ich beklagen,
Der die Hoffnung senkt;
Ach, wie konnte er verzagen
Wo des Herren Wille lenkt!
All sein Trost in Schmerz und Leiden,
All sein Ruhm in Spott und Schmach
Mußte von ihm scheiden,
Da die Hoffnung brach.

Wer sie will umschmiegen
Und nicht läßt in Not,
Spricht: o Grab, wo ist dein Siegen
Und wo ist dein Stachel, Tod!
Keine Macht ob seinem Herzen
Hat der Trug und eitle Schein,
Und aus bittern Schmerzen
Preßt er süßen Wein.

Jesu, mich behüte,
Stärke mein Bemühn;
Ach, es war ja Deine Güte,
Die die Hoffnung mir verliehn!
Wolltest Du von mir Dich wenden,
Alles Gute wendet sich:
Sünden ohne Enden,
Schmach und Schuld um mich!

Hast Du Leid beschlossen,
Ist die Prüfung da:
Herr, ich trag es unverdrossen,
Bleibt mir Deine Hoffnung nah!

Alles magst Du mir entziehen,
Was mein Leben heiter macht,
Hoffnung wird mir glühen
Wie ein Stern zur Nacht.

Willst Du Freuden schicken,
O Du Herr so mild,
Willst Du mir mein Leben schmücken
Mit des irdschen Glückes Bild:
Laß mein schwaches Herz nicht offen
Sein für diese eitle Welt;
All mein stilles Hoffen
Sei auf Dich gestellt!

Wenn dann meine Stunde
Nun geschlagen hat,
Und von meinem bleichen Munde
Kaum noch tönt Dein Name matt:
Ach, dann werd ich freudig schauen,
Wie mein Hoffen mag bestehn;
Denn ein fromm Vertrauen
Läßt nicht untergehn!

---

145. Das verlorne Paradies.

Als noch das Paradies erschlossen war
Dem ersten sündelosen Menschenpaar,
Kein Gift die Viper kannte, keinen Dorn
Der Strauch, der Leu und Tiger keinen Zorn,
Noch fröhlich scholl der Nachtigallen Flöte:
Da schlief an jedem Abend Heva ein
An einem Rosenstrauche, und der Schein
Von ihrer unschuldvollen Wangenröte
Spielt lieblich um der Blume lichten Ball;

Denn damals waren weiß die Rosen all
Und dornenlos. — Umnickt vom duft'gen Kranz,
Der überm Haupte führte lichten Tanz,
Ruhte das erste Weib, Gedanken sinnend.
Die Embryone schon der Gottheit Siegel
Am Haupte trugen, schon im Keime minnend
Bewegten halberschloßne Seraphsflügel.
Sie lag, den Zweig an ihre Brust gedrückt,
Denn keine Blume wurde noch gepflückt;
Bis leise sich die Wimper niederließ
Und in die Träume schlich das Paradies.
O heilig war das Weib! wer sie gesehn,
Nicht denken hätt' er können, ob sie schön,
Nur daß sie rein wie Thau, und Gottes Spiegel! —

Die Ros' auch lächelt selig, doch wie lange?
Hüte dich vor der Schlange! —
Am grauen Horizonte murrend stand
Der ersten Donnerwolke düstrer Rand,
Am Rosenstrauche fiel die erste Thräne,
Und drüben weint der Nachtigall Gestöhne.
Wär dies das Bild von gestern, dieser Leib
Verhüllt in Blätterschutz? ein arges Weib!
Das Auge kündend ein verbotnes Wissen,
Wie scheint so heiß und hart des Mooses Kissen,
Wie dunsterfüllt des Paradieses Prangen,
Und wie so seltsam brennen ihre Wangen!
Fest hielt den vollen Rosenzweig sie, fest
Wie der Versinkende die Binse preßt,
Oder sein Lieb ein glüh Verlangen.
Ob sie entschlief? — Wohl endlich hat die Nacht
Ihr Ruhe, bleiernschweren Schlaf gebracht;
Der Regenguß, er hat sie nicht erweckt,
Des Donners Rollen sie nicht aufgeschreckt,

Ihr Haar nur flatterte im Windestosen,
Und ihr am Busen zitterten die Rosen;
Wie eine Leiche lag sie schmerzlich mild,
Zum erstenmal im Schlaf des Todes Bild.
Und als am Morgen sie die Wimper hob,
Und zuckend von der Brust die Zweige schob,
Da war all ihrer Wangen lichter Schein
Gezogen in der Blumen Rund hinein,
In glüher Sehnsucht alle aufgegangen,
Zum Kusse öffnend all den üpp'gen Mund —
Und Heva kniete weinend, ihre Wangen
Entfärbt, und ihre Brust von Dornen wund! —

---

146. Gethsemane.

Als Christus lag im Hain Gethsemane
Auf seinem Antlitz mit geschloßnen Augen;
Die Lüfte schienen Seufzer nur zu saugen
Und eine Quelle murmelte ihr Weh,
Des Mondes blasse Scheibe wiederscheinend:
Da war die Stunde, wo ein Engel weinend
Von Gottes Throne ward herabgesandt,
Den bittern Leidenskelch in seiner Hand.

Und vor dem Heiland stieg das Kreuz empor,
Daran sah seinen eignen Leib er hangen,
Zerrissen, ausgespannt; die Stricke drangen
Die Sehnen an den Gliedern ihm hervor.
Die Nägel sah er ragen und die Krone
Auf seinem Haupte, wo an jedem Dorn
Ein Blutestropfen hing, und wie im Zorn
Murrte der Donner mit verhaltnem Tone.

Ein Tröpfeln hört er, und am Stamme leis
Herniederglitt ein Wimmern qualverloren.
Da seufzte Christus, und aus allen Poren
Drang ihm der Schweiß!

Und dunkler ward die Nacht, im grauen Meer
Schwamm eine tote Sonne; kaum zu schauen
War noch des qualbewegten Hauptes Grauen,
Im Todeskampfe schwankend hin und her.
Am Kreuzesfuße lagen drei Gestalten;
Er sah sie grau wie Nebelwolken liegen,
Er hörte ihres schweren Odems Fliegen,
Vor Zittern rauschten ihrer Kleider Falten.
O welch ein Lieben war wie Seines heiß?
Er kannte sie, er hat sie wohl erkannt:
Das Menschenblut in seinen Adern stand
Und stärker quoll der Schweiß!

Die Sonnenleiche schwand, nur schwarzer Rauch,
In ihm versunken Kreuz und Seufzerhauch;
Ein Schweigen, grauser als des Donners Toben,
Schwamm durch des Äthers sternenleere Gassen;
Kein Lebenshauch auf weiter Erde mehr,
Ringsum ein Krater, ausgebrannt und leer,
Und eine hohle Stimme rief von oben:
Mein Gott, mein Gott, wie hast Du mich verlassen! —
Da faßten den Erlöser Todeswehn,
Da weinte Christus mit gebrochnem Munde:
Mein Vater, ist es möglich, laß die Stunde
An mir vorübergehn! —

Ein Blitz durchfuhr die Nacht; im Lichte schwamm
Das Kreuz, o strahlend mit den Marterzeichen,
Und Millionen Hände sah er reichen,
Sich angstvoll klammernd um den blut'gen Stamm,

O Händ und Händchen aus den fernsten Zonen!
Und um die Krone schwebten Millionen
Noch ungeborner Seelen, Funken gleichend;
Ein leiser Nebelrauch, dem Grund entschleichend,
Stieg aus den Gräbern der Verstorbnen Flehn.
Da hob sich Christus in der Liebe Fülle,
Und: Vater, Vater, rief er, nicht mein Wille,
Der Deine mag geschehn! —

Still schwamm der Mond im Blau, ein Lilienstengel
Stand vor dem Heiland im bethauten Grün;
Und aus dem Lilienkelche trat der Engel
Und stärkte ihn.

---

147. Die Menschenseele. (Nach Angelus Silesius.)

Des Menschen Seele du, vor allem wunderbar,
Du Alles und auch Nichts, Gott, Priester und Altar;
Kein Pünktchen durch dich selbst, doch über alles Maß
Reich in geschenktem Gut, und als die Engel baß;
Denn höher steht dein Ziel, Gott ähnlich sollst du werden!
So, Seele, bist du's schon*): denn was zum Glück und Ruhm
In dir verborgen liegt, es ist dein Eigentum,
Ob unentwickelt auch, wie's Keimlein in der Erden,
Nicht minder als der Baum; und wie die Million
Nicht andres ist als eins, bist du Ihm gleich, sein Sohn:
So wie dem Tropfen Blut, der aus der Wunde quillt,
Ganz ähnlich ist das Rot, das noch die Adern füllt.

---

*) Durch Gnade in der Wiedergeburt, als der Wiederherstellung des anerschaffnen göttl. Ebenbildes.

Nicht Kletten trägt die Ros', der Dornstrauch keine Reben,
Drum, Seele, stirbest du, Gott müßt den Geist aufgeben.*)

Ja, alles ist in dir, was nur das Weltall beut,
Der Himmel und die Höll, Gericht und Ewigkeit,
Gott ist dein Richter nicht, du mußt dir selbst verzeihn,**)
Sonst an des Höchsten Thron stehst du in ewger Pein.
Er, der dem Suchenden noch nie verlöscht die Spur,
Er hat selbst Satan nicht verdammt nach Zeit und Ort:
Deß unergründlich Grab ist seine Ichheit nur.
Wär er des Himmels Herr, er brennte ewig fort,
Wie Gott im Höllenpfuhl wär selig für und für;
Und, Seele, bist du treu, so steht dies auch bei dir!

Also ist deine Macht auch heute schon dein eigen,
Du kannst, so oft du willst, die Himmelsleiter steigen;
Ort, Raum, sind Worte nur von Trägheit ausgedacht,
Die nicht Bedürfnis in dein Wörterbuch gebracht.
Dein Aug ist Blitz und Nu, dein Flug bedarf nicht Zeit,
Und im Moment ergreifst du Gott und Ewigkeit.
Allein der Sinne Schrift, die mußt du dunkel nennen,
Da dir das Werkzeug fehlt die Lettern zu erkennen;
Nur Geist'ges faßt der Geist, ihm ist der Leib zu schwer,
Du schmeckst, du fühlst, du riechst, und weißt um gar nichts mehr.
Hat nicht vom Tröpfchen Thau die Eigenschaft zu messen,
Jahrtausende der Mensch vergebens sich vermessen?
Drum, plagt dich Irdisches, du hast es selbst bestellt,
Viel näher als dein Kleid ist dir die Geisterwelt!

---

*) Gott bedarf des Menschen, nachdem es ihm gefallen ihn zu schaffen, zur Verherrlichung seiner Liebe.

**) Durch Ausgehen von der Sünde und gläubiges Eingehen in die Wesenheit Christi des Sündentilgers.

Fasßts nicht zuweilen dich, als müßtest in der That
Du über dich hinaus, das Ganze zu durchdringen,
Wie jener Philosoph um einen Punkt nur bat,
Um dann der Erde Ball aus seiner Bahn zu schwingen?
Fühlst du in Demut so, in Liebesflammen rein,
Dann ists der Schöpfung Mark, laß dir nicht leide sein!
Dann fühlst du dich von Gott als Wesenheit begründet,
Wie Quelle an dem Strand, wo Ocean sich ründet.

So sei denn freudig, Geist, da nichts mag größer sein!
So wirf dich in den Staub, da nichts wie du so klein!
Du Würmchen in dir selbst, doch reich durch Gottes Hort,
So schlummre, schlummre nur, o Seele, schlummre fort!*)
Was rennst, was mühst du dich, zu mehren deine That?
Halt nur den Acker rein, dann sprießt von selbst die Saat!
In Ruhe wohnt die Kraft, du mußt nur ruhig sein,
Durch offne Thür und Thor die Gnade lassen ein:
Dann wird aus lockerm Grund dir Myrt und Balsam steigen, —
Er kommt, er kommt, dein Lieb, giebt sich der Braut zu eigen,
Mit sich der Krone Glanz, mit sich der Schlösser Pracht,
Um die sie nicht gefreit, an die sie nicht gedacht —
Auf daß sie preise Den, der alles wohlgemacht!

---

148. Für die armen Seelen.

Was Leben hat, das kennt die Zeit der Gnade,
Der Liebe Pforten sind ihm aufgethan;
Zum Himmel führen tausend lichte Pfade,
Ein jeder Stand hat seine eigne Bahn.

---

*) Laß ab von allem Wirken in Eigenheit — werde und sei gelassen dem göttlichen Willen! Das mag auch heißen: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht."

Doch wenn mit Trauer Leib und Seel sich trennen,
Dann, Mensch, ergreif den letzten Augenblick!
Bald kannst du nicht mehr dein die Stunde nennen,
Aus deiner Hand entflohn ist dein Geschick.

Wohl dem, der reiches Gut voraus gesendet;
Was er gewirkt, das trägt er sich nach Haus.
Doch in dem Sturme, der sein Leben endet,
Löscht auch der Prüfung Gnadenfackel aus.

Wie mancher schied und kennt die Zeit der Reue,
Und die Erlösung ist ihm noch so fern!
Wohlan, mein Herz, zeig deine Christentreue:
Ein gläubig Flehn dringt vor den Thron des Herrn!

O Du, der sprach aus seines Dieners Munde:
Gebet ist heiliger und frommer Brauch!
Das Geisterreich kennt weder Zeit noch Stunde,
Doch eine Stunde kennt und hofft es auch.

Mein Vater, sieh auf Deine ärmsten Kinder
Und denk an sie in ihrer großen Not,
Sie waren, was wir sind, sie waren Sünder,
Und ihre Gnadenpforte schloß der Tod!

Und haben sie auch Deinen Weg verlassen,
Und haben nicht auf Deine Hand geschaut:
Ach, ihre Sehnsucht kann kein Leben fassen,
Und ihre Reue nennt kein Menschenlaut!

O Jesu, denk an Deine bittern Schmerzen
Und an den harten Tod am Kreuzesstamm!
Ach, alle trugst Du sie an Deinem Herzen,
Für alle starb das unbefleckte Lamm!

Eröffne deine heiligen fünf Wunden!
Und auf fünf Strömen, glänzend, blutig rot,
Send her dein Kreuz, des mögen sie gesunden,
Ein sichres Schiff in ihrer großen Not!

Ihr Heil'gen Gottes alle, helft uns flehen,
Sie sind ja eure armen Brüder auch!
Herr, laß sie bald Dein göttlich Antlitz sehen,
Kühl' ihre Glut mit Deiner Milde Hauch!
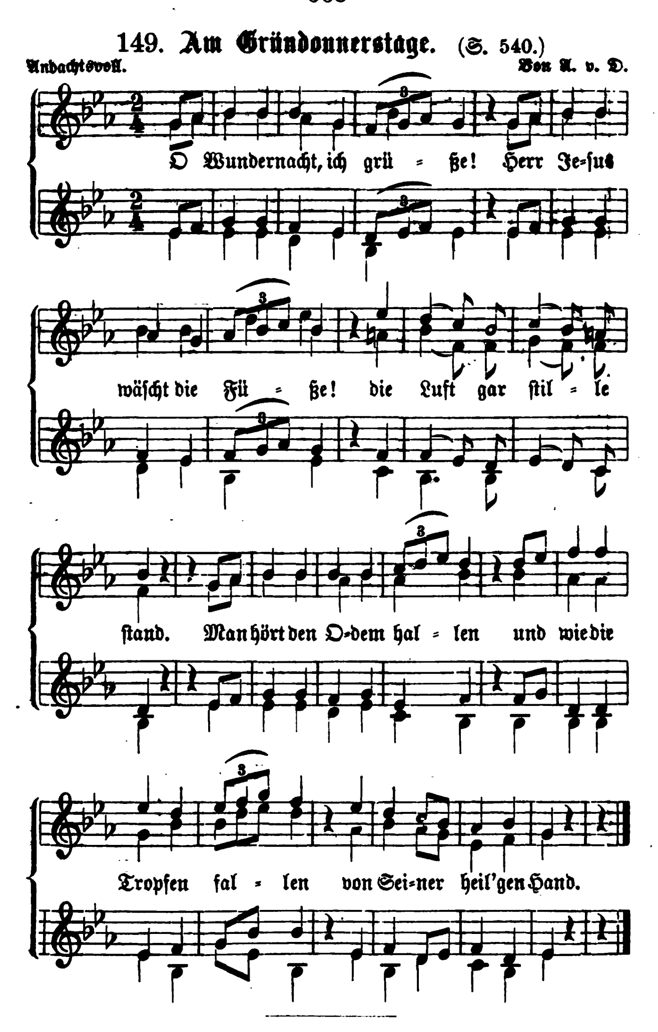
Und wenn von denen, die mir teuer waren,
Als noch um sie die Erdenhülle lag,
Vielleicht noch mancher nicht Dein Heil erfahren,
Noch fruchtlos harrt auf der Erlösung Tag:

O Gott, ich ruf aus meiner tiefsten Seele,
Steh ihnen bei, mein Gott, verlaß sie nicht!
Auf ihren Schmerz sieh, nicht auf ihre Fehle,
Sieh auf mein einsam trauernd Angesicht!
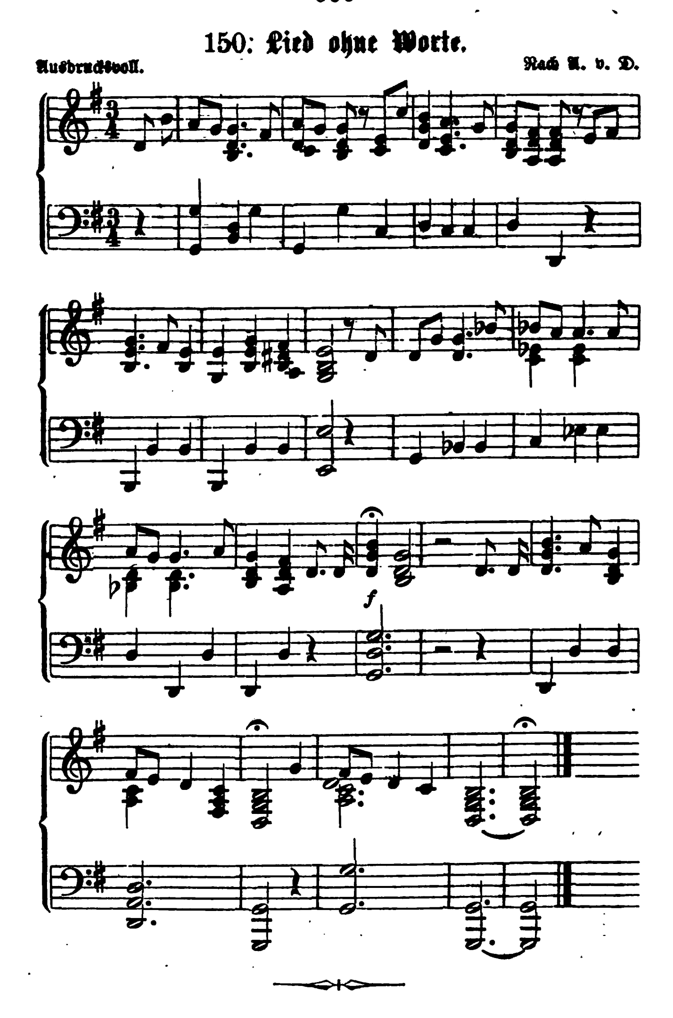
Und ist es möglich, kann man Seelen retten
Durch Erdenleid, dem man sich willig beut,
Kann ich mein Schicksal an das ihre ketten:
Gieb deinen Kelch, o Herr, ich bin bereit!

Was will doch alles Erdenleiden sagen,
Bedenk ich Leid und Freud der Ewigkeit!
Was ich vermag, ich will es gerne tragen,
Ich bin bereit, o Herr, ich bin bereit! —

„Jesus Christus allein!“


149. Am Gründonnerstage. (S. 540.)
Andachtsvoll.
Von A. v. D.
O Wundernacht, ich grü = ße! Herr Je=sus
wäscht die Fü = ße! die Luft gar stil = le
stand. Man hört den O=dem hal = len und wie die
Tropfen fal = len von Sei=ner heil'gen Hand.

150: Lied ohne Worte.



Inhalt.

1. Das Denkmal.

2. Die Dichtungen.

I. Natur.

II. Gemüt.

III. Leben.

Folgende Druckfehler beliebe man ganz besonders zu verbessern:

Seite	VII,	Zeile	2	von oben, statt zwei lies vier.
„	49,	„	11	von unten, zu streichen: ersten.
„	85,	„	5	„ „ „ „ dem.
„	89,	„	3	„ „ statt diese lies die.
„	146,	„	7	„ „ statt wirkt lies wirft.
„	165,	„	15	von oben, statt Furcht lies Frucht.
„	166,	„	16	„ „ nach: Gott, einzuschalten: obwohl Liebe zu ihm.
„	279,	„	4	von unten, statt Heeres lies Herdes.
„	402,	„	8	von oben, zu streichen: Aus.



